

PALAESTRA XCVI.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von **Alois Brandl, Gustav Roethe** und **Erich Schmidt.**

Die historischen und politischen Gedichte MICHEL BEHEIMS.

Von

Hans Gille.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1910.



Meinen Eltern.

Inhalt.

Vorwort.

Der erste Teil dieser Arbeit ist bereits früher als Berliner Dissertation erschienen. Die Anregung zur Beschäftigung mit Beheim gab mir mein verehrter Lehrer, Herr Professor Roethe; er hat mit wohlwollender und stets fördernder Teilnahme das Entstehen dieser Arbeit begleitet, und so sei ihm auch hier noch einmal herzlichst gedankt. Dank schulde ich ferner für freundlichst erwiesene Beihilfe den Herren Professor Bolte-Berlin, Professor Lug-Reichenberg i. B., Dr. Michel-Berlin, Professor Tangl-Berlin und Professor Uhlirz-Graz. Geziemend danke ich schließlich der Leitung der Handschriften-Abteilung der Heidelberger Universitätsbibliothek, die mir mit bekannter Liberalität die Benutzung ihrer wertvollen Handschriften auf der Berliner Königl. Bibliothek gestattete, und dem Vorsteher des Handschriftenzimmers der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, Herrn Dr. Petzet, dessen freundliche Hilfe ich bei meinem Münchner Aufenthalte in Anspruch nehmen durfte.

Eine ganze Reihe der hier behandelten Gedichte sind noch ungedruckt, und auch die gedruckten sind nicht immer leicht zugänglich. Eine Ausgabe der historisch-politischen Gedichte Beheims denke ich in einiger Zeit in den Deutschen Chroniken der Monumenta Germaniae zu veranstalten.

Einleitung.

Das Verdienst, zuerst auf die historischen Gedichte des Meistersängers Michel Beheim hingewiesen zu haben, gebührt Gervinus. Er war in der Lage, die reichhaltigen Heidelberger Handschriften benutzen zu können, und widmete unserem Dichter in seiner Literaturgeschichte [1]) einen so breiten Raum, wie er ihm in einer solchen Darstellung seitdem nie wieder zuteil geworden ist. Durch Gervinus, der übrigens Beheim sehr gering einschätzte, angeregt, gab Karajan, der schon 1843 Beheims „Buch von den Wienern“ in einer schönen Ausgabe [2]) zugänglich gemacht hatte, im Jahre 1849 zehn historische Gedichte unseres Dichters heraus [3]); nach dem Charakter dieses Sammelwerkes waren Gedichte ausgewählt, die sich nur auf die Geschichte Österreichs und Ungarns bezogen. Vorher war schon einmal ein historisch interessantes Gedicht Beheims abgedruckt worden, der Bericht des Dichters über seine Reise nach Dänemark und Norwegen [4]); auch dies Gedicht wurde von Karajan in seiner Vorrede zum WB (S. XXXVI) erläutert, dem sich dann noch

1) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung [5] II, 415.

2) Karajan, Michael Beheims Buch von den Wienern, Wien 1843 (fortan abgekürzt WB.).

3) Karajan, Zehn Gedichte Michael Beheims zur Geschichte Österreichs und Ungarns, in den Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst S. 1—65. Wien 1849.

4) V. d. Hagens Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst, Breslau 1812, S. 54 ff.

ein Däne anschloß [1]). In Bayern interessierte man sich für Beheims Pfälzer Reimchronik über die Taten Friedrichs I. v. d. Pfalz, die sich auf die Prosachronik des Kaplans Matthias von Kemnat stützte; ihren zweiten, selbständigeren, Teil gab C. Hofmann 1863 heraus [2]). Seitdem hat die Beschäftigung mit den historischen Dichtungen Beheims, von dessen religiöser Dichtung inzwischen Wackernagel [3]) reiche Proben gegeben hatte, geruht, bis in jüngster Zeit ein ungarischer Historiker, Jakob Bleyer [4]), sich ihnen wieder zugewandt hat. Er hat alles, was sich in Beheims Werken auf ungarische Geschichte bezieht, behandelt und durch sorgfältige Quellenvergleichung den historischen Wert der Beheimschen Angaben festgestellt. Ich bedaure, daß ich, des Ungarischen nicht mächtig, diese Arbeit nur teilweise und in der wohl nicht mustergültigen Übersetzung eines Kommilitonen habe benutzen können; soweit mir dies möglich war [5]), habe ich großen Vorteil davon gehabt. Auch in Rumänien hat unser Dichter Interesse erweckt. Conduratu [6]) hat das Gedicht Beheims über den walachischen Woiwoden Drakul untersucht. Auch Bleyer [7]) und ein Siebenbürger

1) C. Molbech, Om Michael Beheim og hans Reise til Danmark og Norge Aar 1450, in Historisk Tidsskrift 1845, S. 321—328.

2) Quellen u. Forschungen zur bayerischen und deutschen Geschichte, München 1863.

3) Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II, 676—680.

4) Jakob Bleyer, Beheim Mihály élete es mürei a magyar történelem szempontjából, Szazadok 1902, S. 21 ff.

5) Von der Bleyerschen Arbeit habe ich nur den Kommentar zu vier Gedichten (Karajan No. 5, 7, 9 und „*von den turken auff ain patschafft, dy was czu nuranperg*“ Pal. 334, Bl. 105c) benutzt; ich schließe mich bei der Behandlung dieser Gedichte meist daran an und teile von diesen Untersuchungen absichtlich viel mit, da diese Arbeit im allgemeinen schwer zugänglich ist.

6) Conduratu, Michel Beheims Gedicht über den Woiwoden Drakul. Leipziger Dissertation 1903.

7) Szazadok 1902, S. 532 ff., und Archiv des Vereins für siebenbürg. Landeskunde 1903, S. 1 ff.

Gelehrter[1]) hatten sich mit ihm beschäftigt, waren aber zu verschiedenen Resultaten gekommen, und so war gerade in Ungarn über dieses deutsche Gedicht ein lebhafter Streit entbrannt[2]).

War so im Einzelnen schon manche wertvolle Untersuchung angestellt, so blieb doch noch eine Gesamtbetrachtung notwendig, die alle, auch die ungedruckten historischen Gedichte Beheims im Zusammenhange untersuchte und zu einem abschließenden Urteil über diese Seite seines poetischen Schaffens zu kommen suchte. Die Resultate einer solchen Arbeit liegen im folgenden vor.

Zu dem Ende waren zunächst die Handschriften[3]) daraufhin durchzusehen, welche unbekannten Gedichte historischen Inhalts sie noch enthielten. Wichtige Gedichte hatte schon Karajan mit Kennerblick herausgehoben. Aber es fand sich noch eine große Menge neuen Materials. Namentlich waren noch viel rein politische Gedichte zu heben, die, unter reichlichen Anspielungen auf die nächste Vergangenheit, eine bestimmte Zeittendenz verfolgten, ohne sich der Erzählung abgeschlossener Vorgänge zu widmen; darunter war besonders die Zahl der Gedichte sehr groß, die kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen dürfen.

Ich unterscheide zwei Hauptgruppen, die rein historischen und die mehr politischen Gedichte. In der ersten finden alle Gedichte Platz, die von einem abgeschlossenen historischen Vorgange berichten, in der anderen diejenigen, die irgend eine politische Tendenz der Gegenwart verfolgen, indem sie zu bestimmten Ereignissen Stellung nehmen, die sozialen Verhältnisse besprechen, gewisse

---

1) Schullerus, Michael Beheims Gedicht über Wlad. IV. Drakul als historische Quelle (Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde, Jahrgang 1904, S. 49).

2) Jahresberichte der Geschichtswissenschaft 1905, Bd. 28, 2, Abt. III, S. 171.

3) Ich habe die Heidelberger Hss. 312 und 334 und den Münchener cod. germ. 291 ausgenutzt.

Zustände schildern. In einem letzten Teile werden endlich alle Gedichte vereinigt, die mehr persönlichen Charakter tragen, aber durch einzelne Bemerkungen doch historisch von Interesse sind, also Gelegenheits-, Huldigungsgedichte und ähnliches.

Michel Beheims Leben.

Das Leben Beheims ist schon von Karajan[1]) ausführlich dargestellt worden. Er hat sich dabei namentlich auf die Angaben verlassen, die Beheim in dem Gedichte *von michel behem geburt und auch von seinem herkummen*[2]) selbst über seinen Lebenslauf gemacht hat. Diese sind aber lückenhaft, z. T. sogar falsch. Aus genauerer Kenntnis der Beheimschen Werke, Dank auch dem Zufall, der uns einige wertvolle Nachrichten erhalten hat, sind wir heute in der Lage, Beheims Leben besser zu kennen, als das der meisten anderen Dichter seiner Zeit.

Unser Dichter wurde am 27. September 1416 in Sulzbach bei Weinsberg geboren. Wie sein Vater, Hans B., war auch er zuerst ein Weber:

hans beham . . .
. . waz mein vater und ein weber, daz ist war,
er leret mich auch weben, dis antwerge,
damit ernert ich mich etwo vil jar,
untz daz ich hinder dise kunst getihtes kam[3]).

Mit der Dichtkunst machte ihn der berühmte Reichserbkämmerer Kaiser Sigismunds, Konrad von Weinsberg, bekannt, wofür ihm der Dichter zeitlebens dankbar ge-

1) WB. S. XXVI ff.
2) V. d. Hagens Sammlung S. 37 ff.
3) V. d. Hagens Sammlung S. 38.

wesen ist (III, 1)[1]. 1439 trat er vielleicht, wie Karajan wahrscheinlich macht, in die Dienste Konrads und blieb bis zum Tode des Herren (15. Jan. 1448) in dieser Stellung. „*da lernt ich suchen der fursten hof*“, sagt er rückschauend[2]) von dieser Zeit, und so finden wir ihn z. B. am 15. Dezember 1447 am Hofe Herzog Albrechts III. von Bayern in München, wo er dem eben geborenen Prinzen Albrecht die Zukunft aus den Sternen deutet (III, 2). Nach dem Tode seines ersten Herrn war Beheim der Diener Markgraf Albrechts von Brandenburg, in dessen Begleitung er am 25. Januar 1450 auf dem Tage zu Heidelberg erscheint (II, A, 1d). Auch an den Kämpfen, die Albrecht damals mit den süddeutschen Städten führte, nahm er teil; er wurde dabei von den Rothenburgern gefangen und wäre beinahe von ihnen getötet worden. Beheim verließ deshalb Albrechts Dienst. Wir sehen ihn dann auf einer großen Reise nach dem Norden, die ihn über Cöln, Westfalen, Lübeck und die Ostsee nach Kopenhagen, Drontheim und Bergen führte. In Drontheim wohnte er am 29. Juli 1450 der Krönung König Christians bei. Bei der Rückkehr aus dem Norden hat Beheim dann wahrscheinlich einen anderen Weg als auf der Hinreise eingeschlagen; wir haben Grund anzunehmen, daß er durch Thüringen gezogen ist (III, 3). Nach dieser großen Reise trat Beheim dann wieder in die Dienste Albrechts von Brandenburg, aus denen er erst 1454 schied (II, A, 1c). In der nächsten Zeit hat er dann oft den Herrn gewechselt. Von Markgraf Albrecht Achilles kam er zu Herzog Albrecht von Bayern, einem kunstliebenden Herrn, den der Dichter schon von früher her kannte. Damals ist Beheim wohl auch mit dem oberbayrischen Ritter Jakob Pütrich von Reicherdtshausen zusammengetroffen, dessen er rühmend gedenkt

---

1) Bei Vorverweisen innerhalb dieser Arbeit wird auf den betr. Teil der Disposition, bei Rückverweisen auf die Seitenzahl Bezug genommen.

2) V. d. Hagens Sammlung S. 38.

(III, 3). Bald darauf finden wir den Dichter im Südwesten Deutschlands, bei Herzog Albrecht von Österreich, der hier die habsburgischen Vorlande verwaltete. Von da zog Beheim weiter östlich zu Herzog Sigmund von Tirol (III, 3 u. III, 5).

Doch lange hat der Dichter bei keinem dieser Fürsten geweilt. Schon 1455 treffen wir ihn am Hofe des Königs Ladislaus (II, A, 4[b]). Hier ist er wohl dem Grafen Ulrich von Cilli, dem vornehmsten Berater und Oheim des Königs nahegetreten. Wenigstens nimmt er in der nächsten Umgebung des Grafen 1456 an dem Zuge nach Belgrad teil, wo Cilli ermordet wurde und König Ladislaus für einige Zeit in die Gefangenschaft der ungarischen Nationalpartei geriet (I, 3). Beheim zog mit dem führerlosen Heere durch Ungarn zurück und traf, wahrscheinlich Anfang 1457, mit Ladislaus wieder in Ofen zusammen. Hier trat er von neuem in seine Dienste und erlebte in seiner unmittelbaren Nähe das blutige Strafgericht, das an der Hunyadyschen Partei im März 1457 vollzogen wurde. Ende Mai 1457 kehrte Beheim dann mit Ladislaus nach Wien zurück. Vom 29. September desselben Jahres ab dürfen wir ihn mit Ladislaus in Prag vermuten. Doch lange hielt er sich hier nicht auf. Schon vor dem Tode des jungen Königs (23. November 1457) mußte er Böhmen verlassen, wahrscheinlich aus politischen Gründen; denn er führte eine freie Sprache, besonders gegen die Hussiten, deren Wesen ihm durchaus zuwider war (II, A, 2). Die unmittelbare Ursache seines Sturzes war freilich der Zusammenstoß mit einem vornehmen Herrn, einem Landsmanne des Dichters. Nach seiner eigenen Angabe wurde Beheim dann in die Dienste Kaiser Friedrichs III. aufgenommen. Es scheint aber, als ob er vorher noch einmal in der Umgebung Herzog Albrechts von Österreich geweilt habe (II, A, 3[a] u. II, A, 3[c]). Doch 1459 hat er sicher schon in kaiserlichen Diensten gestanden (I, 4). In der Folgezeit, als die Kämpfe zwischen Kaiser Friedrich und seinem Bruder

Albrecht das Land Österreich verwüsteten, ist Beheim dauernd ein treuer Anhänger der kaiserlichen Partei gewesen, was ihm durchaus nicht immer Vorteil brachte, da Albrecht viel Anhang im Lande hatte (I, 4). 1461 machte er dann die Belagerung von Wien mit (II, A, 3[d]), ebenso auch die vom Jahre 1462. Die Jahre, die Beheim am Hofe des Kaisers verlebt hat, sind für die Entwicklung seiner historischen Dichtung von besonderer Bedeutung; sein von jeher auf das Historische gerichteter Sinn fand hier im Mittelpunkte des politischen Lebens Europas besondere Nahrung. So sind denn in dieser Zeit vor allem seine großen historischen Dichtungen entstanden, unter ihnen namentlich das „Buch von den Wienern“. Bis Weihnachten 1466 finden wir Beheim am kaiserlichen Hofe (II, A, 4[e]), dann mußte er auch diesen Herrn verlassen. Er tat es nur ungern und klagt beweglich darüber, daß er Österreich, wo er bis an sein Lebensende zu bleiben gedachte, verlassen soll[1]).

Beheim taucht dann am Hofe Pfalzgraf Friedrichs von der Pfalz auf, in dessen Diensten er schon 1467 steht, wie Karajan beweist. Noch 1474 scheint er in Heidelberg geweilt zu haben. Die letzten Jahre seines Lebens hat er dann vielleicht in seinem Heimatsdorfe verlebt. An einem Hause in Sulzbach befindet sich nämlich ein Stein mit dem Wappen Beheims, wie es auch in einigen Handschriften erscheint[2]): ein Schild, in dem sich

---

1) Vgl. das Gedicht: *„wy der kaiser mir und den andern dy speiss abschuff“* (Pal. 312, Bl. 156[r]):

. . osterreich . . daz lant,
daz ich mir ewengleiche
bis an mein end het ausserkorn.
vor allen landen, dy ye worn,
waz ich ir waz durchwandern,
hot mir kains paz gevallen ny;
von dem muss ich mich schaiden hy.

2) Vgl. zum folgenden: Caspart, Michael Beheims Lebensende, Germania 22, 412 ff. und Caspart, Michael Beheim, in Ztschr. d. hist. Ver. f. d. württemb. Franken Bd. 10 (1878), S. 177 ff.

eine gekrönte Sirene, die ihre Fischschwänze mit den Händen hält, befindet, und darüber ein Helm, der von der nämlichen Meerjungfrau in derselben Haltung geziert wird; unter diesem Wappen stand noch, in den Stein eingehauen, die Jahreszahl 1472. Ein zweiter Überrest aus alter Zeit war ein Kreuz, das, z. T. zerstört, sich im Felde bei Sulzbach erhob. Auf ihm war zu entziffern „*beham schulteis tzu Sultzbach erschlagn*“ und dahinter als Jahreszahl 1470 in römischen Ziffern; die Zahl war aber höher, da der Stein weiterhin abgeschlagen war. Diese beiden Reste stellte Caspart zusammen und schloß daraus, daß unser Dichter Michel Beheim dieser erschlagene Schultheiß von Sulzbach sei. Auch ich möchte diese Kombination nicht ohne weiteres abweisen, da die Übereinstimmung der Wappen und der Zahlen sie geradezu herausfordert. Wir hätten damit einem außerordentlichen Zufalle unsere Kenntnis zu verdanken. Eine eigentümliche Ironie des Schicksals hätte es dann gewollt, daß der Dichter, der, wie er selbst hervorhebt[1]), den größten Gefahren zu Wasser und zu Lande glücklich entgangen war, zuletzt noch eines gewaltsamen Todes sterben sollte, als er sich bereits in die dörfliche Stille seiner Heimat zurückgezogen hatte.

I. Rein historische Gedichte.

1) *von dem kung pladislau wy der mit den türken strait*[2]).

König Wladislaus von Polen, von dessen Türkenzügen Beheim hier berichtet, war nach dem Tode König Albrechts II. (1439) von den Ungarn zum Könige gewählt worden, da Albrecht keinen Erben hinterlassen

1) *von sex mein grosten nöten* (Pal. 334, Bl. 332vb).

2) Karajan No. 5.

hatte — sein Sohn Ladislaus wurde erst nach dem Tode des Vaters geboren — und da das Land mehr als je einen kräftigen Herrscher nötig hatte [1]). Die Türkengefahr war damals besonders groß. 1439 war Semendria gefallen, und 1440 belagerte Murad II. schon Belgrad. Doch der neu gewählte König konnte sich diesen Feinden zunächst noch nicht zuwenden. Er übertrug die Verteidigung der Südgrenze Ungarns Nikolaus Ujlaky und Johannes Hunyady und suchte vorerst seine Herrschaft in Ungarn selbst zur Anerkennung zu bringen. Währenddessen kämpfte Hunyady äußerst glücklich gegen die Türken. Seine glänzenden Siege von 1441 und 1442 ließen den Gedanken eines neuen Türkenzuges überall wieder lebendig werden. Besonders energisch trat der päpstliche Gesandte Julian Cesarini dafür ein; seinen Bemühungen vornehmlich war es zu danken, daß der ungarische Reichstag im Juni 1443 den Krieg gegen die Türken beschloß.

Schon am 22. Juli 1443 konnte König Wladislaus mit einem stattlichen Heere die Landeshauptstadt Ofen verlassen, in die er am 2. Februar 1444 nach siegreich beendetem Feldzuge, aber ohne greifbaren Erfolg heimkehrte. Es wurde mit den Türken ein Friede geschlossen, der aber von christlicher Seite schon wenige Tage später gebrochen wurde. Noch im selben Jahre 1444 zog Wladislaus mit einem neuen Heere zum Kampfe gegen die Türken aus, das nicht wieder zurückkehren sollte. Es wurde in der Schlacht bei Warna (10. Nov. 1444) vollständig vernichtet; nur wenige, darunter auch Johannes Hunyady, entkamen, König Wladislaus selbst fand hier seinen Tod.

Diese beiden Feldzüge Wladislaus gegen die Türken von 1443 und 1444 sind es, von denen Beheim hier beberichtet [2]).

---

1) Huber, Geschichte Österreichs III, 32 ff.

2) Eingehend behandelt haben dieses Gedicht: Zeißberg, Erinnerungen an die Schlacht von Warna, in d. Zeitschr. f. d. österr.

Seine Quelle gibt der Dichter (v. 944 ff.) selbst an:

dy lietlin ich getihtet hab
alz mirs hans mägest füre gab,
der selb was in dem straite.
wol auf sehczehen iare
er der türken gevangen waz.

Karajan (S. 7) hielt diesen *hans mägest* zuerst für einen Ungarn, machte aber dann auf den Melker Chronisten Johannes de Megies, alias de Septem-castris [1]) aufmerksam und gab damit den Anstoß zu einer langwierigen Kontroverse. Schuller [2]) stellte es als sehr wahrscheinlich hin, daß *hans mägest* und Johannes de Megies identisch wären. Ihm schloß sich Trausch [3]) bedingungslos an und erklärte den Beheimschen Gewährsmann für einen Sohn der siebenbürgischen Stadt Mediasch. Dieser Ansicht trat auch Teutsch [4]) bei aus dem Grunde, weil nur ein Siebenbürger Sachse die Schar der Szekler mit den Namen der *zekelender* (v. 355) bezeichnen könnte; doch erklärte er sie später (ADB. 20, 59) selbst für unbegründet. Bleyer (S. 217) ist nun zu Karajans erster Ansicht zurückgekehrt, da in dem Gedichte durchweg ungarische Namen gebraucht werden. Für Bleyers Ansicht spricht auch noch die Erwägung, daß Mägest 1443 wie 1444 nicht in den Reihen der Siebenbürger gekämpft hat. Beheim berichtet nichts von den großen Siegen Hunyadys bei Nisch (s. u.), an denen die unter der Woiwodschaft Hunyadys stehenden Siebenbürger sicher teilgenommen haben, und ferner hat *mägest* in der Schlacht

---

Gymn. 1871, S. 81 ff.; Huber, Die Kriege zwischen Ungarn und den Türken, im Archiv für österr. Geschichte Bd. 68, 1886 S. 159—207; Bleyer, Szazadok 1902, S. 215 ff.

1) Pez, SS. rer. Austr. I, 262.

2) Transsilvania. Neue Folge 1862. S. 152—155.

3) Trausch, Schriftstellerlexikon oder biogr.-literär. Denkblätter der Siebenbürger Sachsen, Kronstadt 1870. II, 382.

4) Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen, Hermannstadt 1874, S. 181.

bei Warna sicher auf dem rechten Flügel des Heeres gestanden, während die Siebenbürger nachweislich auf dem linken kämpften (s. u.).

Das Gedicht ist nicht vor 1460 entstanden, da *hans mägest* 16 Jahre in türkischer Gefangenschaft verbracht hat (v. 947), vermutlich aber auch nicht nach 1466, dem Jahre, in dem Beheim Österreich verließ; der Dichter konnte am kaiserlichen Hofe viel eher einem türkischen Kriegsgefangenen begegnen als in der Pfalz, in der er sich seit 1467 aufhielt.

Beheim beginnt sein Gedicht mit einem Lobe König Wladislaus (v. 1—10); er preist ihn als die Krone aller Fürsten, hebt aber besonders seine Kampfesfreudigkeit gegen die Türken hervor (v. 9/10). Dieser Eingang ist typisch[1]) und beansprucht im allgemeinen nicht die Bedeutung, die ihm Zeißberg (S. 100) beimißt, der hier eine Charakteristik des Königs im kleinen zu suchen scheint. Aber bemerkenswert ist diese Betonung des königlichen Eifers immerhin; damit will Beheim zugleich die Gleichgiltigkeit der Fürsten seiner Zeit gegenüber der Türkengefahr treffen (II, A, 4^a u. ö.).

Der eigentlichen Erzählung schickt der Dichter eine historische Einleitung voraus (v. 11—23), in der kurz die ungarischen Zustände der letzten Zeit geschildert werden. Von den Vorbereitungen des Krieges wird nichts erwähnt, nur kurz noch der Krieg angedeutet, den Hunyady während der ungarischen Streitigkeiten im Süden zu führen hatte (v. 24—26). Falsch ist es, wenn das Zustandekommen des Feldzuges von 1443 aus der Furcht vor einem bevorstehenden Türkeneinfall erklärt wird (v. 27/8).

Der König brach mit dem Heere am 22. Juli 1443 aus Ofen auf[2]) und schlug den Weg durch Südungarn ein[3]). Beheim läßt Wladislaus sogleich in *wardein* (v. 30)

1) Karajan No. 6, 1 ff.

2) Huber S. 177.

3) Quellen über den Feldzug 1443/4 sind: Dlugoss, Historia po-

eintreffen. Wardein als Ort angesehen, den das Heer auf seinem Marsche berührte, ist schwer unterzubringen, da — das Heer zog durch Südungarn — weder Groß-Wardein, wie Karajan (S. 8) meinte, noch Peterwardein, wie Bleyer ausführt, in Betracht kommen können; Peterwardein liegt auf dem rechten Ufer der Donau; hätte sich das Heer hier versammelt, wie Beheim meldet (v. 31), so wäre der Übergang über die Donau schon vollzogen, was aber mit Beheims späterer Meldung im Widerspruch stünde (v. 35). Bleyer (S. 220) setzt *wardein* = Peterwardein und nimmt an, daß hier ein Teil des Heeres, vielleicht mit dem Könige, über die Donau ging, während ein anderer Teil an der von Beheim bezeichneten Stelle übersetzte. Dem gegenüber möchte ich mit Karajan *wardein* für Großwardein halten und darin keinen Durchzugsort des Heeres sehen, sondern einen Ort, den der König wie 1444 (v. 278) noch vor Kriegsanfang besucht hat.

Nach Beheim (v. 32) war das Heer 14000 Mann stark. Huber (S. 177) nimmt ungefähr 25000 Mann an. Bleyer (S. 219) sieht in den 14000 nur die Schar des Königs; dazu wären dann noch die Abteilungen Hunyadys und Georgs von Serbien und die Kreuzritter unter der Führung des Legaten Cesarini gekommen. Beheim läßt sich damit wohl vereinigen, da er später (v. 94) noch das Kontingent Georgs von Serbien zum Könige stoßen läßt.

Die Donau wurde bei einer Fähre *tutenrip* über-

---

lonica, lib. XII (Opera omnia, Bd. 13, Krakau 1878, S. 686—690); Callimachus (Monumenta Poloniae historica VI, 104—118); Bonfinius, III. dec., lib. V—VI (Leipzig 1771), S. 457—464; Thurocz, Chronica Hungarorum (Scriptores rer. Hungar., ed. Schwandtner, Wien 1746, S. 252—254); Chalkokondylas, De rebus Turcicis lib. VI (Bonn 1843, S. 307—315); Dukas, Historia byzantina, cap. 32 (Bonn 1843, S. 217—218); ein Brief Hunyadys vom Jahre 1443 (bei Katona, Historia critica hungar. 13, S. 251—254); ein Brief König Wladislaus vom 9. November 1443 (bei Muratori, Scriptores rer. Ital. 18, 674); die Türkenchronik des sogen. Janitscharen, von Huber (S. 189) benutzt; Bericht des sogen. tschechischen Unbekannten, von Huber (S. 197) benutzt.

schritten (v. 36). Karajan (S. 9) erklärt *tutenrip* als *toti rep* = slavische Fähre und macht auf ein urkundlich erwähntes *vadum Tydewryw* aufmerksam. Ein Tidörew liegt nach Bleyer (S. 220) gegenüber Slankamen in der Nähe von Titel; aus Beheim wäre damit zu entnehmen, daß das Heer in der Nähe der Theißmündung vom linken auf das rechte Donauufer gegangen ist. Seine Angabe ist eine willkommene Unterstützung der türkischen Nachrichten[1]) und des Callimachus, die den Übergang bei Belgrad oder bei Slankamen geschehen lassen, jedenfalls nicht unterhalb Belgrads bei dem bereits von Türken besetzten[2]) Semendria, wie Bonfinius will.

Auf dem rechten Ufer zog das Heer nun an der Donau entlang in der Richtung auf Bulgarien zu (v. 37), wo die Hauptstadt Sofia (v. 39) belagert und erobert wurde (4. Dez. 1443). Beheim erwähnt nichts Näheres von den Ereignissen, die zwischen dem Donauübergang und der Einnahme Sofias liegen. Er stimmt in der Hauptsache darin mit Dlugoss, Callimachus und Bonfinius überein; ebenso kurz sind auch Dukas und Chalkokondylas gehalten. Aus den Briefen König Wladislaus, Hunyadys und Äneas Sylvius ergibt sich aber nach Huber (S. 187 ff.), daß vor der Eroberung Sofias auch noch die Städte Krujewatz, Nisch und Pirot eingenommen wurden.

Bei Beheim (v. 47 ff.) gelangt das Heer König Wladislaus nach einem 4 tägigen Marsche, auf dem das Land weithin verwüstet wurde, an den Fluß *nisch*[3]) (v. 52) und wird nach weiteren vier Tagen — ich greife die Hauptereignisse voraus — hier von den Türken, die an der 3 Meilen entfernten Maritza (v. 59) ihr Lager hatten, angegriffen; die Christen schlugen die Angreifer glänzend zurück. Auf diese Schlacht am *nisch*-Flusse

---

1) Huber S. 178, A. 2.

2) Huber S. 178.

3) So heißt der Name dieses Flusses in Pal. 312 und 334, und nicht *uisch*, wie Karajan las.

läßt Beheim dann weiterhin (v. 161 ff.) noch eine Schlacht an einem Passe folgen, in der die Christen auch Sieger blieben.

Im übrigen scheint die Darstellung unseres Dichters in den gegebenen Hauptzügen am meisten mit Dlugoss, Callimachus und Bonfinius übereinzustimmen. Nach diesen Quellen zogen die Christen nach der Einnahme Sofias wieder zurück an die Morawa und wurden hier von den Türken angegriffen, die sie aber leicht besiegten. Erst dann folgt auch bei diesen Autoren die Schilderung des Kampfes am Passe. Aus den Briefen Hunyadys, König Wladislaus und Äneas Sylvius hat Huber (S. 185 ff.) bewiesen, daß die Schlacht an der Morawa bereits vor der Einnahme Sofias stattgefunden hat. Es ist das die große Schlacht vom 3. November 1443, in der Hunyady die Türken bei Nisch besiegte. Dlugoss und seine Nachschreiber Callimachus und Bonfinius haben die Ereignisse chronologisch zweifellos falsch dargestellt. Auch Beheim berichtet unrichtig, da von einer Schlacht zwischen der Einnahme Sofias und den Kämpfen am Passe nichts bekannt ist; er findet hier in Dlugoss, Callimachus und Bonfinius keine Unterstützung, weil diese ausdrücklich bemerken, daß das christliche Heer nach der Einnahme Sofias wieder bis zur Morawa zurückzog, während Beheim die Christen von Sofia aus 4 Tage vorrücken läßt (v. 55).

Die Widersprüche der Beheimschen Darstellung können nur durch eine genaue Analyse der einzelnen Angaben gelöst werden.

Die Nachricht über die Stärke des türkischen Heeres (v. 68) ist wertlos, da die türkischen Heere bei Beheim öfter 200000 Mann zählen[1]). Daß Sultan Murad das Heer selbst führte (v. 67), melden auch Dukas, Chalkokondylas und der türkische Unbekannte. Den einen Teil des türkischen Heeres läßt Beheim (v. 65) aus asiatischen

1) Vgl. v. 934 und Karajan No. 9, v. 231.

Truppen bestehen und von *haläl pascha* (v. 62), dem Schwager des Sultans, befehligt werden. Aber nicht Pascha Chalil, sondern Muhamed Tschelebi war der Schwager des Sultans, dessen Bruder freilich Pascha Chalil war[1]). Daß der Schwager des Sultans eine türkische Armee befehligte, wissen nur noch Dlugoss, Callimachus, der den Schwager Carambus nennt, und Bonfinius, der nicht sicher ist, ob er Carambus oder Kelepin (= Tschelebi) heißt. Beheim berichtet weiter (v. 91 ff.), daß am *nisch* das serbische Kontingent unter dem Despoten Georg von Serbien in einer Stärke von 3500 Pferden (v. 93) zum christlichen Heere stieß. Das ist unrichtig, da Georg bereits in Serbien sich dem Heere angeschlossen hatte.

Nicht minder verworren sind Beheims Angaben über den eigentlichen Kampf am *nisch*, der nach seiner Schilderung nur zwischen den Truppen *haläl paschas* und dem christlichen Heere stattfand. Der eigentlichen Schlacht läßt Beheim noch eine Unterredung zwischen dem Sultan und seinem Schwager auf einem Berge vorangehen (v. 72 ff.). Auch Chalkokondylas weiß davon; nach ihm fand sie aber vor der späteren Schlacht am Passe statt. Ebenso bezieht sich auch *weihenachten* (v. 123) erst auf die späetre Schlacht am Passe. Besonders charakteristisch für diesen Kampf am *nisch* ist die Gefangennahme des Schwagers des Sultans (v. 116). Nach den Berichten von Thurocz, Chalkokondylas, Nesri, dem türkischen und dem tschechischen Unbekannten wurde Mohamed Tschelebi am 5. Januar 1444 in der großen Schlacht an der Nischawa, in der die Türken die zurückziehenden Christen angriffen, gefangen genommen. Nur Dlugoss und Callimachus — aber schon unter Bonfinius' Widerspruch — lassen diesen Verwandten des Sultans bereits im Kampfe am Passe (24. Dez. 1443) in Gefangenschaft geraten. Die beiden Schlachten, die von Beheim an den *nisch* verlegte

1) Huber S. 203.

und die am 5. Januar 1444 an der Nischawa geschlagene, von der unser Dichter überhaupt nichts sagt — nach dem Kampfe am Passe ist nach seiner Darstellung der Krieg zu Ende —, stimmen außer in der Gefangennahme des Schwagers des Sultans auch noch darin überein, daß nur ein Teil der türkischen Truppen die Christen angreift; ferner haben sie auch noch den Namen des Ortes gemein, da *nisch* und Nischawa wohl dasselbe sind [1]). Aus der Gemeinsamkeit der genannten Momente schloß Bleyer (S. 227), daß Beheims Schlacht am *nisch* und die an der Nischawa vom 5. Jan. 1444 identisch wären, daß Beheim also chronologisch nur falsch erzählt. Bleyers Erklärung hat wohl das Richtige getroffen. Zwischen der Eroberung Sofias und dem Kampfe am Passe hat keine Schlacht von Bedeutung stattgefunden; Beheims Schlacht am *nisch* ist vielmehr chronologisch anders einzuordnen und als die Schlacht an der Nischawa aufzufassen, in der am 5. Januar 1444 ein Teil des türkischen Heeres, beim Angriff auf die zurückziehenden Christen besiegt wurde.

Es muß noch aufgeklärt werden, warum Beheim dieses Ereignis wie überhaupt den glänzenden Siegeszug durch Serbien übergeht, der erst zur Eroberung Sofias geführt hat. Es handelt sich hier nur um Siege eines Teiles des christlichen Heeres, die — unter ihnen der glänzende von Nisch (3. Nov. 1443) — unter Hunyadys

1) Karajan, der die große chronologische Verwirrung in diesem Gedichte noch nicht erkannte, glaubte (S. 9), daß es unmöglich sei, *uisch*, wie er las, mit Nisch, der an der Nischawa gelegenen Stadt, zu identifizieren, und war der Ansicht, daß der *nisch*-Fluß der Isker wäre. Dem widersprach schon Huber (S. 190), der auf die geringe Entfernung zwischen Sofia und dem Isker hinwies, während nach Beheim das Heer erst nach 4 Tagesmärschen von Sofia zum *nisch* gelangte (v. 51). Huber seinerseits meinte aber, daß *uisch* — solche Mühen verursacht ein einziger Lesefehler — keinen konkreten Sinn habe, sondern einfach bulgarisch *viz* = Wasser sei. Die Erklärung von Bleyer, der schon einen Lesefehler Karajans oder einen Schreibfehler der Hs. vermutete, hat diesen Streit endgiltig entschieden.

Führung erfochten wurden. Es ist möglich, daß in dem Gedächtnisse Mägests die Schlachten bei Nisch (3. Nov. 1443) und die an der Nischawa (5. Jan. 1444) zusammengefallen sind. Unwahrscheinlich ist es aber, daß Beheim aus Antipathie gegen Hunyady (Bleyer S. 227) die ruhmreichen serbischen Kämpfe übergehn sollte. An den hier erzählten Vorgängen, die mindestens 16 Jahre zurücklagen, hatte er gar kein persönliches Interesse und so auch keinen Grund, eine früher (I, 3) bewiesene Voreingenommenheit wieder zu zeigen. Mir scheint ein Drittes das Richtige zu sein. Wie 1444 (I, 1[b]) hat Mägest vielleicht auch 1443 nicht unter dem unmittelbaren Befehle Hunyadys gestanden. Wahrscheinlich hat er damit an den serbischen Kämpfen Hunyadys gar nicht teilgenommen, und so konnte ihm die Erinnerung an diesen Abschnitt des Feldzuges leicht entschwinden.

Bleyers Ansicht über die Identität der beiden Schlachten wird einigermaßen durch das bestätigt, was Beheim im Anschluß an die Schlacht am *nisch*-Flusse erzählt; es sind das die Folgen der Schlacht vom 5. Januar 1444.

Nach Beheim wurden die vornehmen Türken dem serbischen Despoten Georg übergeben (v. 128). Dieser wollte den Schwager des Sultans geblendet zurückschicken, um die Blendung seiner eigenen Söhne zu rächen (v. 129 ff.); nur mit Mühe wurde der Despot davon zurückgehalten. Die Gefangenen ließ der König nach *feir war*[1]) (= Belgrad) bringen (v. 154), später wurden sie gegen *taubenpurg* (= Galambocz), *sendre* (= Semendria) und andere Schlösser ausgetauscht (v. 159). — Die Mitteilungen Beheims werden durch andere Quellen wie den Bericht des Tschechen, Nesri und Seaheddin bestätigt. Von der Absicht Georgs von Serbien, seine Söhne an dem Schwager des Sultans zu rächen, erzählt nur Beheim, der allein uns auch den Aufenthaltsort der Gefangenen nennt.

1) *feir war* = Fejérwár.



Die Freigabe der serbischen Königssöhne und Tschelebis und die Übergabe der Festungen geschah erst nach den Szegediner Frieden (August 1444), von dem Beheim sonst weiter nichts mitteilt.

Im weiteren Verlaufe seiner Erzählung läßt Beheim (v. 161 ff.) das Heer König Wladislaus den *nisch* überschreiten und bis zur *maricza* (v. 163) vorrücken. *maricza* = Maritza zu setzen, geht nicht an; das Heer hätte dann schon den Paß überschritten, um den weiterhin erst gekämpft wird. Vielmehr muß *maricza* ein Flüßchen in der Nähe des umstrittenen Passes sein. Alle Gelehrten wie Hammer [1]), Teleki [2]) Huber (S. 189) stimmen darin überein, daß es sich hier um den Slatitza-Paß handelt, sein Name wird ausdrücklich bei Dukas und einigen türkischen Quellen genannt [3]). Der andere Hämuspaß, die berühmte Trajanspforte, an die Karajan (S. 9) dachte, kann dem gegenüber nicht in Frage kommen. Nach der Darstellung von Kanitz [4]) muß man annehmen, daß der Kampf schon jenseits der Paßhöhe in einem Tale stattgefunden hat, das von den beherrschenden Höhen leicht gesperrt werden konnte. Hier fließen zwei kleine Flüßchen, von denen der eine Slatitza heißt [5]); auch Bonfinius erwähnt einen Fluß in dieser Gegend. Nach Bleyer hat Beheim, der von diesen Gegenden doch kaum eine geographische Vorstellung hatte, dieses Flüßchen Slatitza mit dem viel bekannteren Maritza verwechselt.

Seine Ansicht wird noch durch andere Erwägungen unterstützt. Beheim erzählt (v. 164 ff.), daß die Türken auf dem andern Ufer des Flusses einen Berg befestigt hätten, der türkisch *altintach* (= Altin Dagh), serbisch *slada gura* und deutsch *guldin perg* geheißen habe. Slada gora und Slatitza hängen etymologisch offenbar zu-

1) Hammer, Geschichte des osmanischen Reichs I, 348.

2) Teleki, Hunyadiak kora Magyarorszagon I, 347.

3) Huber S. 189.

4) Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan II, 193.

5) Hammer I, 348.

sammen[1]). Von diesem Berge reden auch Dukas und der sogen. Janitschar.

Den Kampf am Passe schildert dann Beheim (v. 174 ff.) sehr eingehend. Die Türken hatten den Berg mit ihren Fußtruppen besetzt, während die Reiter unten am Flusse lagerten, dessen anderes Ufer die christliche Macht inne hatte. 3 Tage lagen sich so die Heere gegenüber. In der dritten Nacht entstand plötzlich eine große Verwirrung im christlichen Lager, und schon glaubte man überfallen zu sein; aber es hatten sich nur einige Pferde losgemacht. Es herrschte eine grimmige Kälte, so daß am vierten Tage die Hauptleute den Kampf forderten; ein Teil des Heeres — die Hauptführer blieben zurück — zog darauf über den Fluß dem Feinde entgegen. Sie schlugen die Türken in die Flucht und verfolgten sie noch einen Tag und eine Nacht; nur an die fliehenden Feinde dachten sie dabei, nicht an Beute. *her nicläs weida* war Hauptmann der Nachhut, der *rednicꝫer* Hauptmann im Nachrennen. 7000 Türken wurden erschlagen. Murad war mit den Seinen auf den *guldin perg* geflohen. Einen halben Tag lagen die Christen vor ihm; sie konnten ihn aber nicht erstürmen, da er zu gut befestigt und mit Janitscharen besetzt war. So kehrten sie wieder um und über den Fluß zum Könige zurück.

Von diesem Kampfe am Passe berichten die meisten anderen Quellen nur sehr wenig. Dlugoss und Callimachus kommen der Beheimschen Schilderung am nächsten. Sie stimmen mit ihm darin überein, daß die Türken von den Christen besiegt wurden und vor ihnen auf die befestigten Berge flohen, die die Cristen sich vergeblich zu erstürmen bemühten, unterscheiden sich aber wesentlich dadurch, daß König Wladislaus bei ihnen selbst am Kampfe teilnimmt und daß die Türken die Angreifer

1) Kanitz II, 194: „Zlatica (der Ort jenseits des Passes) gehört zu den ältesten bulgarischen Balkanansiedlungen; das slav. „Zlato“ bedeutet „Gold“.

2*



sind. Die Schlacht am Slatitza-Passe fand, wie die Quellen übereinstimmend mitteilen, am 24. Dezember 1443 statt. Beheim schweigt darüber; bei ihm ist die Chronologie ja überhaupt verwirrt, da er die Schlacht am *nisch*-Fluß schon auf *weihenachten* (v. 123) verlegt. Den Rednitzer vermag ich nicht nachzuweisen. *her niclās weida* ist der zweite Woiwode von Siebenbürgen, Nikolaus Ujlaky. Seine Teilnahme am Feldzuge konnte bisher nur aus einer Urkunde König Ladislaus (posthumus) vom Jahre 1453 erschlossen werden [1]).

Das christliche Heer blieb nicht mehr lange vor dem uneinnehmbaren Passe liegen. Die Kälte und der Mangel an Lebensmitteln bewogen den König, die Seinen zurückzuführen (v. 251). Wladislaus kehrte nach Ofen zurück, die Serben blieben in Serbien, die Walachen zogen heimwärts in die Walachei. In den Angaben über die Ursache dieses Rückzuges (v. 251 ff.), den die Türken zu stören suchten (S. 16), stimmen alle Quellen überein.

Am 2. Februar 1444 langte König Wladislaus wieder in Ofen an.

Über die Friedensverhandlungen, die die Türken schon anknüpften, als das christliche Heer sich noch auf dem Rückmarsche durch Serbien befand, und die später zum Frieden von Szegedin (1. August 1444) führten [2]), erfahren wir von Beheim nichts Ausdrückliches [3]). Er erwähnt auch nichts von dem Eidbruche des Königs, der am 1. August 1444 einen 10jährigen Frieden beschwor, um schon am 4. August einen neuen Krieg anzukündigen.

An die Rückkehr des Königs nach Ofen schließt sich bei Beheim sofort die Schilderung des zweiten

---

1) Huber S. 184, A. 1.

2) Vgl. darüber Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches I, 629.

3) Doch vgl. S. 17/8.

Türkenzuges König Wladislaus, der zur Katastrophe von Varna[1]) führen sollte.

Beheim erzählt, daß am St. Jakobstage (25. Juli; v. 261) ein neuer *anslag an die turken zu zihen* gemacht wurde (v. 262). Die Zeitangabe ist unrichtig, da damals noch Verhandlungen mit den Türken gepflogen wurden, die erst am 1. August 1444 zum Frieden von Szegedin führten. Dieser *anslag* ist wohl mit der Meldung des Callimachus in Zusammenhang zu bringen, daß Wladislaus schon vorher seine Macht aufgeboten hatte, um den Türken bei den Unterhandlungen in Szegedin zu imponieren.

Die Ankündigung eines neuen Türkenzuges erregte nach Beheim (v. 267) unter den wohlhabenden Türken der europäischen Türkei eine solche Bestürzung, daß viele Bürger und Kaufleute aus Galipolis (v. 272) und Adrianopel (v. 272) hinüber nach Brussa (v. 274) flohen. Diese Nachricht hat nur Beheim; es ist anzunehmen, daß Hans Mägest während seiner Gefangenschaft davon erfahren hat.

Von Ofen läßt Beheim den König Wladislaus nach *wardein*, wo eine Versammlung der Großen stattfand, und von da nach *tummelspurg* (v. 285) ziehen. *wardein* ist zweifellos Großwardein, wo sich der König, wie Bleyer (S. 348) festgestellt hat, bis zum 28. August 1444

---

1) Quellen über den Feldzug von 1444 sind: der Brief des Andreas de Palatio an den Kardinal Ludwig (herausgeg. v. Prochaska, Litterae de clade Varnensi, Lemberg 1882); Dlugoss, a. a. O. 714—732; Callimachus, a. a. O. S. 142—162; Bonfinius, a. a. O. S. 470—475; Thurocz, a. a. O. S. 255—257; Chalkokondylas, a. a. O. S. 324—337; Ducas, a. a. O. S. 220—221; ein Brief Hunyadys über die Schlacht von Varna (bei Zeißberg, a. a. O. S. 131/2); Jehan de Wawrin, Kronikaja, herausgeg. von Lajos Kropf, Szazadok 1894, S. 882 ff.; Nesri (bei Thury, Török törtenetirok Bd. I, S. 58 ff.); Sead Eddin (bei Thury, a. a. O. S. 136 ff.); Zotikos (bei Thury, a. a. O. S. 333 ff.); ein Brief Mohameds über die Schlacht bei Varna (bei Thury a. a. O. S. 371 ff.); der Bericht des sogen. türkischen Unbekannten von 1486 (bei Thury, a. a. O. S. 20 ff.).

aufhielt. *tummelspurg*[1]) ist Temesvar. Hier hätte Wladislaus nach Beheim (v. 288) 11 Tage geweilt. Ein Aufenthalt von 11 Tagen an diesem Orte ist aber unmöglich, da der König am 28. August noch in Groß-Wardein und am 9. September schon in Orsowa war; hier blieb er aber vom 9. bis zum 20. September, so daß eine Verwechslung der beiden Orte vorliegen wird[2]).

Von v. 291 an beschreibt Beheim den Weg, den das christliche Heer an der Donau entlang durch Rumänien bis nach Varna zog. Es ist dies der wertvollste Teil des Gedichtes, da hier alle andern Quellen außer Palatio versagen.

Die Donau wurde bei *arswa* (= Orsowa) überschritten (v. 292); Palatio stimmt damit überein. Aber nur Beheim (v. 294) berichtet, daß der Train (*dy wegen*) des Heeres erst bei *serim* (= Severin[3])) über den Strom geführt wurde, und ebenso, daß hier ein *markt* (v. 300), nach Kupelwieser (S. 84) das Severin gegenüber liegende Kladowa, erobert wurde. — Übrigens wurde die Donau am 20. September 1444 überschritten; von diesem Tage an ist der Marsch des Heeres zu datieren[4]).

Nach der Eroberung Kladowas zogen die Christen unter den üblichen Verheerungen 4 Tage lang die Donau abwärts (v. 305 ff.). Am fünften Tage kamen sie nach *bindin* (= Viddin). Am siebenten eroberte man die Stadt und verbrannte sie. — Palatio läßt das Heer zunächst am vierten Marschtage nach Florentino kommen und am sechsten nach Viddin. Damit stimmt Beheim, der von der Eroberung Kladowas ab datiert, gut überein. Ungefähr am 27./28. September hatten die Christen Viddin erreicht, nachdem sie am 22./23. Kladowa genommen und am 22. auch ihre letzten

1) Karajan No. 9, v. 949.

2) Bleyer S. 348.

3) Kupelwieser, Die Kämpfe Ungarns mit den Osmanen, Wien u. Leipzig, 1895. S. 83.

4) Bleyer S. 348.

Truppenteile die Donau überschritten hatten[1]). Diese Berechnung läßt sich aufstellen, da Wladislaus am 9. November vor Varna nach Palatio denen seinen Dank aussprechen ließ, die mit ihm 47 Tage hindurch alle Not geteilt hätten. Mit der Nachricht, daß Viddin erobert wurde, steht Beheim ganz allein. Palatio und nach ihm Dlugoss, Callimachus und Bonfinius bestreiten diese Tatsache sogar ausdrücklich. Nach diesen Quellen haben sich Wladislaus und Hunyady sogar vom Kampfe zurückgehalten, um sich desto früher am Schwarzen Meere mit der päpstlichen Flotte vereinigen zu können.

Beheim allein hat die Angabe, daß bei Viddin Drakul, Woiwode der Walachei (v. 327 ff.), mit 7000 Mann zum christlichen Heere gestoßen sei. Nach Palatio, Dlugoss, Callimachus und Bonfinius erschien Drakul erst bei Nikopolis und nur mit 4000 Mann. Beheim hält offenbar Drakul für den regierenden Woiwoden selbst (v. 350, 570, 628, 734). Dem stehen Dlugoss, Callimachus und Bonfinius gegenüber, nach denen Drakuls Sohn das walachische Kontingent geführt hat. Die letztgenannten Autoren scheinen aber das Richtige zu melden, wie sich auch Bleyer (S. 350) gegenüber Köhler[2]) und Kupelwieser (S. 85, A. 3) ihnen angeschlossen hat. Beheim hilft übrigens selbst diese Ansicht noch verstärken; er berichtet (v. 734 ff.), daß der Sultan während der Schlacht von Varna den walachischen Führer auffordern ließ, mit den Seinen das Schlachtfeld zu verlassen, sonst würden seine Brüder getötet werden. Da sich die Söhne des Woiwoden Drakul in türkischer Gefangenschaft befanden (s. u.), so ist es deutlich, daß diese Beheimsche Nachricht besser auf den Sohn als auf den Vater paßt.

Auch den Bischof von *wardein* (v. 331; = Großwardein) läßt Beheim erst bei Viddin sich dem christli-

1) Bleyer S. 348/9.

2) Köhler, Die Schlachten von Nikopoli und Varna. Breslau 1882. S. 42.

chen Heere anschließen. Davon ist sonst nirgends etwas bekannt. Bleyer (S. 350) hält auch hier eine Verwechslung für möglich und zwar mit Hunyady, der nach Palatio bei Orsowa, nach Teleki[1]) und Fraknoi[2]) erst bei Nikopolis den Anschluß an das Heer erreichte.

Bei Viddin wurde das ganze Heer nach Bannern geordnet (v. 333 ff.); es waren zwölf Abteilungen zu je 2000 Mann, deren Führer Beheim mit Namen aufzählt. Nur einen Anführer hat Hans Mägest vergessen, Franz von Thalocci, den Banus von Kroatien, den Palatio und Dlugoss bei Varna auf dem rechten Flügel kämpfen lassen. Beheim nennt die einzelnen Banner in der im ganzen Mittelalter gültigen Reihenfolge, die freilich v. 350 unterbrochen wird: zuerst das des heiligen Georg, dann das königliche, an dritter Stelle die Banner der geistlichen und zuletzt die der weltlichen Fürsten. Die Namen der einzelnen Bannerträger und Fürsten hatte bis auf den letzten schon Karajan (S. 16) festgestellt: Stephan von Bathori[3]), Ladislaus von Lossonz, Legat Julian Cesarini, Johannes von Dominis, Bischof von Großwardein, Simon von Rozgon, Bischof von Erlau, Drakul, Woiwode von der Walachei[4]), Raphael Herczeg von Zekchew, Bischof von Bosnien, Johannes Hunyady, Georg Orosz, Michael von Zilagi[5]). — Beheim rechnet auf jeden dieser Führer 2000 Mann und setzt damit die Gesamtstärke des Heeres auf 24000 Mann an. Seine Angabe verdient Beachtung. Palatio zählt 20000, Dlugoss nur 15000 Mann; von den Neueren rechnen Köhler (S. 56) 25000 und Kupelwieser (S. 95) 16000 heraus.

1) Teleki I, 415.

2) A magy nemz. tört. Szerk. Szilagyi IV, 54.

3) Lehotzky, Stemmatographia Hungariae, specimen 56; ferner noch erwähnt bei Thurocz und in Hunyadys Brief als Stephan Buhar (Zeißberg, a. a. O. S. 101).

4) Callimachus und Bonfinius scheinen die Serben mit den Walachen verwechselt zu haben, da sie an Stelle des walachischen Fürsten den Despoten Georg von Serbien nennen.

5) Der Schwager Hunyadys; vgl. Köhler S. 54 und Bleyer S. 353.

In vier Tagen läßt Beheim (v. 366 ff.) dann das Heer weiter von Viddin nach *schiltern* (= Nikopolis) gelangen. Die Stadt wurde von Griechen und Türken verteidigt; die Griechen traten zu den *ungern* über, und die Stadt wurde dann am folgenden Tage erobert und verbrannt, alle Türken wurden getötet. — Ein viertägiger Marsch von Viddin nach Nikopolis reicht bei der weiten Entfernung beider Orte von einander längst nicht aus. Richtiger ist hier der Bericht bei Palatio und Dlugoss, die für den Marsch von Orsowa nach Nikopolis 19—20 Tage in Anspruch nehmen. Kupelwieser (S. 84), der besonders diese Frage eingehend untersuchte, kam auf 18 Tagemärsche. Die Nachricht Beheims von der Zerstörung von Nikopolis ist auch zu modifizieren; nur die Vorstädte wurden verbrannt, wie wir aus Palatio und Dlugoss erfahren. Dieselben Quellen verlegen auch die Ordnung des Heeres, die Beheim schon bei Viddin vor sich gehen ließ, erst hierher.

Bei Nikopolis erreichte nach Beheim (v. 379) das Heer eine Botschaft vom Papste, der den Kreuzfahrern die Versicherung gab, daß die Flotte keinen Türken über das Meer (den Bosporus) herüberlassen werde. Nach Palatio ist diese Botschaft bereits bei Viddin im christlichen Lager eingetroffen.

Von Nikopolis zogen die Christen weiter. Noch am ersten Tage nahmen sie Schloß *rahautsch* (v. 385) ein, das die Türken beim Herannahen des feindlichen Heeres geräumt hatten; zwei Tage rastete man hier. — Unter *rahautsch* ist nach Bleyer (S. 354) vielleicht Rahowa zu verstehen, das freilich westlich von Nikopolis liegt und von den Christen noch vor dieser Stadt hätte erreicht werden müssen; Mägest hätte dann auch hier wieder die Lage der beiden Orte verwechselt. Bleyers Annahme ist noch wahrscheinlicher als die von Kupelwieser (S. 86), der bei *rahautsch* an Rasgrad denkt, wohin man aber von Nikopolis aus nicht in einem Tage gelangen kann.

Jetzt kamen die Christen *in dy rehten turkeie* (v. 396).

Nach einem dreitägigen Marsche erreichten sie *iengepasser* (v. 404), zu deutsch *newmarkt.* Die Stadt wurde belagert und nach kurzem eingenommen. — *iengepasser* ist Jenibasar, das sonst nur noch von Dlugoss und Palatio genannt wird. Auch hier ist Beheims Angabe über die Marschleistung des christlichen Heeres unzuverlässig; eine Truppe, die für den Marsch von Orsowa nach Nikopolis allein 25 Tage brauchte, kann unmöglich den Weg von Nikopolis bis Jenibasar in drei Tagen bewältigen [1]). Beheim hebt hier besonders die Greuel hervor, die vom christlichen Heere im feindlichen Lande ausgeübt wurden (v. 397 ff. u. 411 ff.). Dieses sinnlose Morden und Brennen wird auch von andern Quellen hervorgehoben [2]).

Drei Tage (v. 422) ruhten sich die Kreuzfahrer bei Jenibasar aus; dann ging es weiter auf *schemle* (v. 429; = Sumla) zu. Die Stadt lag auf einem steilen Felsen und war schwer einzunehmen; erst am dritten Tage gelang es, sie zu erobern. Die Mehrzahl der türkischen Besatzung wurde erschlagen, der Rest aber, 50 Mann, floh in einen uneinnehmbaren Turm. Als man ihn in Brand stecken wollte, stürzten sich die Türken herab. — Sumla wird von Palatio, Dlugoss und dem türkischen Unbekannten nur kurz erwähnt. Beheim scheint auch hier die Lage der Orte verwechselt zu haben. Sumla mußte von den Christen eher als Jenibasar erreicht werden, da es westlich davon liegt [3]). Wenn dem so ist, kann aber die Proklamation, die König Wladislaus nach Palatio und Dlugoss erließ und in der er die Kommandanten von Sumla, Matrovacz, Petrecz, Varna, Kowarna und Galata zur Übergabe aufforderte, nicht in Jenibasar erfolgt sein, wie Köhler (S. 43) und Kupelwieser (S. 86) annehmen.

Bei Sumla rastete das Heer 7 Tage (v. 472). Wäh-

1) Kupelwieser S. 87, A. 4.

2) Köhler S. 42.

3) Kupelwieser S. 88, Anm. 4.

rend dessen wurden 500 Soldaten auf Beute nach *ternowe* (v. 475) ausgesandt. Sie stießen auf Widerstand, und nur 200 kehrten zurück. — *ternowe* ist nach Bleyer (S. 355) Trwna am Flusse Jankra. Köhler (S. 44, A. 1) versteht darunter Mahorasc, südöstlich von Sumla, sicher mit Unrecht; bei der Ähnlichkeit der Namen ist keine andere Deutung als die von Bleyer möglich.

Nach der langen Rast bei Sumla ging es weiter, zunächst einen Tag und eine Nacht über eine wasserarme Heide. Am Morgen kamen die Christen zum Schlosse *taschassar* (v. 489), zu deutsch *steinpürk* (v. 491). Es war von Wasser umgeben und lag auf einem hohen Felsen. Man stürmte das Schloß, dessen Besatzung schließlich in einem Turme Zuflucht suchte. Sich der Vorräte der eroberten Festung zu bemächtigen, verbot Wladislaus den Ungarn und befahl vielmehr, Kleider und alles andere um den Turm anzuhäufen und in Brand zu stecken. So wurden die Türken überwältigt, man stürzte sie alle den Turm hinunter. Zwei Tage hatte die Eroberung dieses Schlosses in Anspruch genommen. — *taschassar* ist Tasch-Hissar, das bei der Stadt Pravadi liegt. Daß die Christen Pravadi berührt haben, erwähnt der türkische Unbekannte; von der Eroberung des Schlosses Tasch-Hissar erzählt keine andere Quelle.

Die Christen gelangten dann in einem Tage nach *petrus* (v. 541) = *peterspürk*. Die Stadt lag im Wasser und wurde von einer Felsenburg in ihrer Mitte überragt. Man beschoß die Stadt eine Zeit lang, bis schließlich Drakul Sturmleitern an die Mauern legen ließ. Doch diese wurden von den Belagerten umgestoßen und, dreißig Mann kamen dabei zu Tode. Endlich war es Wladislaus gelungen, ein Stück Mauer einzureißen, wobei auch wieder 25 Mann ihr Leben verloren; aber die Christen drangen jetzt in die Stadt. Die Türken glaubten durch einen versteckten Gang entfliehen zu können; doch Drakul hatte ihn ausfindig gemacht und ließ alle herauskommenden töten. Nur das Schloß war noch zu erobern; da sich

viele Christenfrauen in ihm befanden, wurde die Beschießung eingestellt. Es wurde aber bald genommen, die Türken wurden vom Schlosse hinab ins Wasser gestürzt. — Die Eroberung von *petrus* (= Petrez) erwähnen auch Palatio, Dlugoss, Callimachus und Bonfinius, sogar noch mit andern Einzelheiten. Beheims Schilderung der geographischen Lage von Petrez scheint aber nicht der Wirklichkeit zu entsprechen. Kupelwieser (S. 87, A. 5) macht darauf aufmerksam, daß Pretrez nur eine allein stehende Burg sei, während sie nach Beheim bei einer Stadt lag; er weist ferner darauf hin, daß Beheim auch bei der Erwähnung von Tasch-Hissar nicht richtig orientiert ist, wenn er die bei dieser Feste liegende Stadt Pravadi übergeht, und vermutet deshalb, daß Beheim auch hier die Lage beider Orte vertauscht hat. Nach dem türkischen Unbekannten konnten die Christen freilich Pravadi so wenig erobern wie zuvor Nikopolis.

Auch die Eroberung von *mihelitsch* (v. 594), das die Christen von Petrez aus in einem Tage erreichten, finden wir wiederum nur bei Beheim. Nach Kupelwieser (S. 89, A. 7) ist diese Burg an Stelle eines in älteren Karten eingezeichneten, nördlich von Adschemlie gelegenen, jetzt verschwundenen Ortes Mualitsch zu suchen.

Von hier aus hatten die Christen nur noch vier Meilen bis zum Meere (v. 601). Der König zog dorthin und empfing die Schlüssel von vier Städten der Gegend; er selbst schlug sein Hauptquartier in Varna auf. — Callimachus und Bonfinius nennen mehrere dieser übergebenen Städte: Kavarna, Makropolis, Gallegrium, Gallata und Varna. Aus allen Quellen, zu denen auch Beheim (v. 654) vortrefflich stimmt, ist ersichtlich, daß diese letzten Ereignisse am 9. November vor sich gingen; an diesem Tage erreichte das Heer Varna.

Hier erfährt (v. 611) der König erst von dem drohenden Anmarsch der Türken, von dem er nach Palatio und Dlugoss schon bei Petrez Nachricht erhält.

Von den Vorgängen vor der Schlacht hat Beheim

(v. 614 ff.) manche interessante und sonst nicht überlieferte Einzelheit bewahrt. Der König ließ nach der Meldung vom Anrücken der Feinde sofort das Heer sich zur Schlacht rüsten; niemand durfte mehr auf Beute ausziehen, und jeder mußte die Nacht im Harnisch verbringen. 5000 Reiter wurden auf Vorposten ausgesandt; sie konnten in der Ferne die türkischen Wachtfeuer sehen. Die Nachricht von dem drohenden Angriff der Türken brachte der walachische Woiwode Drakul ins christliche Lager. Die Angabe Beheims über die Größe des türkischen Heeres ist natürlich unzuverlässig (s. S. 14); da er später (v. 934) noch mitteilt, daß 200000 Mann von Asien her den Bosporus überschritten hätten, so nimmt er also 100000 europäische und 200000 asiatische Truppen an. Hunyady berechnet in seinem Berichte nach der Schlacht die Stärke der Feinde auf 150000 Mann.

Kurz vor der Schlacht, so erzählt Beheim weiter (v. 637 ff.), ermahnten König Wladislaus, Hunyady und der römische Legat auf einem Umritt die Soldaten noch einmal an ihren christlichen Glauben. Der Legat sprach über alle seinen Segen aus und vergab die Sünden. Am Vorabend St. Martins (10. Nov. 1444) stießen die Heere aufeinander.

Die Schilderung der Schlacht von Varna selbst (v. 655 ff.) ist der historisch am wenigsten wertvolle Teil des Gedichtes. Hans Mägest hat bei seiner untergeordneten Stellung offenbar gar keine Vorstellung von dem großen Gange der Schlacht gehabt. Er erzählt das, was sich in seiner unmittelbaren Nähe ereignete, mit großer Breite, und gibt im übrigen wohl nur die Anschauung wieder, die man sich später von der Katastrophe gebildet hat.

Nach Köhler (S. 55 ff.) war das christliche Heer im Bogen vor Varna so aufgestellt, daß der rechte Flügel mit einer Wagenburg sich an die Stadt Varna lehnte, während der linke durch den Dewna-See gedeckt war [1]).

1) S. die Karte bei Köhler.

Die Türken standen gegenüber auf den Bergen, hatten aber, unbemerkt von den Christen, hart an der Flanke des rechten christlichen Flügels eine große Menge leichter Truppen, sogenannter Akandschis, verborgen. Den linken Flügel der Christen bildeten fünf ungarische Banner, darunter auch Hunyady und die Siebenbürger (v. 354—360 genannt). In der Mitte stand der König mit seinen ungarischen und polnischen Haustruppen und seinen Söldnern. Auf dem rechten Flügel standen noch vier ungarische Banner, darunter die der drei Bischöfe, und das des römischen Legaten Julian Cesarini. Die Walachen sollten als Reserve hinter der ganzen Schlachtlinie zurückbleiben.

Nach Beheim kam nun der erste Angriff der Türken von den Bergen her (v. 655 ff.). 16000 Türken zogen zum Angriff heran, ihnen rückten die Christen aus der Wagenburg entgegen. Sie kämpften tapfer, auf einen erschlagenen Christen kamen 30 Türken. Die Türken wurden zurückgeschlagen, nur 1000 entrannen von ihnen auf den Berg. Der Sultan war sehr erschreckt (v. 706). Aber ein neuer türkischer Angriff erfolgte; auch er wurde abgewiesen (v. 714). Da floh der Sultan mit seinen Janitscharen in ein befestigtes Tal. Von hier aus wurde ein dritter Angriff unternommen, der auch zurückgeschlagen wurde (v. 727). Nach diesen Siegen der Christen ließ Murad den Woiwoden Drakul auffordern, sich des Kampfes zu enthalten; es würden sonst seine Brüder, die er gefangen hielt, getötet werden (v. 735 ff.). Wieder rückten die Türken vom Berge herunter zum Angriff vor. Drakul aber verließ mit den Seinen das Schlachtfeld. Auch der vierte türkische Angriff blieb erfolglos. Bei diesen Siegen der Seinen faßte König Wladislaus den Plan, selbst zum Angriff überzugehen. Er übergab die weitere Leitung der Schlacht Hunyady und dem römischen Legaten und stürzte sich mit 500 Reitern, trotz dringenden Abratens Hunyadys (v. 758), in den Kampf; er wollte den Sultan selbst töten und sprengte

in das Tal hinein, wo Murad mit seinen Janitscharen lag. Diese waren 12 000 Mann stark, und es war ihnen ein Leichtes, das christliche Häuflein zu vernichten; auch König Wladislaus fiel (v. 786). Unterdes hatten die Türken noch mehreremale angegriffen, waren aber immer wieder, im ganzen siebenmal (v. 791), zurückgeschlagen worden. Als jetzt Murad hörte, daß Wladislaus tot war und daß die Walachen das Schlachtfeld verlassen hatten, ließ er seine gesamte Armee — die Reiterei stand dabei in der Mitte — vorrücken. Die Wagenburg wurde eingenommen und die Christen flohen; ein Teil von ihnen hatte die christlichen Reihen durchbrochen und die Berge erreicht. Hunyady und der Legat wollten die Fliehenden aufhalten, doch vergeblich. Auch sie flohen auf den Berg über einen Graben, der schon ganz mit Toten gefüllt war. Die Türken wagten anfangs nicht, die Verfolgung aufzunehmen. Sie folgten ihnen nur bis zu dem Graben und nahmen alle Christen gefangen, die ihn noch nicht überschritten hatten.

So weit Beheims Bericht über die Schlacht. Den breitesten Raum in dieser Darstellung nehmen die Kämpfe an der Wagenburg ein; es sind das die Vorgänge auf dem rechten christlichen Flügel, auf dem Mägest offenbar seinen Platz hatte. Sieben Angriffe wurden hier zurückgewiesen (v. 791); Beheim stimmt darin mit Zobikos und Mohameds Brief überein. Zweifellos handelt es sich hier um die Angriffe der Akandschis, die in der Flanke des rechten christlichen Flügels erfolgten; die Zahl dieser Akandschis gibt Beheim (v. 659) mit 16 000 Mann an, nach Callimachus waren es nur 6000. Die Darstellung dieser Vorgänge ist noch der wertvollste Teil der Beheimschen Schlachtschilderung; wir erkennen daraus, wie stark dieser türkische Angriff war, den man früher wohl als einen Scheinangriff angesehen hat [1]).

Die Schlacht ging folgendermaßen weiter: der rechte

1) Köhler S. 59, A. 4.

christliche Flügel, im siegreichen Gefechte mit den Akandschis, wurde plötzlich von dem linken türkischen Flügel, den Spahis, angegriffen. Diesem doppelten Angriffe hielt er nicht stand, und so wurde er vollkommen aufgerieben; die Wagenburg fiel größtenteils in die Hände der verfolgenden Akandschis. Den siegreichen Spahis, also dem linken türkischen Flügel, warfen sich jetzt Hunyady und König Wladislaus von der Mitte her mit ihren Scharen entgegen, trieben sie zurück und sprengten den linken türkischen Flügel vollkommen auseinander. An dieser Verfolgung beteiligten sich auch die als Reserve aufgestellten Walachen; sie stürmten aber beutegierig weiter auf das hinter der türkischen Schlachtlinie liegende türkische Lager, plünderten es und verließen jetzt mit ihrer Beute das Schlachtfeld. Hunyady und König Wladislaus dagegen nahmen ihre alte Stellung in der Mitte wieder ein. Mittlerweile war auch der linke christliche Flügel mit dem rechten türkischen in einen harten Kampf verwickelt worden. Hunyady eilte ihm zu Hilfe und schlug auch hier die Türken vollkommen, deren Schlachtordnung jetzt vollkommen zerstört war bis auf die als Reserve aufgestellten Janitscharen; das christliche Heer war noch völlig intakt bis auf den rechten Flügel, der eben aufgerieben worden war, und bis auf die walachischen Reserven, die den Kampfplatz überhaupt verlassen hatten. Während des Kampfes, in den der linke christliche Flügel mit dem rechten türkischen verwickelt war, sollte König Wladislaus mit seiner Abteilung als Reserve zurückbleiben. Dem ehrgeizigen Könige mißfiel aber diese Rolle; mit einer auserlesenen Schar stürzte er sich auf die Janitscharen und fand dabei den Untergang. Der Tod des Königs verursachte nun eine Panik; es entstand eine allgemeine Flucht, der sich auch Hunyady mit dem noch völlig unversehrten linken Flügel nicht entziehen konnte.

Von dieser Darstellung der Schlacht, wie sie sich aus den übrigen Quellen ergibt, weicht Beheim bedeutend

ab. Er hat zwar auch die Hauptmomente des Kampfes bewahrt, die Flucht der Walachen, den Tod des Königs und den Sieg Hunyadys auf dem linken Flügel, nur weiß er nicht, in welche Phasen der Schlacht sie hineingehören. Da Mägest offenbar in der Auflösung des rechten christlichen Flügels die wahre Katastrophe sieht, so sucht er die anderen Ereignisse damit in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, und dadurch entsteht ein ganz falsches Bild. Zunächst übertreibt er den Sieg des rechten Flügels, der sich als ein Sieg auf der ganzen Linie darstellt (v. 655—753). Davon, daß der Sultan nach dem Fehlschlagen des zweiten Angriffs der Akandschis auf den rechten christlichen Flügel tief erschreckt gewesen und mit den Janitscharen in ein befestigtes Tal geflohen wäre (v. 717—723), ist sonst nirgends etwas bekannt; vielmehr erscheinen die Janitscharen von Anfang an als die Reserve des türkischen Heeres. Aus dem anfänglichen Siege des rechten Flügels läßt Beheim dann den tollkühnen Entschluß des Königs hervorgehen (v. 754 ff.), der in Wirklichkeit erst nach der Vernichtung des rechten christlichen Flügels und dem Siege Hunyadys auf dem linken gefaßt wurde. Die Einzelheiten, die Beheim im Zusammenhange mit diesem Ereignisse erwähnt, sind auch sonst überliefert. Auch Wawrin, Chalkokondylas und Dukas berichten davon; nur Dlugoss, der Ungarnfeind, meldet umgekehrt, daß Hunyady gerade den König ins Verderben gestürzt hätte. — An den Tod des Königs schließt Beheim einen Gesamtangriff der Türken an (v. 801 ff.), bei dem die Wagenburg erobert wurde, die z. T. aber schon verloren war, als der König seinen unglücklichen Plan faßte. Von einem solchen Gesamtangriff ist sonst nichts bekannt; aus den andern Quellen ersehen wir nur, daß die Türken am Schlachttage selbst die fliehenden Christen wohl verfolgt haben, aber erst am Tage darauf von den Bergen in die Ebene hinabstiegen; erst da wurde auch die Wagenburg völlig

erobert [1]). — Daß Hunyady einen Sieg erfochten hat, weiß auch Beheim; er ordnet ihn aber falsch ein, wenn er erst zuletzt beim großen türkischen Angriff die Christen unter Hunyadys Führung die feindlichen Reihen durchbrechen läßt (v. 281). Auch für das Verschwinden der Walachen hat er eine Erklärung (v. 734 ff.): Drakul soll durch eine Drohung Murads zum Verlassen des Schlachtfeldes gezwungen worden sein (vgl. S. 23). — Was Beheim von der Flucht des ganzen Heeres erzählt, ist nur auf den rechten Flügel zu beziehen. Hier stand der römische Legat, der nach Beheims alleiniger Angabe (v. 828 ff.) mit Hunyady sich bemüht hat, die Fliehenden zurückzuhalten. Der rechte Flügel war es auch, der in sumpfiges Gebiet (v. 837 ff.) getrieben und hier zusammengehauen oder gefangen genommen [2]) wurde; auch der römische Legat Cesarini soll nach einigen Quellen hier in die Gefangenschaft geraten sein.

Beheims Zahlen (v. 864) über den Verlust der Christen — 3000 Tote und 3000 Verwundete — und der Türken — 70000 Tote — sind wertlos; an diesem Punkte gehen alle Quellen auseinander.

Unter den Gefangenen befanden sich nach Beheim (v. 871 ff.) der römische Legat und viele vornehme Herren, die am Abend gefangen genommen waren. Sultan Murad zog auf das Schlachtfeld und blieb dort drei Tage. Am Morgen nach der Schlacht wurden ihm die Gefangenen zugeführt und, soweit sie über 20 Jahre waren, enthauptet; doch manche wurden auch in die Sklaverei verkauft. 12 Ritter und 12 Knaben schenkte Murad dem Sultan [3]), 12 Ritter und 24 Knaben dem *grassen kam* [4]) und 6 Ritter und 6 Knaben dem *karaman* [5]). Die Christen,

1) Köhler S. 65.

2) Köhler S. 61.

3) d. h. dem Sultan von Ägypten, dem Murad nach Nesri und Seaheddin 25 Kürassiere sandte (Hammer I, 357).

4) Dem Schwager Murads (Karajan S. 20).

5) Dem Fürsten von Karaman (Karajan S. 20).

die man sonst noch fing, wurden im Lande als Sklaven verteilt. Der Leiche König Wladislaus ließ Murad das Haupt abschlagen und es dem Sultan senden; später aber ließ er den Leichnam in einer griechischen Kapelle beisetzen. Der römische Legat wurde nach Adrianopel geschleppt und dort bei lebendigem Leibe geschunden. — Diese Mitteilungen über die nächsten Vorgänge nach der Schlacht sind uns besonders wertvoll, weil Mägest dafür der kompetenteste Zeuge ist. Daß der Leiche Wladislaus der Kopf abgeschlagen wurde, melden alle Quellen. Nach Nesri und Seaheddin wurde Wladislaus Haupt nach Brussa zu Schubasi, dem Ali von Dschubbe gebracht, und Callimachus und Bonfinius berichten, daß die Leiche ehrenvoll bestattet wurde. Beheims Darstellung vom Ende des römischen Legaten Cesarini wird durch die Erzählung bei Baluze bestätigt, der den Bericht eines Carlerius mitteilt, dem wiederum ein Augenzeuge vom Tode Julians Cesarini erzählt hat [1]). Nach Wawrin und Dlugoss freilich wurde Cesarini auf der Flucht von Rumänen ausgeraubt und getötet, während Chalkokondylas ihn schon nach der Schlacht von den Türken töten läßt. Beheim wie der Gewährsmann Baluzes vertreten hier wohl die populäre Fassung, der das Gräßliche am glaubhaftesten erscheint.

Für den unglücklichen Ausgang des ganzen Feldzuges macht Beheim (v. 921 ff.) die Venetianer verantwortlich. Sie standen im Dienste des Papstes und waren von ihm angewiesen, keinen Türken über das Meer herüberzulassen. Doch betrogen sie ihn, setzten 200 000 Türken auf ihren Schiffen über und bekamen für jeden Mann einen Gulden. Ohne die Untreue der Venetianer wäre alles Land diesseits des Meeres von den Türken befreit gewesen. — Die Ansicht, daß die Venetianer hier einen Treubruch begangen hätten, scheint damals allgemein im Abendlande verbreitet gewesen zu sein. In

1) Zeißberg, a. a. O. S. 100.

Wahrheit waren die Türken aber auf genuesischen Schiffen über den Bosporus gefahren [1]).

Mit einer Bemerkung über seine Quelle (S. 10) schließt Beheim sein Gedicht.

Eine genaue Untersuchung der Beheimschen Angaben unter Vergleichung mit den übrigen Quellen ergibt, daß Beheims Gedicht, als historische Quelle angesehen, große Mängel hat. Sie erklären sich zumeist aus der Natur der Überlieferung. Beheims Nachrichten stützen sich auf die Mitteilungen eines Augenzeugen, die ihm frühestens 16 Jahre nach den Ereignissen gemacht sind; Hans Mägest konnte in dieser Zeit die Erinnerung an die selbst erlebten Vorgänge nicht mit der gleichen Treue festhalten. So werden wichtige Ereignisse übergangen (S. 16 ; andere werden in falschem Zusammenhange erzählt (S. 14 ff. und S. 33). Es entstehen chronologische Irrtümer (S. 14, 25 u. 26), die klare Vorstellung der Lokalität ist verwischt (S. 18, 22, 25, 26 u. 28), auch Personenverwechslung tritt ein (S. 15 u. 23).

Andere Mängel unserer Quelle ergeben sich aus der ungeordneten Stellung des Beheimschen Berichterstatters; er konnte von komplizierten militärischen Vorgängen nur das berichten, was sich in seiner unmittelbaren Nähe ereignete. So sind denn die Schilderungen der größeren Schlachten (S. 14 ff. u. S. 29) ziemlich wertlos, zumal Mägest hier von seinem Gedächtnisse immer wieder im Stiche gelassen ist.

Doch daneben finden wir wertvolle Nachrichten, die uns nirgends überliefert sind. Oft sind es nur kleine Züge (S. 19, 26, 29 ff. u. 34), von geringem historischen Wert, aber von desto größerem poetischen Reiz, da sie erst das Ganze zu lebendiger Anschaulichkeit bringen. Auch Mitteilungen von außerordentlichem Quellenwert fehlen nicht. Hans Mägest besaß offenbar ein gutes Gedächtnis. Beheim zählt mit seltener Voll-

1) Bleyer S. 364.

ständigkeit die Führer des christlichen Heeres (S. 24) und die Orte auf (S. 22 ff.), die das Heer auf seinem Zuge nach Varna berührt hat. Durch die Fülle der Nachrichten an diesen Punkten übertrifft er jede andere Quelle.

So bleibt denn der Wert unseres Gedichtes als historischer Quelle unbestritten. Teleki sagte einst: „Dieses Gedicht ist ein wirkliches Gedicht, in dem Begebenheit und Phantasie verwoben sind“ [1]) und schien damit überhaupt auf eine Erklärung verzichten zu wollen; daß sie nicht unmöglich ist, hat besonders Bleyer mit seinem trefflichen Kommentar gezeigt. Unter den historischen Gedichten Beheims nimmt dieses zweifellos die erste Stelle ein. Karajan durfte es vom Standpunkt des Historikers mit Recht als „die Perle der ganzen Reihe“ bezeichnen. [2])

---

1) Bleyer S. 364.

2) Nachtrag zu S. 10. Zur Frage der Identität von *hans mägest* und Johannes de Megies ist noch zu bemerken, daß der letztere ein hervorragendes Mitglied des Melker Benediktinerstiftes war (Kropff, Bibliotheca Mellicensis, Wien 1747, S. 484 ff.; Keiblinger, Geschichte des Benediktinerstiftes Melk, Wien 1851. Bd. I, 640 ff.). Aus Mediasch in Siebenbürgen gebürtig — Geburts- und Todesjahr sind unbekannt — kam er 1460 als baccalaureus artium nach Melk. Durch seine Kenntnisse im kirchlichen und kanonischen Rechte leistete er dem Stifte wertvolle Dienste; er unternahm im Auftrage seines Ordens große Reisen — 1474 nach Augsburg und 1476 nach Rom — und wurde 1483 Prior. Neben seinen wissenschaftlichen Fähigkeiten wird auch sein Geschick in Fragen des alltäglichen Lebens gerühmt. — Wenn die Ansicht zu Recht besteht, daß auf diesen Johannes de Megies die betr. Chronikeinträge in den Annales Mellicenses zurückgehen (vgl. Wattenbach, SS. rer. Germ. IX, 481), so kann von einer Identität dieses Melker Chronisten mit dem Beheimschen Gewährsmanne keine Rede sein, da die betr. Hand in der Hs. bereits 1457 nachzuweisen ist (briefliche Mitteilung von Prof. Uhlirz, dem ich auch die Hinweise auf die Literatur über Melk verdanke), Beheims *hans mägest* aber bis 1460 türkischer Kriegsgefangener war. Uhlirz freilich ist nicht sicher, ob diese Chroniknotizen nicht überhaupt einem andern Annalisten zuzuweisen sind.

2) *von hern issgraw ain streit den er in ungern tet*[1]).

Johann Giskra von Brandeis[2]), der Held dieses Gedichtes, war einer der berühmtesten Kriegsleute seiner Zeit. Schon Sigismund und Albrecht II. hatte er in Ungarn im Kampfe gegen die Türken wertvolle Dienste geleistet; er war dann 1440 von Elisabeth, der Witwe Albrechts II., damit betraut worden, in Ungarn die Rechte ihres eben geborenen Sohnes Ladislaus gegen Wladislaus von Polen, den die Ungarn zu ihrem Könige gewählt hatten, zu verteidigen. Giskra besetzte das gebirgige Oberungarn und behauptete es auch in den Kämpfen der Jahre 1440—42. Die folgenden Jahre gingen für ihn hin in Verhandlungen mit Wladislaus und, als dieser 1444 bei Varna gefallen war, mit dem ungarischen Landtage; immer hielt Giskra die Rechte seines jungen Herrn wacker aufrecht. Er erkannte auch Johannes Hunyady, den seine Volksgenossen 1446 zum Gubernator des Landes ernannt hatten, in dieser Stellung nicht an. Erst 1449 kam Hunyady, den vorher der Kampf gegen die Türken beschäftigt hatte, dazu, dem böhmischen Söldnerführer selbst entgegenzutreten. Ein Waffenstillstand beendete jedoch bald wieder den Kampf. Aber 1451 brach der Krieg von neuem aus. Giskra hatte Verrat von Seiten der Feinde gefürchtet; so brach er den erst vor kurzem geschlossenen Vertrag und besetzte bei Losoncz ein

---

Sollten sich diese Zweifel bestätigen, so wäre gegen eine Gleichsetzung des Beheimschen Gewährsmannes mit dem Melker Mönche nichts einzuwenden, vielmehr spräche mehreres einleuchtend dafür. Doch bevor jene Frage nicht beantwortet ist, kann auch die unsrige nicht mit Sicherheit entschieden werden.

1) Karajan No. 6.

2) Über ihn vgl. Palacky, Geschichte der Böhmen IV, 1, 508; Krones, Die böhmischen Söldner im östlichen Ungarn, Prog. Graz 1862; Österreichische Militärische Zeitschrift 1867, IV. Bd.; Allgem. Dtsch. Biogr. 9, 202.

Kloster, das er befestigen ließ. Schnell kam Hunyady herbei und bestürmte es heftig, so daß Giskras Leute nahe daran waren, die Feste zu übergeben. Ihre Entsetzung durch Giskra und sein glänzender Sieg über die Ungarn bilden nun den Inhalt unseres Gedichtes.

Seine Entstehungszeit läßt sich ziemlich genau feststellen. *er ist rat und ach diener gleich unsers hern kaiser fridereich*, sagt Beheim (v. 11/12) von Giskra. Kaiser Friedrich III., in dessen Umgebung der Dichter von 1459—1466 geweilt hat, hatte Giskra 1459 in seinen Dienst genommen[1]). Dieser blieb bis 1461 kaiserlicher Feldhauptmann und hat als solcher besonders 1461 die Stadt Wien bei der Belagerung durch Herzog Albrecht, den Bruder des Kaisers, verteidigt. Während dieser Belagerung[2]) befand sich auch Beheim in der Stadt[3]); sicher ist er da mit Giskra persönlich zusammengetroffen, und so liegt es nahe, die Entstehung des Gedichtes in diese kurze Zeit der Belagerung zu setzen. Die Kenntnis der Ereignisse wird Beheim wohl aus den Erzählungen der Krieger Giskras gewonnen haben.

Im Eingang preist der Dichter, ganz typisch (S. 11), den Helden als das Muster von *riterschaft und hofweis*. Dann gibt er (v. 8) den Namen Giskras richtig als *jan istgraw* an und fügt hinzu (v. 9), daß er aus Böhmen stamme. Beheim unterstützt damit die Ansicht derer, die, davon ausgehend, daß Giskras Beiname „von Brandeis“ nur der Name seines Geburtsortes, des böhmischen Städtchens B., sein könne, Böhmen für sein Heimatland erklären[4]). Dem stehen aber Äneas Sylvius, nach dessen vita Johannis Jiskrae[5]) Giskra *nobili loco apud Moravos* gewesen sei, und Ebendorfer entgegen, der ihn als *Jo-*

1) Bachmann, Reichsgeschichte I, 40.

2) Sie dauerte vom 1. August bis 6. September 1461.

3) Vgl. II, A, 3d.

4) ADB 9, 202.

5) Palacky, Ital. Reise S. 146.

hannes Isgra de Moravia[1]) bezeichnet. Da die Frage schwer zu entscheiden ist, so ließen es Palacky und der Verfasser des Aufsatzes in der Militärischen Zeitschrift unbestimmt, ob Giskra ein Mähre oder ein Böhme war.

Der Dichter orientiert dann kurz über die Person seines Helden, nennt seinen jetzigen Herrn und auch seinen früheren, den König *plasslaw* (Ladislaus posthumus), dem Beheim selbst ja nicht minder treu als Giskra ergeben gewesen war (II, A 2).

Mit v. 21 beginnt die eigentliche historische Erzählung[2]). Beheim berichtet, daß die Ungarn das Schloß *lutschenz in ungerlant* belagert hatten und daß Giskras Leute sich in großer Not befanden. Nach Dlugoss ist unter diesem *sloss* das Stephanskloster nahe bei Losoncz (im Neograder Komitate nordwestlich von Fütek) zu verstehen, das Giskra mit 500 Mann besetzt, aber sonst weiter nicht befestigt hatte; Ebendorfer erzählt demgegenüber, daß das *monasterium Sancti Benedicti di Waisa* mit 600 Leuten Giskras besetzt war, während er nach Thurocz, Pray und Bonfinius nur in Anlehnung an das Kloster eine Befestigung errichtet hatte. Alle Quellen stimmen aber darin überein, daß die Belagerten große Not litten und nahe daran waren zu kapitulieren.

Giskra stand mit seinen eingeschlossenen Leuten in Verbindung (v. 31 ff.), und diese wiederum riefen seine Hilfe an, die er ihnen durch ein Feuerzeichen anzukündigen versprach. Von einer solchen Verständigung weiß nur Bonfinius etwas. Nach Beheim hat Giskra den Seinen das Feuerzeichen *in der grossen zang* (v. 48) gegeben; wahrscheinlich sind Feuerbrände mit einer großen Zange hin und her geschwungen worden.

---

1) Ebendorfer, bei Pez, SS. rer. Austr. II, 863.

2) Quellen über die Schlacht bei Losoncz sind: Dlugoss, Historia Poloniae (Opera omnia, Krakau 1878, Bd. 14, S. 101/2); Ebendorfer (s. Anm. 1); Thurocz, Illustrissimorum Hung. reg. chron. lib. IV, cap. XLVIII, Wien 1746; Pray, Ann. reg. Hung. Bd. III, Wien 1746; Bonfinius, Rer. Hung. decadis III, lib. VII (Leipzig 1771, S. 477).

Mit 3000 Mann (v. 43), Reitern und Fußsoldaten (v. 67), rückte Giskra aus. Auch Dlugoss und Ebendorfer lassen Giskras Macht aus Reitern und Fußsoldaten bestehen, und zwar zählt Ebend. 600 Reiter und 900 Fußsoldaten, während Dlugoss die Gesamtstärke der Giskraschen Macht auf etwas weniger als 4000 Mann anschlägt. Beheims Angabe hält die Mitte zwischen diesen Zahlen und wird wohl das Richtige melden.

Die Ungarn waren auf einen Angriff wohl vorbereitet, sie hatten sich wohl *vergraben und vertarrast*, wofür Dlugoss noch mehrere Belege gibt, und hatten den Weg durch den Wald, den Giskra zu passieren hatte, durch Verhaue sehr erschwert. Sein Fußvolk bahnte sich aber einen Weg hindurch, und nach Durchquerung eines Baches hatte Giskra die Feinde vor sich. — Von diesen Schwierigkeiten, die Giskras Heer zu überwinden hatte, erwähnen die Quellen nirgends etwas.

Beheim schiebt dann (v. 74—103) ein Gespräch Hunyadys mit seinem Hauptmanne *prscheczlauf* ein, in dem wir auch die Zahl der Ungarn, die Dlugoss auf 16000 Mann schätzt, angegeben finden; nach Beheim waren sie 20000 Mann stark. Der Hauptmann warnt den Gubernator vor allzugroßem Siegesvertrauen. Auch bei Dlugoss tritt diese Siegeszuversicht Hunyadys hervor, die sich auf seine numerische Überlegenheit gründet. Der genannte *polek* Bretislaw, wie Karajan (S. 22) den Namen *prscheczlauf* enträtselt, scheint die Böhmen schon zu kennen; vielleicht ist er mit jenem Böhmen Johann Berczal identisch, den Dlugoss erwähnt und der bei Beginn des Feldzuges von Giskra zu Hunyady abgefallen war.

Das Datum der Schlacht gibt Beheim nicht an. Wir erfahren es von Dlugoss: *feria nativitatis sanctae Mariae* und von Ebendorfer: *in festo nativitatis virginis gloriosae*; also am 8. September 1451 fand die Schlacht statt. Auch die Tageszeit nennt Dlugoss: *tertia in vigelia*, der Kampf müßte sich danach also am frühen

Morgen abgespielt haben. Pray überliefert sogar, *intempesta nocte* seien die Ungarn angegriffen worden; das ist sicher falsch, von einer Überrumpelung der Ungarn kann nach Beheims Schilderung keine Rede sein.

Mit v. 104 setzt die Schlacht ein. Hunyady eröffnete den Kampf und sandte den Feinden 3000 Mann entgegen, die Giskra aber mit leichter Mühe zurückschlug. Jetzt machten auch die Belagerten einen kräftigen Ausfall, Giskra rückte gleichzeitig mit gesamter Macht vor, so daß die Ungarn von zwei Seiten angegriffen wurden. Unter Giskras Rittern tat sich besonders Hermann von *sweredicze* [1]) hervor. Die Schlacht wurde durch ein Schützenfeuer eröffnet, dann griff man zu den Spießen, und zuletzt ward *enplässet mannig swert.* Giskras Scharen waren den Ungarn entschieden überlegen, die bald die Flucht ergriffen. Auch Hunyady floh schließlich auf seinem weißen türkischen Roß [2]). Die Ungarn wurden kräftig verfolgt; ihr Verlust an Toten und Gefangenen war bedeutend, *vil grasser hern* waren darunter. Das Lager mit den großen Schätzen Hunyadys fiel den Siegern in die Hände.

Beheims Schlachtbericht stimmt am meisten mit Dlugoss überein, der nur von den Vorgängen auf der ungarischen Seite mehr weiß. Auch er berichtet von dem Ausfall der Belagerten, fügt aber hinzu, daß diese die von Hunyady zurückgelassenen Belagerungstruppen aufgerieben hätten. Als dann der Gubernator dem neuen Feinde in seinem Rücken Reiter und Fußtruppen entgegenwarf, glaubten viele seiner Leute, diese

---

1) Einen solchen Namen konnte ich nirgends nachweisen.

2) Auf das Roß Hunyadys, dem Beheim hier mehrere Verse widmet (v. 184—190), scheint etwas von der Berühmtheit seines Reiters übergegangen zu sein; offenbar hat man in der Schlacht daran den Feldherrn erkannt. Nach Bonfinius wechselte Hunyady in der Schlacht bei St. Imre (25. März 1442) Rüstung und Roß, um nicht den Feinden zu sehr aufzufallen (Kupelwieser, Kämpfe zw. Ungarn u. Osmanen 1895, S. 63). *ete ueierlot* in v. 184 ist ungar. = „dieses Pferd“.

wollten sich zur Flucht wenden; so entstand eine Panik, in der schließlich alles auseinander stob. Die ausführliche Schlachtschilderung bei Dlugoss darf bei dem anerkannten „Streben dieses Autors nach Amplifizierung“ [1]) leider nicht als authentisch gelten. Seine Nachrichten sind immer mit denen anderer Quellen zu vergleichen und nur als Bestätigung wertvoll. — Dlugoss stimmt mit Beheim in der Schilderung der Folgen der Schlacht überein; u. a. erwähnt auch er die vielen Schätze, die Hunyady in seinem Lager zurücklassen mußte. Unter den Gefangenen nennt er wie auch Ebendorfer Johann Hedervara, Bischof von Erlau; Bonfinius und Thurocz führen außer diesen Gefangenen als gefallen noch Johannes Kanpolthy von Nava an. Nach der Militär. Ztschr. befehligten die beiden genannten Magnaten das ungarische Vordertreffen, also die von Beheim erwähnten 3000 Mann (v. 105), die den Kampf eröffneten.

Nach Beheim und Dlugoss ist Giskras Sieg offenbar durch den Ausfall der Belagerten herbeigeführt, der unvermutet heftig war und Hunyady zwang, seine Streitkräfte zu teilen, wodurch dann die Verwirrung entstand. Thurocz, Bonfinius und Pray schreiben die Niederlage Hunyadys aber dem Abfall verräterischer Magnaten zu, die im entscheidenden Augenblick mit ihren Scharen das Schlachtfeld verließen. Sie berichten in gleicher Weise von der Verschwörung einiger ungarischer Optimaten, die, neidisch auf Hunyadys Erfolge, mit Giskra in Verbindung traten und ihm ihr verräterisches Vorhaben mitteilten. In dieser Version scheinen die Ereignisse richtig dargestellt zu sein. Giskra spricht nämlich später selbst in einem berühmten Brief an Matthias Corvinus davon, daß dessen Vater, eben unser Gubernator, nur durch Verrat von ihm besiegt worden sei [2]).

1) Zeißberg, Die polnische Geschichtsschreibung des Mittelalters, Leipzig 1873, S. 326.

2) Krones S. 8.

Es ist wohl kein Zufall, daß Beheim und Dlugoss den wahren Grund der Niederlage Hunyadys verschweigen. Dlugoss sympathisiert mit der antiungarischen Sache; wie in anderen Partieen seines Geschichtswerkes[1]), wird er sich auch hier nicht von dieser nationalen Voreingenommenheit haben frei machen können. Beheim vollends schreibt sein Gedicht in der deutlichen Absicht, Giskra zu verherrlichen. Es ist eigentlich ausgeschlossen, daß Beheim, der so genau über die Einzelheiten orientiert ist, nicht auch den wahren Grund der ungarischen Niederlage gekannt hat, von dem Giskra selbst so offen spricht. Der Dichter wußte es wohl, daß Giskras Ruhm höher stand, wenn allein das strategische Geschick des Führers und die Tapferkeit seiner Leute den Sieg herbeigeführt hatten, als wenn er dem Handeln anderer zu danken war.

Dennoch bleibt aber dem Berichte Beheims auch neben den übrigen Quellen sein historischer Wert. Er bestätigt uns zunächst in einigen wichtigen Punkten die Darstellung von Dlugoss: in den Angaben über die Zahlenverhältnisse, über die Folgen der Schlacht, vielleicht auch über den Überläufer Berczal. Gänzlich neu sind uns dann aber die Mitteilungen, daß Hunyady einen Entsatzversuch Giskras wohl erwartet und seinen Anmarsch möglichst erschwert hatte. Über die Vorgänge auf ungarischer Seite erfahren wir freilich nichts, auch den Gang der Schlacht selbst können wir bei Beheim nur schlecht verfolgen. Die Art der Beheimschen Quellen erklärt diese Mängel hinlänglich; sicher hat dem Dichter einer von Giskras tapfren Söldnern während der Belagerung von der Schlacht erzählt, der natürlich von den Ungarn nichts wußte und dem die großen Zusammenhänge des Kampfes überhaupt dunkel geblieben sind.

1) Zeißberg S. 333.

3) *hie hon ich gemacht von dem turcken keiser machamet wie er constantinopel gewan vnd die siruey verwüst vnd wie grossen schaden er vor criechischen weissenpurg nam vnd uon dem zug den die cristen darnach off die turcken teten vnd wie der edel fürst graf vlrich von cili da ermordet ward daz werdend ir alles in disem lied horn wann ich michel pehem auch in der selben reis gewesen pin*[1]).

Im Jahre 1456 waren die Türken, wie alljährlich seit der Eroberung Konstantinopels, wieder in Serbien eingefallen[2]). Sie drangen bis Belgrad vor und belagerten seit Anfang Juni die Stadt. In Ungarn hatten sich unter dem starken Eindruck der Predigten des Franziskanermönches Johann von Capistrano viele Kreuzfahrer versammelt, die zur Verteidigung Belgrads heranzogen. Ihnen gelang es auch, am 14. Juli in die Stadt zu kommen und die Besatzung zu verstärken, nachdem Hunyady mit seinen Scharen die türkische Blockadeflotte auf der Donau vernichtet hatte. Unterdes sammelte König Ladislaus ein Heer, dem sich auch noch viele verspätete Kreuzfahrer anschlossen. Aber erst am 8. November 1456 kam der König mit seinen Truppen vor Belgrad an, als die Türken, durch Hunyady und die begeisterten Kreuzfahrer geschlagen, schon längst (22. Juli 1456) den Rückzug angetreten hatten. In der Begleitung des Königs befand sich auch der Graf von Cilli, sein Oheim und vornehmster Berater. Er war den Ungarn aufs tiefste verhaßt, da er ihre nationalen Bestrebungen, die nur auf eine Schwächung der königlichen Gewalt hinausliefen, auf jede Weise bekämpfte. Ulrich von Cilli wurde nun am 9. November 1456 in Belgrad von den Ungarn ermordet, König Ladislaus selbst geriet dabei in die

1) Karajan No. 9.

2) Huber, Geschichte Österreichs III, 103 ff.

Gefangenschaft der nationalen ungarischen Partei, an deren Spitze nach dem Tode des alten Gubernators (11. August 1456) dessen ältester Sohn Ladislaus Hunyady getreten war. Das Kreuzfahrerheer, das somit führerlos war, kehrte bei Belgrad um und zog durch Ungarn nach der Heimat zurück. — König Ladislaus gelang es erst im März 1457, sich aus der Gewalt der Ungarn zu befreien. In Ofen, wohin er sich zu Anfang des Jahres begeben hatte, ließ er am 16. März die beiden Hunyadys und ihre bedeutendsten Anhänger gefangen nehmen; Ladislaus Hunyady, der allein am Tode Cillis schuldig war, wurde hingerichtet.

Diese Ereignisse, wie sie sich 1456 und 1457 in Ungarn zutrugen, sind es nun hauptsächlich, von denen Beheim erzählt. Sein Gedicht zerfällt in drei Teile; im ersten erzählt er die Eroberung Konstantinopels (v. 71—227), im zweiten berichtet er von der Belagerung Belgrads durch die Türken im Sommer des Jahres 1456 (v. 228—447), der dritte Teil enthält eine ausführliche Darstellung der Ermordung Graf Ulrichs von Cilli und der Hinrichtung Ladislaus Hunyadys (v. 448—1077).

Aus dem Gedichte geht hervor, daß Beheim zur engeren Umgebung des Grafen Cilli gehörte [1]). In seiner unmittelbaren Nähe wurde der Graf ermordet und König Ladislaus gefangen genommen. Beheim zog wahrscheinlich mit den führerlos heimkehrenden Kreuzrittern zurück, schloß sich aber dann vermutlich in Ofen an König Ladislaus wieder an, so daß er auch über die Gefangennahme und Hinrichtung Ladislaus Hunyadys zuverlässig zu berichten weiß.

Die Zeit der Entstehung unseres Gedichtes läßt sich ziemlich genau bestimmen. Beheim erwähnt noch die Rückkehr König Ladislaus nach Wien (v. 1077), die Ende Mai 1457 erfolgte [2]). Ferner berichtet er (v. 1046—1048),

1) Vgl. Ged. „*von michel behem geburt* . . .“, v. d. Hagens Sammlung S. 38, Str. 7: *Zu graf ulreich von cel ich darnach kam.*

2) Palacky II, 1, 407.

daß der Bischof von Wardein zu Unrecht in Gefangenschaft geraten sei. Mit dieser Bemerkung soll offenbar auf die Freilassung des Bischofs angespielt werden, die am 29. Mai 1457 statt fand[1]).

Die interessante Variante des cgm 291 an dieser Stelle zeigt nun, daß sich damals der Bischof von Wardein offenbar noch in der Gefangenschaft des Erzbischofs von Gran befand. Im cgm 291 liegt uns also die ältere Fassung des Gedichtes vor[2]), die schon vor dem 29. Mai 1457 existiert haben muß; terminus a quo würde dann der 17. März sein, an welchem Tage Hunyady hingerichtet wurde.

Beheim beginnt sein Gedicht mit einem langen Gebet (v. 1—56), in dem Jesus als der Allmächtige gepriesen und um Hilfe angerufen wird.

Daran schließt sich die Schilderung der Eroberung Konstantinopels, die aber bei Beheims Unkenntnis in ganz allgemeinen Zügen abgetan wird. Er hebt die große Zahl der Türken hervor (v. 81), die zu Wasser und zu Lande ihre ungeheuren Rüstungen trafen, er erwähnt ferner die erfolglosen byzantinischen Hilfegesuche (v. 115) beim Papst und den andern Fürsten, und schildert dann die Eroberung selbst, bei der er besonders auf die Schändung der christlichen Heiligtümer (v. 165 ff.) und die Greuel der Sieger unter den Einwohnern (v. 171 ff.) hinweist. Chronologisch stellt er sich den Gang der Ereignisse falsch vor, wenn er die Eroberung von Konstantinopel, auffällig genug, ins Jahr 1450 (v. 74) setzt[3]) und den Einfall in Griechenland (v. 96 ff.) mit den Rüstungen zur Eroberung von Konstantinopel in Zusammenhang bringt. Mit diesem Einfall ist wahrscheinlich der Angriff des türkischen Statthalters von Thessalien, Turachan, gemeint, den dieser im Herbst 1452 auf die byzantinischen Despoten, die Brüder des letzten byzantinischen Kaisers,

1) Teleki II, 552.

2) Bleyer S. 462, Anm. 2.

3) Karajan No. 10, v. 3 ist seine Angabe darüber richtig.

in der Peloponnes machte[1]. — Tendenziös hebt Beheim den Hochmut des Sultans hervor, der sich den zweiten Alexander genannt und sich die Eroberung der ganzen Welt vorgenommen habe[2].

Auf die Eroberung von Konstantinopel läßt Beheim sogleich den Einbruch der Türken in Serbien (v. 232) folgen, der zur Belagerung von Belgrad führte; er erwähnt nicht den dreijährigen Zwischenraum, der zwischen beiden Ereignissen liegt. In Wirklichkeit gingen der Belagerung von Belgrad auch mehrere Einfälle in das serbische Gebiet voraus[3].

Die Quelle Beheims für die Ereignisse bei Belgrad waren sicher Erzählungen der Kreuzritter, die daran teilgenommen hatten. Uns ist noch eine Darstellung derselben Ereignisse aus diesen Kreisen erhalten, ein Brief Nürnberger Kreuzfahrer vom 15. September 1456 an die Behörde ihrer Stadt[4]. Ein Vergleich mit Beheim zeigt, wie ähnlich in beiden Quellen die Belagerung geschildert wird. Danach ist der entscheidende Sieg vom 22. Juli 1456 nur den von Capistrano begeisterten Kreuzrittern zu verdanken. Beide Quellen übergehen aber den Sieg Hunyadys am 14. Juli über die türkische Blockadeflotte und die hervorragende Teilnahme, die der Gubernator sonst an der glücklichen Verteidigung der Stadt genommen hat. Die Nürnberger Kreuzritter gehen in ihrer

---

1) Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches I, 819.

2) Vgl. über solche Äußerungen Mohameds Leo, Geschichte Italiens III, 170. — In einem Gedichte aus dem Jahre 1453 (bei Liliencron, Die histor. Volkslieder d. Dtschen I, No. 100, Str. 12) heißt es:

> *der Türk* (Mohamed) *der swur in zornes not*
> *auf Machamet bei seinem got,*
> *er well die kirchen gar zerstörn,*
> *sant Peters münster gar unern,*
> *sein ross dar inn zestellen.*

3) Huber III, 102.

4) Abgedruckt von Baader im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1863, S. 251.

Antipathie gegen Hunyady sogar soweit, daß sie nicht nur seine Verdienste verschweigen, sondern ihn auch der Flucht aus der Schlacht beschuldigen. Diese Einseitigkeit der Beheimschen Darstellung braucht mit Bleyer (S. 447) nicht unbedingt auf die Voreingenommenheit zurückgeführt zu werden, die den Dichter gegenüber der ganzen Familie Hunyady ja zweifellos beherrscht (s. u.); sie war einfach mit den Erzählungen der Kreuzritter, seiner Gewährsleute, gegeben.

Im übrigen enthält Beheims Bericht nichts Besonderes; die Einzelheiten, die er erwähnt, sind, wie Bleyer (S. 448) gezeigt hat, auch in den andern Quellen [1]) enthalten. Auch er spricht von den gewaltigen Belagerungsgeschützen der Türken (v. 250), von der Gefahr, in der die Festung sich befand, da die Feinde die Mauern schon erstiegen und dort zwei Banner aufgepflanzt hatten (v. 238), von der großen Begeisterung, die Capistrano (v. 343) unter den Kreuzrittern erweckte und die sie zum letzten, endlich auch siegreichen Widerstand gegen den feindlichen Ansturm trieb (v. 370), und von der Eroberung des Lagers mit seinen reichen Schätzen (v. 444). Ungenau ist natürlich die Angabe über die Stärke der Türken (200000 Mann, v. 231) [2]).

Der letzte Teil des Gedichtes (v. 448 ff.), zugleich der umfangreichste, ist auch historisch am wertvollsten, da der Dichter die hier erzählten Ereignisse [3]) meist als Augenzeuge erlebt hat.

1) Quellen über die Belagerung von Belgrad sind: der Brief der Kreuzfahrer (S. 48, A. 4); die anonyme österr. Chronik (bei Senckenberg, Selecta hist. II, 10); Ebendorfer, Chron. austr. (bei Pez II, 880); Äneas Sylvius, Historia Friderici (bei Kollar, Analecta, S. 460); die bei Katona a. a. O. Bd. 13 abgedruckten Berichte. Vgl. dazu Huber III, 106, Anm. 1.

2) Vgl. dazu S 14, Anm. 1.

3) Quellen über die Ermordung des Grafen Cilli und die Hinrichtung Ladislaus Hunyadys sind außer den schon genannten: die Chronik der Grafen von Cilli (herausgegeben von Krones, Wien 1883, S. 119 ff.); Bonfinius, Leipzig 1771, S. 506; Thurocz (bei Schwandtner, SS. rer.



Von den Vorbereitungen zum Zuge König Ladislaus nach Belgrad teilt Beheim einiges mit (v. 448 ff.). Der Papst hatte seine Legaten in alle Länder geschickt und ließ überall das Kreuz predigen; einige Tausend Mann hatten dann das Kreuz genommen, meist Bauern und Handwerker, *kein edelman mit neüte*. Es ist Papst Calixt III., dessen Mitwirkung Beheim hervorhebt. Er hatte sich um das Zustandekommen dieses Zuges besondere Verdienste erworben. Für die einzelnen Länder hatte er besondere Gesandte ernannt, die dort in diesem Sinne wirken mußten. Nach Deutschland war Kardinal Carjaval gesandt worden, der Ende 1456 sich in Wien am Hofe König Ladislaus aufhielt und mit ihm zusammen 1457 am Reichstage zu Budapest teilnahm [1]). Beheim, per zu dieser Zeit schon *tihter* des Königs Ladislaus war, hat den Legaten sicher persönlich gekannt. — Die Klage Beheims über die geringe Beteiligung des Adels am Kreuzzuge wiederholt sich in der anonymen österreichischen Chronik, wo erzählt wird, daß *aber wenig aus dem adl seiner landt* sich beim Heere des Königs befanden.

Die Kreuzritter zogen zu König Ladislaus nach Ungarn, der sie freundlich empfing und dort schon selbst eine *schöne mahte* gesammelt hatte (v. 462 ff.). Der Dichter stimmt darin mit der anon. österr. Chron. überein, nach der die Kreuzfahrer sich in Oberdeutschland gesammelt hatten und dann in zerstreuten Haufen nach Futak (in Ungarn), dem von Ladislaus bestimmten Sammelplatze zogen.

Hung. S. 277): der Bericht eines Kreuzfahrers (abgedruckt von Birk in den Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst, Wien 1849, S. 251 ff.); Hofmär von Vngern, Bericht eines königlich gesinnten über die Hinrichtung Hunyadys (bei Birk, 253); eine Urkunde des Königs Ladislaus vom 21. März 1457 (bei Birk, S. 254); ein Brief Konrad Holzers (in den Fontes rerum Austriac. XX, 104); Arenbeck (bei Pez, SS. rer. Austr. I, 1266); Jakob Unrest (bei Hahn, Collectio monum. vet. et rec. I, 545—546).

1) Pastor, Geschichte der Päpste I, 659, 691.

Über den Zug des Königs durch Ungarn erfahren wir von Beheim nichts. Ladislaus war am 26. August 1456 aus Wien aufgebrochen; die ersten Tage des September verbrachte er in Preßburg, wo Graf Ulrich von Cilli zu ihm stieß. Nach kurzem Aufenthalte in Wissegrad und Ofen traf der königliche Zug Mitte Oktober in Futak ein. Hier wurde ein großer Reichstag abgehalten und Graf Cilli zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt; ferner fand hier eine Versöhnung zwischen Cilli und Ladislaus Hunyady statt[1]). Diese beiden Tatsachen sind auch Beheim bekannt (v. 474 und 518).

Von Futak ging es dann weiter zu Schiff die Donau hinunter (v. 480 ff.). Beheim entwirft ein anschauliches Bild von dem ganzen Heereszuge, der in seiner kriegsgemäßen Ausrüstung mit den Belagerungsgeschützen und dem ungeheuren Troß offenbar großen Eindruck auf ihn gemacht hat.

Am 8. November langte das Heer vor Belgrad an. Die Stadt war von Ladislaus Hunyady besetzt, der die wichtige Grenzfestung nach den Kämpfen des Sommers wiederhergestellt und hier einen außerordentlichen Stützpunkt für die national-ungarische Partei geschaffen hatte. Er strebte nach dem Amte seines Vaters, dem des Gubernators, fand aber eben darin den heftigsten Widerstand des Grafen Cilli. Dieser richtete gerade seinen ganzen Einfluß darauf, die Position seines königlichen Neffen gegenüber den partikularen Mächten in Böhmen, Österreich und Ungarn zu heben und eine starke königliche Zentralgewalt zu schaffen[2]). In diesen Bestrebungen war er schon zu dem alten Johannes Hunyady in Gegensatz geraten, dessen Macht er aber nicht hatte erschüttern können. Nach dessen Tode (11. August 1456) begehrte Cilli nun selbst die Stellung des Gubernators, die er auch

1) Huber III, 107 und Bachmann, Geschichte Böhmens I, 460.

2) Lug, Das Verhältnis des Grafen Ulrich II. von Cilli zu König Ladislaus posthumus. Reichenberg 1905. Jahresbericht der Reichenb. Handelsakademie, Separatabdruck S. 61 ff.

in Futak erhielt. Dieser Erfolg des Grafen rief natürlich den erbitterten Haß der national-ungarischen Partei hervor, der sich auch nach der Versöhnung zwischen Cilli und Ladislaus Hunyady nicht gelegt hatte, wie sich in Belgrad zeigen sollte.

Beheim ist in diesem Teile des Gedichtes ganz Parteimann; in ihm zittert noch die Erregung über die feige Ermordung seines Herrn nach, und so kann er sich in der Herabsetzung der Feinde nicht genug tun. Seine besondere Empörung hat Ladislaus Hunyady hervorgerufen:

> *weidavilasslaw* [1]) *unde*
> *sun hunadienusch,*
> *ein schaucher in eim pusch*
> *ist niht so valsch und öde*
> *alz diser morder schnöde* (v. 506—510).

Später (v. 587) erinnert er an die *schand mancher hand*, die der alte Hunyady getan habe, da er die Einkünfte für sich behielt und deshalb mit Cilli in Streit geriet. Diese Vorwürfe gegen den alten Gubernator kehren auch in anderen Quellen wieder, die der königlichen Partei nahe stehen; so namentlich in einer Urkunde Ladislaus vom 21. März 1457 [2]). Sie waren offenbar nicht unbegründet; Ladislaus Hunyady erschien in Futak, wohin ihn König Ladislaus eingeladen hatte, nur unter starker Bedeckung und nachdem ihm urkundlich versichert war, daß er wegen der Verwaltung der Staatseinkünfte von Seiten seines Vaters nicht zur Rechenschaft gezogen würde [3]).

Das königliche Heer war auf dem rechten Ufer der Donau bei Semlin (v. 550) gelandet und war von Belgrad nur noch durch die Save getrennt (v. 553 ff.). Von hier setzte man über die Save nach der Stadt Belgrad hinüber. Cilli und Ladislaus waren von Ladislaus Hunyady dazu

---

1) Ungarisch = Lasslo (Ladislaus) von Vajdafi.

2) Abgedruckt von Birk S. 255.

3) Birk S. 256 und Lug S. 62.

veranlaßt worden, der ihnen auch gleichzeitig das hochgelegene und stark befestigte Schloß als Wohnung anbot (v. 520/1).

Beheim berichtet (v. 526 ff.), daß Cilli von vielen Seiten gewarnt wäre, dieser Einladung folge zu leisten. So rieten ihm davon ab der Erzbischof von Kolocza [1]) (v. 532), der Herzog von Limbach (v. 533), die Grafen von Bösingen, unter ihnen besonders Graf Georg [2]) (v. 537/8), die drei Brüder von Roscogny [3]) (v. 539) und noch andere treu gesinnte Männer. Reinhold von Roscogny (v. 546 ff.) gab den Eingeladenen noch den besonderen Rat, nur in Begleitung deutscher und böhmischer Krieger das Schloß zu betreten.

Beheim stellt es so dar (v. 566 ff.), als ob Cilli von eigenen Leuten (v. 568/9) verraten wäre. Er äußert damit einen Verdacht, dem wir auch in der anonym. österr. Chronik begegnen; dort erscheint als Verräter ein gewisser Lamberger, den auch die Chronik von Cilli erwähnt.

Cilli und König Ladislaus ritten mit einer großen Menge von Begleitern hinauf auf das Schloß (v. 629). „Eine Schar von Reitern unter Reinhold Roscogny ritt durch das Tor, ohne gehindert zu werden. Dann folgten der König und Cilli, hinter denen sich plötzlich die Tore schlossen, so daß die große Schar der Kreuzfahrer, die sie zu ihrer Begleitung mitgenommen hatten, ausgeschlossen war“ [4]). — So haben sich die Ereignisse nach Beheim (v. 630 ff.) und den übrigen Quellen abgespielt. Den wenigen, die so in das Schloß gelangt waren, wurden noch die Waffen abgenommen (v. 643); auch die Chronik von Cilli berichtet davon. Nach derselben Quelle waren

1) Erwähnt in der Urkunde des Königs Ladislaus vom 21. März 1457 bei Birk S. 257, und in einem Briefe Hans Kuchayms an die Stadt Preßburg, bei Birk S. 258.

2) Wertner, Die Grafen von St. Georg und Bösing 1891, S. 48.

3) Ein Johann von Rocogny bei Birk S. 257 erwähnt.

4) Lug S. 63.

es immerhin noch 80—100 Mann, die mit König Ladislaus und Cilli in dem Schlosse waren. Aber sie waren bedeutend in der Minderheit, da das ganze Schloß, Türme und Tor, mit Ungarn besetzt war (v. 633); ebenso schreibt der König: „*sensimus in turribus et latebris castri peditum et stipendiariorum paratas insidias*“ [1]).

Es ist begreiflich, daß Beheim das ihm angewiesene Nachtquartier mit Mißtrauen betrachtete (v. 649 ff.):

mein hercz waz gar erschrocken.
ich sprach: „der wirt von glocken
hat uns gepeten her,
der mit dem kolben swer
seinn gesten slaufen zunt [2]).

Schon in der Nacht [3]) vernahm er ein lautes Getöse, und es schlichen bewaffnete Männer umher, die die Fremden schon im Schlafe ermorden wollten; aber diese hatten sich vorgesehen und die Türen verriegelt (v. 657 ff.). Auch die anonym. österr. Chronik weiß von diesem nächtlichen Geräusche, so daß an der Tatsache selbst nicht zu zweifeln ist. Bleyer (S. 453) weist unbegreiflicherweise diese Erzählungen ins Gebiet der Fabel und glaubt, sie den aufgeregten Sinnen der beiden Berichterstatter zuschreiben zu können.

Am Morgen des 9. November sandte Ladislaus Hunyady zu Cilli und ließ ihn um eine Unterredung bitten. Dieser hörte gerade die Messe und ließ sich auch durch weitere Boten darin nicht stören (v. 692). In sein Zimmer zurückgekehrt, wurde Cilli hier von Ladislaus Hunyady und zwei andern Ungarn überfallen (v. 699), denen er denn auch nach tapferer Gegenwehr

1) Birk S. 256.

2) Karajan WB. S. XLV: „Wahrscheinlich bezieht sich diese leider so kurze Anspielung auf die Sage von Wieland dem Schmied und dessen Aufenthalt zu gloggensachsen (od. glockensassen)“. Vgl. W. Grimm, Dtsch. Heldensage [3] S. 217, 250.

3) Der König schreibt: „*egimus noctem illam pavoris plenam*“ bei Birk S. 256.

erliegen mußte (v. 718). Es gelang ihm aber noch, seinem Feinde Hunyady durch einen Hieb ins Gesicht ein dauerndes Mal von diesem Kampfe zu geben (v. 714). Unterstützt hatten den Grafen Cilli *graf gregor der von carva* (v. 726) und der *junge kepler* (v. 727), sie entgingen nur mit Mühe dem Tode. — Die anderen Quellen weichen in der Hauptsache nur wenig von Beheim ab. Die Chronik von Cilli, die anon. österr. Chronik, die Berichte bei Birk und Ebendorfer erwähnen ebenfalls die Messe. In der anon. österr. Chronik und in dem bei Birk abgedruckten Briefe des Kreuzfahrers wird sogar der Mann erwähnt, der Cilli aus der Messe abrief; es ist der schon erwähnte (S. 53) Lamberger. Die beiden zuletzt genannten Quellen weichen von Beheim auch darin ab, daß sie den Kampf Cillis mit seinen Mördern nicht in Cillis, sondern in Hunyadys Wohnung sich abspielen lassen; doch Beheim wird in dieser Frage wieder von Thurocz und Arenbeck unterstützt. Dem Kampfe lassen alle Quellen, mit Ausnahme von Beheim und Ebendorfer, einen Wortwechsel vorangehen. Hunyadys Verwundung durch Cilli erwähnen auch die anon. österr. Chronik, der Bericht des Kreuzfahrers (bei Birk), Bonfinius, Holzer und die Cillier Chronik. Holzer berichtet, über alle Quellen hinausgehend, noch von einer Verwundung Michael Szilagyis, des Oheims Hunyadys. Nur Jakob Unrest und der Kreuzfahrer (bei Birk) wissen auch etwas von einer Hilfe, die Cilli in seinem letzten Kampfe zu teil wurde. Der erstere erwähnt einen Kapeller, unter dem sicher der Beheimsche *jung kepler* zu verstehen ist, und der Bericht des Kreuzfahrers nennt beide. Hinter diesen Namen vermutet Bleyer (S. 455) einen Gergely von Frangepan und einen Kroaten Kaplir von Szalavicze[1]). Huber (III, 109 A) sieht in dem letz-

1) Schwicker, Az utolso Czillei grofok es riszonynk Magyarorszaghoz 1861, S. 73; Nagy Ivan, Magyarorszag csaladai VI, 74; Dipl. Eml, Matyas kiraly korabol I, 7.

teren den Sohn jenes Hanns Kepler von Selevitz, zu dessen Gunsten Ulrich von Cilli 1455 urkundet [1]); nach Palacky (IV, 1, 402) war er ein Böhme Kaplir von Sulewitz.

Dem toten Cilli wurde das Haupt abgeschlagen (v. 752); so berichten fast alle Quellen. Nach Ebendorfer hat Simon Nagy, nach dem Berichte des Kreuzfahrers Michael Szilagyi, diese Tat vollbracht. Beheim berichtet weiter (v. 757), daß das Haupt nach der Türkei gesandt wurde; nach wenigen Tagen rief man den Boten aber wieder zurück und fügte das Haupt dem Leichnam wieder bei. Nach der Chronik von Cilli ist das am fünften Tage nach dem Morde geschehen. Holzer behauptet, daß das Haupt dem serbischen Despoten, Georg Brankowicz, dem Schwiegervater Cillis, zugesandt werden sollte.

Nach der Ermordung Cillis wurden die wehrlosen Deutschen und Böhmen aufs gründlichste ausgeplündert (v. 770); sogar die andächtigen Kirchenbesucher blieben davon nicht verschont (v. 776), desgleichen nicht die vornehmen Herren wie Herzog Otto von Bayern (v. 786). Beheim selbst verlor 32 Dukaten und seine ganze Kriegsausrüstung (v. 795). — Von dieser Plünderung berichtet nur noch der Kreuzfahrer (bei Birk), nach dessen Darstellung Otto von Bayern und einige andere mit Namen aufgeführte Grafen *pisz auff die joppen* ausgezogen wurden.

Den König hielten die Ungarn währenddessen auf seinem Zimmer eingesperrt (v. 800), wo er in großer Angst den kommenden Dingen entgegensah. Zu ihm rettete sich vor den Verfolgungen der Ungarn Reinhold von Roscogny (v. 817); der König verhalf ihm zur Flucht und bewahrte ihn so vor dem sicheren Tode. Ebenso konnte er den Truchseß Nikolaus (v. 842) und Wolfgang von Ruckendorf retten. — Mit der Erwähnung der Rettung Reinholds von Roscogny steht Beheim ganz allein;

1) Chmel, Materialien II, 78; Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg VI, No. 2189.

nach dem Berichte des Kreuzfahrers ist Roscogny im Heere der vor dem Schlosse lagernden Kreuzritter als ein Abgesandter des Königs erschienen. Holzer hebt ausdrücklich hervor, daß niemand sonst in Gefahr war; nur Cillis Ermordung war verabredet. Truchseß Nikolaus wird in einem anderen Gedichte der Zeit über Ladislaus' Tod erwähnt (Liliencron I, No. 106, Str. 5, 1, vgl. Palacky IV, 414), Wolfgang von Ruckendorf in der Urkunde König Ladislaus vom 21. März 1457, bei Liliencron I, No. 106, Str. 6, 1 und öfter im WB.

Nach Beheim (v. 861 ff.) war das Heer der Kreuzfahrer auf die Nachricht von der Ermordung des Fürsten Cilli sogleich bereit, die Burg zu stürmen und den König zu befreien, ein aussichtsloses Unternehmen bei der starken Befestigung und der guten Verproviantierung des Schlosses (v. 864). So beschloß man denn einen Befehl des Königs abzuwarten. Dieser schickte zwei böhmische Adlige, Sternberg (v. 887) und Rosenberg (v. 886), hinaus und empfahl dem Heere, unter Führung Wilhelms von Lichtenstein (v. 894) den Rückmarsch anzutreten. Das Heer ging über die Save zurück, zog auf dem rechten Ufer der Donau stromaufwärts bis Peterwardein und von dort weiter (v. 899 ff.). Die Kreuzfahrer waren über diesen schimpflichen Ausgang des Zuges sehr empört; ihre Stimmung bringt Beheim gut zum Ausdruck (v. 918 ff.):

kein pabst noch pischoff sein
mich nümmer mer vermag,
daz ich mein leben wag
in der unger gescheücze,
und ob ich tausent creücze
an mich genommen het.

Auch der Bericht des Kreuzfahrers und die Chronik von Cilli lassen die Erregung der Kreuzfahrer erkennen. Daß die Herren von Rosenberg und Sternberg sich unter den Kreuzrittern befanden, erwähnen fast alle Quellen. Wilhelm von Lichtenstein wird auch in der anon. österr.

Chronik genannt, aber nicht als Führer des heimziehenden Heeres.

Über die nächste Zeit, die zwischen der Ermordung Cillis (9. Nov. 1456) und der Gefangennahme Ladislaus Hunyadys (16. März 1457) liegt, weiß Beheim nicht viel zu erzählen. Ohne Zweifel befand er sich unter den heimziehenden Kreuzfahrern und traf erst in Ofen wieder mit dem Könige zusammen. Aus der Zwischenzeit berichtet er nur, daß Ladislaus nach *tümmelsporge* (v. 949; = Temesvar) und von da nach Ofen zog (v. 957). — Seit dem Tode Cillis war der König Ladislaus vollkommen in der Hand der Ungarn [1]). Er zog mit Ladislaus Hunyady von Belgrad nach Temesvar, der Hauptbesitzung der Hunyadyschen Familie, wo er längere Zeit verweilte; hier mußte er den Eid schwören, für die Ermordung Cillis keine Rache zu nehmen, und vielleicht hat er auch hier auf Ladislaus Hunyady alle Ehren seines Vaters übertragen [2]). — Erst von den Ereignissen in Ofen, wohin sich Ladislaus im Dezember begeben hatte, erzählt Beheim wieder in alter Ausführlichkeit. Er berichtet von Hunyadys Plan, den König zu ermorden, von Truppenansammlungen in der Nähe der Stadt (v. 971) und von Warnungen, die treue Ungarn dem Könige zu teil werden ließen. — Ob Hunyady wirklich die Absicht hatte, den König zu ermorden, scheint mehr als zweifelhaft; dazu war vorher viel besser Gelegenheit gewesen. Aber es ist charakteristisch, daß diese Erzählung nur in königlich gesinnten Quellen, wie der anon. österr. Chronik, der Hofmär von Vngern und der Urkunde des Königs vom 21. März 1457 wiederkehrt. Bleyer glaubt (S. 459), daß sie glatt erfunden sei, um die Hinrichtung Ladislaus Hunyadys vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen; den Grund der Gefangennahme Hunyadys sieht er in der auch von Thurocz erwähnten Ansammlung von Truppen,

---

1) Vgl. die Urkunde des Königs, bei Birk S. 257.

2) Lug S. 68.

die Ladislaus vielleicht gefangen nehmen sollten. Es ist möglich, daß die verdächtige Truppenanhäufung den Anlaß zur Verhaftung Hunyadys hergab; die wahre Ursache dafür war aber einfach die Ermordung des Grafen von Cilli, wie es Ladislaus selbst in einem Schreiben vom 15. März 1457 deutlich ausgesprochen hat[1]).

Beheims Bericht ist an dieser Stelle besonders wertvoll; er zählt hier mit einer Vollständigkeit, die keine andere Quelle erreicht, die Anhänger des Königs auf. Die oft schwer entstellten Namen hat zumeist schon Karajan (S. 25) bestimmt:

der kunig wart gewarnt
durch sein frummen getrewen.
pischaff von calitschon[2])
was im des peigeston.
groß graff[3]) *und niclaus weida*[4])
die im des hulffen beide.
graf toüm von crabat[5])
trat zu im uff der stat,
von werdenperg graff ucz[6]),
herr issgra[7]) *tet auch gucz,*
der sich mit seinn gesellen
neben den küng waz stellen.
drey pruder von roszgan[8]),

1) Palacky IV, 1, 405.

2) Vgl. v. 532.

3) Der Palatin Graf Ladislaus Gara. Vgl. Holzers Brief, die Urkunde des Königs (Birk 257) und Thurocz S. 279.

4) Nikolaus Ujlaky, Woiwode von Siebenbürgen, vgl. Karajan No. 5, v. 222, die Urkunde des Königs (Birk 257), Hans Kuchayms Brief (Birk 258), Holzers Brief, Thurocz S. 279.

5) Nach Karajan: Thomas von Corbavia, vgl. C. Wagner, collectanea 2, 17. Nach Bleyer: Thomas Horvath, vgl. Teleki II, 508.

6) Ulrich Graf von Werdenberg, vgl. Beheims WB. 58, 27 und cft, u. Liliencron I, No. 106, Str. 5, 1.

7) Johannes Giskra von Brandeis, vgl. Karajan No. 6.

8) Reinhold, Johann und Oswald Grafen von Rozgony. Vgl. Holzers Brief, die Urkunde des Königs (Birk 257).

her rienolt, her iohan
und her aswalt der drite,
herczog niclaus[1] *damite,*
von palacz her lasslaw[2],
der urssag mihel[3] *da,*
vil ungrisch hern sunst ander[4].
die lantschafft mit einander:
von volkendorff[5] *ein frey,*
by dem der iung von crey[6],
und der her von vetaw[7],
und her ian von kotschaw[8],
her ian holab, her gybisch[9]
wider die wiht vil dibisch
stalten sie sich zu wer.
zwen floiten[10], *der stiber*[11],
zwen riter weit herkennig
ausz tennenmark: her hennig[12],
her iobs von wigelos[12].

---

1) Nach Karajan: Nikolaus Hertzegh von Felsö-Lendva. Nach Bleyer: Paulus Banffi filius, cui de Lyndva cognomen erat, vgl. Bonfinius S. 507.

2) Ladislaus von Palocz, vgl. Holzers Brief, die Urkunde des Königs (Birk 257).

3) Michael Orszagh de Guth, vgl. Urkunde des Königs.

4) Beheim erwähnt nicht den Paul Banffi von Lindva, den Bleyer schon in dem v. 996 erwähnten „herczog niklaus" erblickt, ferner nicht Ladislaus von Buzlai, Benedek von Thuroczi und den Österreicher Konrad Holzer; sie sind meist genannt in der Urkunde des Königs (Birk 257/8) und bei Thurocz S. 279.

5) Georg von Volkenstorf, Beheims WB. 159, 26.

6) Konrad von Kreig, WB. 183, 23.

7) Georg von Vettau, WB. 138, 27. Ein Vetta befand sich nach Ebendorfer (Pez II, 881) mit in der Begleitung des Königs in Belgrad.

8) Johannes von Koczau, nach Karajan ein böhmischer Adliger,

9) wie auch die beiden andern Ritter *her ian holab* und *her gybisch.*

10) Bernhart Floyt zu Steinabrunn und Wilhelm Floyt zu Rußbach, vgl. Wisgrill, Schauplatz des österreichischen Adels 3, 59.

11) „her stiber von Cinburg", WB. 159, 15.

12) Henning Czernyn, Oberstallmeister, und Jobst, Schloßhaupt-

man mer der frummen kos.
von ruckendorf wolfgange [1])
stet auch in meim gesange,
her reynprecht fronhover [2]),
her hans der mülvelder [3])
und loszinczi sigmut [4]),
und der alader gut [5]),
leschenprand [5]) *und taubecke* [5]),
riter sigmut [5]) *der recke.*
nun habent ir sie gar
di mir sein offenpar.
ir worn noch vil der frummen
an die ich nit mocht kummen.

König Ladislaus hatte im Schlosse Ritter versteckt, die Ladislaus Hunyady und seinen jüngeren Bruder Matthias mit ihren Anhängern überfielen und gefangen nahmen (v. 1036). Auch der Bischof von Wardein wurde dabei gefangen gesetzt, aber zu Unrecht, wie Beheim ausdrücklich hervorhebt (s. S. 47). Von den Ungarn gerieten in Gefangenschaft (v. 1050 ff.):

der ganisi lasslaw [6])
und sebastian rassgauer [7])
und auch ein lasterpauer,

---

mann von Vegles, vgl. die Urkunde des Königs (Birk 257) und Feßler, Gesch. d. Ungarn 4, 859.

1) Vgl. v. 843.

2) Reinprecht von Fronau, vgl. WB. 23, 18 u. Csánki, Magyarorszag tört földrájza III, 658.

3) Ebenso WB. 337, 10.

4) Ein „raffahel luschinczgi" im WB. 374, 19.

5) Ein „Petrus Leschenprand Ulma" erwähnt in den Katalogen des Jahres 1457 bei Aschbach, Gesch. d. Wien. Univers. I, 621. Die übrigen Namen sind auch Karajan und Bleyer dunkel geblieben.

6) Ladislaus de Kanisa, vgl. Kaprinai, Hungarica diplomatica I, 181, den Brief Kuchayms (Birk 258) u. a.

7) Sebastian Graf von Rozgony, vgl. Kaprinai I, 181, den Brief Hans Kuchayms u. a.

der hies ieste mihell[1]),
bodo caspar[2]) *sein gsell*
und auch paulus der crabet[3]),
mit den wart auch gehabet
paulus der morderer[4]).

Hier machen andere Quellen noch reichere Angaben.
Einigen Gefangenen gelang es zu entfliehen; *durch untrew beschach dis* (v. 1060), fügt Beheim hinzu. Vielleicht spielt er hier auf Bestechungen an, von denen auch Hans Kuchaym berichtet; dieser erzählt in seinem Briefe, daß *pangrecz*, sein Wirt, verhaftet wurde, weil er von dem gefangenen Paul Mordrar *vil guldein* angenommen hatte.

Ladislaus Hunyady wurde gehängt (v. 1067); diese Todesart bezeichnet Beheim noch als eine besondere Gnade, da Hunyady wohl den Tod durch das Rad verdient hätte. Übrigens ist der Dichter hier falsch unterrichtet; Ladislaus Hunyady wurde nicht durch den Strang, sondern durch das Schwert hingerichtet. Nach Äneas Sylvius fiel das Haupt erst auf den vierten Streich, eine Grausamkeit, die große Erregung im Volke hervorrief. Die Hinrichtung fand am 16. März 1457 statt, nachdem die Gefangennahme am 14. März erfolgt war. — Der jüngere Bruder Ladislaus Hunyadys, Matthias, hatte ein milderes Schicksal, er wurde zunächst in der St. Stephansburg in Ofen gefangen gehalten[5]), dann nach Prag gebracht, das er dann nach dem Tode König Ladislaus

1) Unbekannt.

2) Caspar Bodo de Gywrgyi, vgl. Kaprinai I, 181. Nach Bleyer ein vornehmer junger Mann, der mit den Hunyadys auferzogen war, vgl. Bonfinius S. 599, Ebendorfer, chron. reg. Rom. 161.

3) Nach Karajan: Paulus comes de Corbavia, vgl. Wagner, Collectanea 2,17. Nach Bleyer: Paulus de Croatia, vgl. Ebendorfer, Chron. reg. Rom. 161.

4) Paul Mordrar, vgl. den Brief Kuchayms, Thurocz 282, Arenbeck 1267 u. a.

5) Lug S. 68.

bald verlassen durfte, um den ungarischen Königsthron zu besteigen.

Beheim schließt seine Erzählung mit der Bemerkung, daß der König nach diesem blutigen Ereignis Ofen verließ und nach Wien zog. In Wien langte er Ende Mai 1457 wieder an[1]).

Gegen Ende seines Gedichts faßt sich Beheim außerordentlich kurz; namentlich berichtet er gar nichts aus der Zeit, die zwischen der Enthauptung Hunyadys und der Abreise nach Wien liegt. Die Ereignisse, die in diese Monate fallen, waren für die königliche Partei recht ungünstig. Der national ungarischen Partei war mit der Hinrichtung Ladislaus Hunyadys zwar ein schwerer Schlag versetzt, aber sie wurde dadurch auch zum äußersten Widerstande herausgefordert. Überall im Lande erhoben sich die Anhänger Hunyadys: Michael Szilagyi brachte Siebenbürgen zum Abfall, die Witwe Johannes Hunyadys, des Vaters, ließ Söldner anwerben: es war deutlich, daß sich Ungarn zum Aufstande vorbereitete[2]). Auch in Ofen selbst, wo der König noch weilte, war die Spannung aufs höchste gestiegen[3]); in der Stadt wurden aufrührerische Reden gehalten, das Volk befand sich in solcher Erregung, daß Ladislaus das Schloß nicht zu verlassen wagte. Als er dann schließlich aus Ofen aufbrach, glich seine Reise mehr einer Flucht.

Der Grund für die Schweigsamkeit Beheims in dieser letzten Partei des Gedichtes ist deutlich. Einmal liegt es in der Tendenz seiner Erzählung, nur das hervorzuheben, was seiner Partei angenehm ist. Dann aber hat vielleicht auch eine künstlerische Überlegung zu dieser Kürze geführt. Mit der Hinrichtung Ladislaus Hunyadys war ein gewisser Höhepunkt und auch ein Abschluß erreicht; dem gegenüber hätte die Erzählung von den

1) Huber III, 113.

2) Lug S. 69.

3) Vgl. besonders den Brief Hans Kuchayms (Birk 258).

Ofener Ereignissen nur eine Abschwächung bedeuten können.

Der erste Gesichtspunkt war aber zweifellos der entscheidende, und er darf auch bei der Gesamtbeurteilung des Gedichtes nicht übersehen werden. Beheim erzählt die Ereignisse — es handelt sich hierbei nur um den dritten Teil des Gedichtes — als Parteimann, und so ist auch sein Bericht nicht von den Eigenheiten einer tendenziösen Erzählung frei geblieben. Er läßt die Mängel und Vergehen der ungarischen Partei recht grell hervortreten (S. 52), er verschweigt das für seine Partei Ungünstige (S. 63), und er berichtet sogar direkt Falsches (S. 58). Für diese Fehler seiner Darstellung ist natürlich Beheim nicht allein verantwortlich zu machen, der diese Vorgänge ja nur in untergeordneter Stellung miterlebte; er erzählt eben so, wie die Führer seiner Partei diese Ereignisse angesehen wissen wollten, und stimmt darin mit den andern königlich gesinnten Quellen durchaus überein.

Doch den Mängeln stehen große Vorzüge gegenüber. Beheim ist als Augenzeuge im Stande, eine Menge tatsächlichen Materials zu bieten, in der ihn keine andere Quelle erreicht. Ist schon sein Bericht über den Hergang der Ereignisse auf dem Belgrader Schloß und der Ofener Burg sehr wertvoll, so wird er doch geradezu unentbehrlich durch die reiche Angabe von Namen, die uns ein genaues Bild der damaligen Parteiverhältnisse Ungarns gibt.

So ist denn der historische Wert unseres Gedichtes von der Geschichtsschreibung immer erkannt worden. Es ist neben dem Gedichte über die Türkenzüge König Wladislaus historisch das ergiebigste und nimmt durch das persönliche Element, das in ihm vorwaltet, noch eine erfreuliche Sonderstellung unter den historischen Gedichten Beheims ein.

4) van der niderlegung dy dy grauen von pasingen den vngern teten[1]).

Nach dem Tode König Ladislaus posthumus (23. Nov. 1457) wählten die Ungarn Matthias Hunyady, den jungen Sohn des alten Gubernators, zum Könige[2]). Doch er fand zunächst nicht allgemeine Anerkennung im Lande; eine starke Partei, zum größten Teile aus mächtigen Magnaten bestehend, die schon zu Matthias' Vater im Gegensatz gestanden hatten, berief Kaiser Friedrich III. auf den ungarischen Thron (17. Februar 1459); dieser nahm die Wahl auch an. — Das Verhältnis zwischen dem Kaiser und Matthias war schon im Jahre 1458 sehr gespannt gewesen, da Friedrich die ungarische Königskrone und ansehnliche Grenzplätze nicht herausgeben wollte. Der Gegensatz steigerte sich jetzt zur offenen Kriegsfeindschaft. Matthias hatte bereits am 10. Februar 1459 die waffenfähigen Männer Ungarns aufgeboten; auch der Kaiser rüstete jetzt und schickte Anfang 1459 seine Truppen nach Ungarn, die sich bei Eisenburg mit seinen ungarischen Anhängern vereinigen sollten[3]). Die erste Schlacht in diesem Kriege fand am 7. April 1459 bei Körmönd auf dem rechten Ufer der Raab statt; sie ist es, von der Beheim berichtet.

Das Gedicht ist bald nach der Schlacht entstanden. In den letzten Versen (v. 85 ff.) spricht der Dichter den Wunsch aus, daß den Siegern übers Jahr ein ähnlicher Sieg beschert sein möge. Daraus darf man wohl mit Bleyer (S. 528) schließen, daß zur Zeit, als Beheim das Gedicht schrieb, sich die Niederlage noch nicht ereignet hatte, die das kaiserliche Heer Mitte Juni 1459 von demselben Simon Nagy, der bei Körmönd geschlagen wurde, in Ober-Ungarn erlitt[4]).

1) Karajan No. 7.

2) Huber III, 131 ff.

3) Hoffmann, Kaiser Friedrichs III. Beziehungen zu Ungarn 1458—62. 1887. S. 20.

4) Hoffmann S. 22.

Beheim hat sein Gedicht dem Grafen Sigmund von Bösing und drei anderen kaiserlichen Feldherrn gewidmet (v. 87), die an dem Siege beteiligt waren. Es ist durchaus panegyrisch gehalten, namentlich werden die Verdienste Graf Sigmunds hervorgehoben. Wir haben noch ein anderes Zeugnis über diesen Kampf von kaiserlicher Seite, einen Brief Kaiser Friedrichs [1]) selbst vom 19. Juni 1459 an die Grafen von St. Georg und Bösing, in dem er ihnen — auch Johann, der Bruder Sigmunds, hatte in der Schlacht mitgefochten — seinen Dank für den Sieg ausspricht und ihnen das Recht verleiht, zu ihren Siegelungen rotes Wachs zu benutzen; besonders Sigmunds Verdienste sollten dadurch belohnt werden. Dieselbe Anschauung von dem großen Verdienste des Grafen Sigmund am Zustandekommen des Sieges finden wir nun auch bei Beheim. Man kann aus dieser Übereinstimmung wohl schließen, daß Beheim, der noch 1458 im Dienste Herzog Albrechts von Österreich stand [2]), sich schon 1459 zur Zeit der Entstehung dieses Gedichtes in der Umgebung Kaiser Friedrichs aufhielt. Im übrigen schöpft Beheim seine Kenntnis wohl nur aus den Erzählungen der Krieger, die an dieser Schlacht [3]) teilgenommen hatten.

Der Dichter führt seine Hörer sofort in medias res: *an einem samstag daz peschach* (v. 1). Über das Datum — die Schlacht fand am 7. April 1459 statt [4]) — gibt er nichts Näheres an. Aber den Ort der Schlacht *gurment* (v. 3; = Körmönd) erfahren wir, ebenso das Wappen der Grafen von Bösing, einen *stern mit den sehs flammen* (v. 7). Nach Wisgrill [5]) führte das Wappen des genannten Ge-

1) Abgedr. bei Kaprinai, Hungaria diplomatica II, 325.

2) Vgl. II, A 3c.

3) Quellen über die Schlacht bei Körmönd sind außer dem schon erwähnten Briefe des Kaisers die anonyme österr. Chronik (bei Senkenberg, Selecta V, 78); Bonfinius, Leipzig 1771, S. 533.

4) Huber III, Anm. 1.

5) Wisgrill, Schauplatz des österreichischen Adels 3, 266.

schlechtes „einen gelb und roten sechsarmigen Stern im Felde“.

Die Führer des kaiserlichen Heeres waren nach Beheim (v. 8 ff.) Sigmund Graf von Bösing, Berthold von Ellerbach, Andreas von Baumkirchner und Ulrich von Grafeneck. Wir vermissen unter ihnen einige Namen, die in anderen Quellen begegnen: so den Bruder Sigmunds, den Grafen Johann von Bösing, den der Kaiser in seinem Briefe erwähnt, ferner den mächtigen Woiwoden von Siebenbürgen Johann Ujlaky, der nach Bonfinius den rechten Flügel befehligte, während Grafeneck mit den Brüdern Bösing auf dem linken stand, und dann einen gewissen „metsch“, dessen Name von der anon. öst. Chronik genannt wird. — *notschisimon* (v. 67) ist Simon Nagy, der ungarische Führer.

Die Zahlenverhältnisse gibt unser Dichter kaum richtig wieder; darin gehen aber alle Quellen auseinander. Nach Beheim (v. 21 ff.) standen 3500 Österreicher 5000 Ungarn gegenüber, die anon. öst. Chronik gibt die Stärke der Österreicher auf 2000, die der Ungarn auf 3000 an, und auch aus dem Briefe des Kaisers kann auf die Übermacht der Ungarn geschlossen werden; nach Bonfinius, dem Hofhistoriographen Matthias', waren freilich die Ungarn in der Minderheit. — Allein steht Beheim mit der interessanten Einzelheit, daß die Österreicher vor Beginn der Schlacht sich als Erkennungszeichen Birkenreisig wählten, *damit man schuler streichet*, wie Graf Sigmund spottet (v. 36), während die Ungarn durch einen Strohwisch kenntlich waren (v. 31) [1].

Über den Hergang der Schlacht, die vom Morgen bis zum Abend gedauert hat [2], weiß Beheim nur wenig zu berichten. Er erwähnt, wovon die andern Quellen

1) In dieser Weise machten sich die Heere damals kenntlich; vgl. Liliencron, Die histor. Volkslieder der Deutschen I, Nr. 113, Str. 24, 2, wo die eine Partei Nußbaumzweige als Erkennungszeichen wählt.

2) Huber III, 139.

nichts wissen, daß Sigmund von Bösing mit seinen Leuten den Kampf eröffnet hat. Er preist die Tapferkeit der Deutschen und hebt noch einmal rühmend die Namen der andern deutschen Führer hervor (v. 55 ff.); ihnen schreibt er offenbar den Sieg zu. Auch der Kaiser und Bonfinius sprechen es ausdrücklich aus, daß durch den rechten Flügel, auf dem die Deutschen standen, die Entscheidung herbeigeführt wurde.

Die Ungarn flohen besiegt der Raab zu (v. 64), in der viele von ihnen ertranken; so berichtet auch die anonyme österr. Chronik. Den Verlust der Ungarn gibt Beheim auf 1500 Tote und 350 Gefangene an, die Ertrunkenen sind dabei nicht mitgerechnet (v. 73 ff.). Die übrigen Quellen schweigen hierüber. Nur die anon. Chron. meldet, daß viele Ungarn beim Rückzuge über die Raab den Tod fanden; nach derselben Quelle hatten aber auch die Kaiserlichen so große Verluste erlitten, daß sie ihren Sieg nicht ausnutzen konnten. — Reiche Beute aber machten die Sieger an Rossen und Waffen (v. 82).

Wie die Quellenvergleichung ergibt, ist unser Gedicht historisch nicht allzu wertvoll. Neu sind uns nur die Nachrichten über den Beginn der Schlacht und über die äußere Kennzeichnung der beiden Heere; die Zahlen sind sicher tendenziös übertrieben. Im übrigen sind uns Beheims Nachrichten nur als Bestätigung der anderen Quellen wertvoll.

Das Gedicht ist ein ausgesprochener Panegyrikus auf Graf Sigmund von Bösing, hinter dessen Verdiensten die der übrigen Führer vielleicht etwas zurücktreten. — Ist uns das Gedicht bei der Übereinstimmung mit jener Urkunde einmal ein wertvolles Zeugnis für die damalige Stimmung am kaiserlichen Hofe, so verbirgt sich vielleicht noch etwas anderes hinter ihm.

Wir finden später den Dichter, der schon früher (S. 53) die Grafen von Bösing ehrenvoll hervorheben konnte, auf der Burg Sigmunds von Bösing zu Altenburg (ungar.

Altenburg a. d. Leitha). In dem Gedichte *wy ich von narren versmeht wart*[1]) schildert er, wie er bei einem Feste[2]) des Grafen Sigmund auf diesem Schlosse von den Narren Herzog Albrechts von Österreich als *kaiserer* am Singen gehindert wurde. Beheim hat also Anfang der sechziger Jahre, als der Kampf zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Albrecht tobte, zu Graf Sigmund in näheren Beziehungen gestanden. Es liegt nahe, auch schon in unserem Gedichte eine Huldigung des Dichters für den Grafen zu sehen, dessen *milte* der *gernde man* vielleicht auch damals bereits genossen hatte.

5) *von ainem wutrich der hiess trakle waida von der walachei*[3]).

Wlad II. Drakul, von dem dieses Gedicht handelt, war Woiwode der Walachei von 1456—1462. Sein Vater Wlad I.[4]) war einst von Kaiser Sigismund in den ungarischen Drachenorden aufgenommen worden und hatte daher den Namen Drakul = Drache erhalten[5]). Dieser Beiname war auch auf seinen Sohn übergegangen. — Die Stellung der walachischen Woiwoden war eine sehr

---

1) cod. Pal. Germ. 312, Bl. 244r.

2) Es ist durchaus nicht sicher, daß es sich hier um die Hochzeit Sigmunds v. Bösing, die 1461 stattgefunden haben soll, handelt, wie Bleyer (S. 531), auf Wertner (S. 58, A. 231) gestützt, annimmt; denn Wisgrill (III, 259), Wertners Gewährsmann, sagt nur: „Sigismunds Gemahlin war 1461 Barbara Herrin von Kreygg“, und das Beheimsche *hohzit* ist nicht notwendig mit „Hochzeit“ identisch. Der Gebrauch von *kaiserer* als Schimpfwort deutet nur allgemein in eine Zeit, in der die Erregung in dem Bruderkampfe aufs höchste gestiegen war.

3) Abgedruckt bei Conduratu, Michael Beheims Gedicht über den Woiwoden Wlad II. Drakul. Leipziger Diss. 1903, S. 29 ff. und bei Bleyer, Ein Gedicht Michael Beheims über Wlad IV., Woiwoden der Walachei (1456—1462) (Archiv des Vereins f. siebenb. Landeskunde, 1903, S. 10—39).

4) Karajan No. 5, v. 350, 570, 628, 734.

5) Conduratu S. 58 u. 76/7 und Bleyer S. 5 A. 1.

schwierige, da ihre Politik immer zwischen Ungarn und den Türken lavieren und sich den wechselnden Machtverhältnissen anpassen mußte. Dazu kamen noch innere Schwierigkeiten. In dem Lande bestand kein alteingesessenes Herrschergeschlecht, so daß immer mehrere Prätendenten zugleich auf den Thron Anspruch erhoben. Wlad I. (1431—1447) hatte schwere Kämpfe mit seinem Rivalen Alexander auszufechten gehabt. Nach ihm hatte ein Ladislaus den Woiwodensitz inne; sein Nebenbuhler war nun der Sohn Wlads I., eben unser Drakul. Während der Regierung Ladislaus hielt er sich in Siebenbürgen auf und bemühte sich von hier aus, den väterlichen Thron zu gewinnen. Es gelang ihm auch 1456 Ladislaus zu ermorden und an seine Stelle zu treten. Doch auch seine Herrschaft blieb nicht unangefochten. Auch jetzt wieder war Siebenbürgen der Sammelplatz derer, die gegen den herrschenden Woiwoden kämpften; diese wollten an die Stelle Wlads Dan, den Sohn eines früheren Woiwoden, setzen. So war Drakuls Politik zunächst gegen seine inneren Feinde gerichtet; in häufigen Zügen nach Siebenbürgen suchte er ihr Erstarken zu verhindern und zugleich das Land zu strafen, das ihnen Gastfreundschaft bot. Erst 1461 scheinen die Einfälle in das Land der siebenbürgischen Sachsen aufgehört zu haben. Drakul legt jetzt das Schwergewicht seiner Politik auf das Verhältnis zu den Türken, und er sucht, bisher ihnen tributpflichtig, sich jetzt von ihnen unabhängig zu machen. Das gelang ihm aber nicht; vielmehr machten die Türken 1462 einen Einfall in die Walachei und setzten einen anderen Woiwoden ein. Drakul suchte nun bei Matthias Corvinus Hilfe. Der König zog auch mit einem starken Heere herbei, nahm aber dann Wlad selbst gefangen (November 1462), da er Beweise seiner Treulosigkeit hatte. Erst 1476 ließ ihn Matthias frei und gab ihm seine Stellung als Woiwode wieder.

Über die Zeit der Entstehung unseres Gedichtes bestehen keine Zweifel. Beheim sagt v. 807—816, er hätte

in Wiener-Neustadt bei seinem Aufenthalt *auff unsers hern des kaisers höff* den Mönch Jakob oft im Kloster besucht, der ihm viel von Drakul erzählt habe. In Wiener-Neustadt hat Beheim von Mitte Dezember 1462 bis Sommer 1463, dann im Winter 1463/64 und im Sommer 1465 geweilt[1]). Wir dürfen mit Bleyer (S. 6) und Conduratu (S. 19) annehmen, daß Beheim das Gedicht in den ersten Monaten des Jahres 1463 niedergeschrieben hat, zu einer Zeit, in der diese Ereignisse noch aktuelles Interesse besaßen. Conduratus Ansicht freilich, schon aus dem Gedichte wäre zu erkennen, daß Drakuls Gefangennahme eben erst stattgehabt hätte, vermag ich nicht zu teilen.

Die Quellenfrage ist hier außerordentlich kompliziert. Beheim selbst behauptet v. 811 ff., seine Nachrichten über Drakul von einem Barfüßermönche Jakob erhalten zu haben, der sein Kloster *gorrion* (v. 685) aus Furcht vor Drakuls Grausamkeiten verlassen und sich nach Österreich gewandt hatte. Es ist wohl sicher, daß dieser Bruder Jakob schon vor der Gefangennahme Drakuls aus der Walachei geflüchtet ist; die besonders ausführlichen Angaben über dieses Ereignis, wahrscheinlich auch die früheren über Drakuls Konflikt mit den Türken (v. 951—1070), kann der Dichter also nicht aus jener Quelle haben. Hier muß Beheim aus Erzählungen beteiligter Personen geschöpft haben, die am kaiserlichen Hofe davon erzählten[2]).

Aber auch für den ersten und bei weitem größeren Teil des Gedichtes scheint der Barfüßermönch nicht die Quelle gewesen zu sein.

Es existieren nämlich noch andere gleichzeitige deutsche Bearbeitungen der Taten Drakuls, die mit Beheims Bericht außerordentliche Ähnlichkeit besitzen: elf Flugblätter[3]) und zwei handschriftliche Eintragungen in

1) WB. S. LIX ff.

2) Conduratu S. 21, A. 2.

3) Aufgezählt bei Schullerus, Michael Beheims Gedicht über

Sammelhandschriften der Klöster St. Gallen[1]) (G) und Lambach[2]) (L).

Diese beiden Gruppen deutscher Prosafassungen gehören zusammen. L und G gehen sicher auf dieselbe Vorlage zurück, da sie meist wörtlich übereinstimmen. Nur ist der Lambacher Abschreiber nachlässiger verfahren; in L fehlen die Ermordung der Kaufleute (bei Beh. v. 71—80) und die Erwähnung charakteristischer Grausamkeiten (die Gequälten zappelten dabei wie die Frösche; bei Beh. v. 351—364), während in G nur die Einleitung „anno domini" etc. weggelassen ist. Die Übereinstimmung zwischen L—G und Beheim erstreckt sich bis auf die Geschichte, nach der Drakul einst walachischen Gesandten die Barette auf die Köpfe nageln ließ (v. 871—910). Gegenüber Beheim werden in L und G nicht erwähnt der Einfall in Serbien (v. 681—683), das Zusammentreffen Drakuls mit den drei Mönchen beim Kloster *gorrion* (v. 684—820), die Verhältnisse an seinem Hofe und die politischen Zustände seines Landes (v. 911—950), endlich die letzten Ereignisse aus Drakuls Regierung, sein Konflikt mit den Türken und seine Gefangennahme durch Matthias (v. 951—1070). In dem weitaus größten Teile seines Gedichtes (v. 11—910 mit Ausnahme von v. 684—820) stimmt Beheim mit L und G aufs genaueste überein, sowohl in der Menge des Erzählten und in seiner Anordnung wie auch in den Namen der Orte und Per-

Wlad IV. Drakul als historische Quelle (Correspondenzblatt des Vereins f. siebenb. Landeskunde 1904, S. 50) und bei Conduratu S. 17; zwei dieser Flugblätter sind gedruckt: ein niederdtsche Fassung, in Budapest (Bud.) befindlich, im Archiv d. Ver. f. siebenb. Landeskde 27, S. 331—343, und eine hochdtsche Fassung, in Berlin (Berl.) aufbewahrt, bei Conduratu S. 110—114. Zu den Flugblättern gehört auch ein Bamberger Druck von 1491, für den Roethe (ADB. 29, 232) die Autorschaft von Rosenstock vermutet hatte.

1) Gedruckt im Archiv 27, 331—343.

2) Gedruckt bei Conduratu S. 115.

sonen, in den Zahlen, ja sehr oft sogar in sprachlichen Wendungen[1]).

Die andern deutschen Bearbeitungen der Drakulschen Taten, die Flugblätter, sind ebenfalls miteinander identisch. Berl. und Bud. stimmen meist wörtlich zusammen; nur ist in Berl. die Geschichte vom Tode des jungen Dan (bei Beh. v. 111—120) und die Erwähnung vom Übertritte Drakuls zum Christentum, die sich in Bud. findet, ausgelassen. Bleyer[2]) hat noch andere Flugblätter verglichen, aber auch nur belanglose stilistische Abweichungen von Bud. konstatiert. So gehen die Flugblätter sicher alle auf denselben Archetypus zurück.

Zwischen Beheim und den Flugblättern sind die Abweichungen noch größer als zwischen Beheim und LG. Zunächst ist auch in den Flugblättern alles das weggelassen, was wir in L und G vermissen, mit Ausnahme des Gespräches zwischen Drakul und den beiden Mönchen (v. 684—800); dieses Ereignis wird in den Flugblättern so wiedergegeben, daß Drakul, umgekehrt wie bei Beheim, den Mönch, der ihm aus Furcht vor dem Tode schmeichelte, töten ließ, während der andere, der seine Schandtaten mit derben Worten kennzeichnete, frei ausging. Aber über L und G hinaus sind die Flugblätter noch mangelhafter; es fehlen in Bud. und Berl. gegenüber Beheim die Erwähnung der Einfälle im Amlasch (v. 494—520) und Fogarasch (v. 571—572), die Geschichte von den Krebsen, denen Menschenköpfe vorgeworfen wurden (v. 601—616), und von den Ratgebern, die getötet wurden, weil sie das Versteck eines Schatzes kannten (v. 587—600), ebenso der charakteristische Hinweis auf Herodes, Nero, Diokletian bei der Erzählung von Grausamkeiten (v. 271—276). Den Schluß der Flugblätter bilden einige historische Notizen; kurz und ohne die Ausführlichkeit

1) S. die Vergleichung von Schullerus S. 54/5.

2) Bleyer, Zu Beheims Gedicht über Wlad IV. zubenannt Drakul (Correspondenzblatt des Vereins f. siebenb. Landeskde 1904, S. 33—35).

Beheims (v. 1001—1070) werden Drakuls Gefangennahme, seine Gefangenschaft, seine Taufe in Ofen und die Wiedereinsetzung in seine Herrschaft erwähnt.

Außer diesen deutschen Fassungen existiert noch eine lateinische, die dem Beheimschen Berichte auch außerordentlich ähnlich sieht; es ist ein Abschnitt in der Kaiser-Chronik Ebendorfers [1]). Dieser Bericht steht L und G noch näher als Beheim und die Flugblätter. So bringt er die Ermordung der Kaufleute im Frieden und die der Knaben (v. 74—90) und andererseits den Bericht der Siebenbürger Boten über Drakuls Taten und den Einfall Drakuls in Fogarasch (v. 571—580) in derselben Reihenfolge wie L und G, während Beheim diese Anordnung nicht innehält; er erzählt ebenso wie L und G, daß der Mönch auf seinem Esel zugleich gespießt wurde, und nicht wie Beheim, daß zuerst zwei Mönche und dann hinterher der Esel diesem Schicksal anheimfielen (v. 641—680); er nennt bei dem Morde an den *landtherren* (v. 443—480) dieselben Zahlen (50, 30, 20, 12, 7) wie L und G, während Beheim und die Flugblätter damit freier umgehen.

Bei unzweifelhafter Verwandtschaft steht den genannten Darstellungen doch ferner ein Passus aus den „Commentarii Pii II.“ [2]). Dieser Bericht ist längst nicht so vollständig wie der Ebendorfers und noch viel allgemeiner gehalten. Die politischen Ereignisse aus Drakuls Regierungszeit sind von diesem Historiker meist beibehalten worden. Aber Ortsnamen gibt er überhaupt nicht und auch mit Zahlenangaben verschont er seine Leser. Ebenso sind auch viele der Anekdoten, die die Grausamkeit Drakuls illustrieren sollen, fortgelassen; doch sind die beibehaltenen Geschichten den in L und G

1) Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. III. Ergänzungsband 1890—1894. S. 202—205.

2) Pii Secundi Commentarii rerum memorabilium, Frankfurt 1614, S. 296/7.

erzählten so ähnlich, daß zweifellos ein Zusammenhang besteht. Im übrigen reichen aber die Commentarien noch über L und G hinaus, da sie die Gefangennahme Drakuls, und zwar mit anderen Einzelheiten als Beheim, erzählen.

Über die Frage, wie das Verhältnis zwischen diesen verschiedenen und einander so ähnlichen Fassungen zu denken sei, gehen die Meinungen sehr auseinander; ihre Beantwortung ist von Wichtigkeit für die Beurteilung unseres Gedichtes als historischer Quelle.

Das letzte Ereignis, das die Flugblätter erwähnen, ist die Wiedereinsetzung Drakuls in seine frühere Herrschaft durch Matthias. Das geschah im Jahre 1476. Die Flugblätter können also erst nach diesem Zeitpunkte entstanden sein.

Oben wurde gezeigt, wie nahe sich Ebendorfer und LG stehen. Man darf annehmen, daß Ebendorfer die Vorlage von L und G benutzt hat. Wäre das Verhältnis umgekehrt, so wäre nicht einzusehen, warum der Redaktor der Vorlage von L und G nicht auch die kurze Notiz, die Ebendorfer noch zuletzt über Drakuls Gefangennahme macht, mit aufgenommen hätte. Dann tritt auch bei Ebendorfer deutlich die Tendenz zu verallgemeinern hervor, ein Zug, der immer auf einen Überarbeiter schließen läßt. So nennt er z. B. keine Ortsnamen bei dem ersten Einfall in Siebenbürgen (bei Beh. v. 51—70), dann spricht er nicht vom Tode des jungen Dan (Beh. v. 111—120), sondern von dem vieler Jünglinge, er sagt nicht *auff funff wochen* (v. 125), sondern *ultra mensem*, führt nicht Herodes, Nero, Diokletian mit Namen an (v. 271—276), sondern sagt *cunctis tyrannis*, er redet nicht von *fugrach* (v. 571), sondern von *tota provincia* u. s. w. So ist es wohl sicher, daß Ebendorfer in dem Verhältnis zu L und G der abhängige ist. Ebendorfer starb am 8. Januar 1464 [1]); also müßte die

1) Aschbach, Geschichte der Wiener Universität I, 510.

Vorlage von L und G vor dieser Zeit entstanden sein.

Auch die Flugblätter gehen sicher auf dieselbe Vorlage zurück. Das folgt aus der großen Ähnlichkeit, die zwischen LG und Berl.-Bud. in den Partieen, in denen sie über dasselbe berichten, besteht, und aus der Tatsache, daß die Flugblätter erst nach 1476, die Vorlage von LG aber schon vor 1464 entstanden ist.

Ebenso kann das Verhältnis zwischen den Commentarien Pius II. und LG nur so gedacht werden, daß Pius die Vorlage der beiden deutschen Bearbeitungen benutzt hat. Die Commentarien zeigen noch viel mehr als Ebendorfers Bericht die typischen Züge einer späteren Bearbeitung; sie sind eigentlich nur ein Auszug aus L und G. Nur im letzten Teile seines Berichtes bringt Pius selbständige Nachrichten[1]).

Wie ist nun aber das Verhältnis Beheims zu L und G zu denken?

Bleyer[2]), der allzu fest an Beheims Angabe hängt, daß seine Nachrichten von dem Mönche Jakob stammten, glaubte ursprünglich, alle Bearbeitungen der Taten Drakuls gingen auf Beheim zurück. Später nahm er an, dieser Jakob habe nach der Flucht seine Erlebnisse dem Dichter erzählt, der sich dabei etwa Notizen gemacht und diese in Verse gebracht habe. Außerdem hätte der Mönch aber die von ihm erlebten Ereignisse noch selbst aufgeschrieben. Diese Aufzeichnung wäre nun überall in den Klöstern verbreitet worden, sie läge uns in abschriftlich in L und G vor; auch Ebendorfer, Pius II. und der redactor des ersten Flugblattes hätten sie benutzt. — Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Zweifellos hat doch Beheim seine Nachrichten über den Einfall in Serbien (v. 681—683) und das Kloster *gorrion* (v. 684—800) auch von dem Mönche Jakob; wären L und G nun Abschriften der Aufzeichnung dieses Mönches,

1) Conduratu S. 25/26.

2) Archiv 32 (1904), S. 9.

so müßten doch in ihnen auch diese oben genannten Nachrichten enthalten sein, da wir sie in einer Niederschrift des Mönches sicher vermuten dürfen.

Anders Conduratu (S. 19—21). Aus dem Inhalte von L und G schließt er, daß ihre Vorlage kurz nach dem Abbruch der türkisch-walachischen Beziehungen, aber noch vor dem Kampfe Drakuls mit den Türken entstanden sei. Danach wäre die Vorlage von L und G im Sommer 1462 aufgezeichnet. Conduratu sieht in ihr ein Flugblatt, das in Siebenbürgen entstanden und mit der bestimmten Tendenz verbreitet worden sei, durch eine recht grelle Schilderung der Greueltaten Drakuls den ungarischen König davon abzuhalten, diesem zu Hilfe zu kommen. Dieses Flugblatt hat nun Beheim nach Conduratu vollständig versifiziert, die Nachrichten, die er über L und G hinausgehend, noch enthält, hat er z. T. von dem Mönche Jakob, z. T. von anderen gut unterrichteten Personen erhalten.

Auch Schullerus sieht in der Vorlage von L und G ein Flugblatt. Nur zieht er aus der Tatsache, daß bei Beheim und den Flugblättern die Unterhaltung Drakuls mit den beiden Mönchen, wenn auch in verschiedener Weise erzählt, vorhanden sei, in L und G aber fehle, den Schluß, daß die Vorlage von L und G verstümmelt gewesen sei. Dieses unverstümmelte Flugblatt, so nimmt Schullerus an, habe aber außer dieser Geschichte auch noch alles andere enthalten, was Beheim von Drakul erzähle, so namentlich alles, was Beheim über L und G hinaus noch berichte (v. 910—1070); auf den Mönch Jakob führt Schullerus nur die Begegnung Drakuls mit den drei Mönchen und einige kleinere Züge zurück, in denen sich Beheim von L und G unterscheidet. — Auch die Ansicht von Schullerus kann ich nicht teilen. Die Vorlage von L und G ist bestimmt von Ebendorfer und dem Verfasser des ersten Flugblattes benutzt. Nun enthalten weder Ebendorfer noch die Flugblätter etwas anderes, als auch in L und G steht (mit Ausnahme der kurzen Notiz

über die Gefangennahme Drakuls und der Erzählung von der Begegnung Drakuls mit den beiden Mönchen, die sich nur in den Flugblättern findet), namentlich aber nichts von den letzten Ereignissen, von denen Beheim uns so ausführlich berichtet. Es ist unwahrscheinlich, daß sich Ebendorfer und die Flugblätter diese interessanten Vorgänge hätten entgehen lassen, wenn sie sie wirklich in ihrer Vorlage vorgefunden hätten.

So verschieden die vorgetragenen Ansichten sind, so stimmen sie doch darin überein, daß der Wert des Beheimschen Gedichtes als einer historischen Quelle sehr gering ist, da für den größten Teil des Gedichtes uns in L und G die Vorlage abschriftlich erhalten ist. So sprechen es Conduratu und Schullerus deutlich aus. Auch Bleyer stellt den historischen Wert des Gedichtes nicht höher. Er behauptet zwar, daß Beheims Gedicht auf der mündlichen Erzählung des Mönches Jakob beruhe; da uns die Erzählung des Mönches nun aber in L und G authentisch erhalten ist, so besitzt auch für Bleyer Beheims Gedicht zum größten Teil nur den Wert einer Quelle zweiten Ranges.

In der Frage, was wir uns unter der Vorlage von L und G vorzustellen haben, möchte ich am ehesten der Ansicht Conduratus beitreten, der also in ihr ein Flugblatt sieht, das von einem Siebenbürger verfaßt wurde — nur ein Bewohner dieses Landes konnte die Einfälle Drakuls in Siebenbürgen so vollzählig aufführen und so genau die Lokalität beschreiben [1]) — und kurz vor der Gefangennahme Drakuls, vielleicht im Sommer 1462, verbreitet worden ist. Nur so scheint es mir möglich, die an und für sich auffällige Tatsache zu erklären, daß so verschiedene Schriftsteller wie Ebendorfer, Beheim, Pius II. und der redactor des ersten Flugblattes dieselbe Vorlage benutzt haben.

Freilich irrig ist wohl die Ansicht Conduratus

1) Conduratu S. 20 und Schullerus S. 53.

(S. 20), daß dieses Flugblatt eine politische Tendenzschrift gewesen sei. Das eigentlich Historisch-Politische nimmt doch hier den geringsten Raum ein; in der Hauptsache handelt es sich um eine Menge meist allgemein bekannter[1]) Wüterichsgeschichten, die auf Drakul in der Absicht, seine Grausamkeit zu illustrieren, gehäuft sind, und zwar nicht, um gegen ihn politisch einzunehmen, sondern um dem Publikum aufregende Lektüre zu bieten. Wir haben es hier mit einer bekannten literarischen Erscheinung zu tun, die unser Flugblatt mit dem Pfaffen Amis, den Volksbüchern des 16. Jhds. von Dr. Faust, dem Finkenritter u. a. in eine Reihe rückt. Man erkennt auch deutlich in L und G ein gewisses literarisches Streben. Der Verfasser wollte nicht nur die einzelnen Greuel in aller Breite und Gräßlichkeit darstellen; ihm war es auch um die Person Drakuls zu tun, die sich herausheben sollte. Fast jede Geschichte ist irgendwie in einem Zwiegespräche Drakuls mit seinem Opfer zugespitzt, die Pointe liegt dabei in der Art, wie der Woiwode in z. T. grausigem Humor seine Blutbefehle motiviert. Diese deutliche literarische Absicht hat mit politischer Tendenz nichts zu tun.

In dieser Richtung hätte vielleicht ein anderer Dichter weiter gearbeitet, freilich nicht Beheim, dem es nur auf das rein Tatsächliche ankommt; er zählt uns die einzelnen Grausamkeiten in seltener Vollständigkeit auf (v. 171—210 u. v. 277—327). Beheim ist in seinem Verhältnis zur Vorlage durchaus unfrei. Im allgemeinen schließt er sich sklavisch an sie an, wortgetreu wird alles versifiziert und selbst Vergleiche werden übernom-

1) Es wäre leicht, bei größerer Belesenheit die weite Verbreitung der Drakulanekdoten nachzuweisen: auch von Nero wurde erzählt (Kais. Chron. 4105 ff., Mor. v. Craon 180 ff., Jans. En. 22 039 ff., Beheim WB 275, 23), er habe einem Weibe den Leib aufschneiden lassen (v. 487—493); ein Gastmahl unter Toten (v. 168—170) soll auch Joh. Hunyady abgehalten haben (v. Hammer, Gesch. d. osman. Reiches I, 450).

men (v. 264, v. 275, v. 402). Öfters bleibt Beheim seiner Vorlage gegenüber unklar; er läßt einzelne Züge weg, so daß es zuweilen notwendig ist, die anderen Bearbeitungen heranzuziehen, um überhaupt die Pointe einer Geschichte zu verstehen; so fehlen v. 365—393 die Antwort der Zigeuner „wir hängen keinen“, v. 394—413 die Entgegnung Drakuls auf die Frage des *erberen mannes*, durch die das „höher hängen“ erst begründet erscheint, v. 541—560 die Bemerkung, daß die Türken dem Woiwoden entgegenkommen. Inhaltliche Änderungen finden sich nur einmal (v. 541—689, vgl. S. 74). In dem Gespnäche Drakuls mit den beiden Mönchen (v. 684—800) ist bei Beheim zweifellos die Pointe verwischt, wie Schullerus (S. 58) richtig hervorhebt. Der Dichter hat die Personen des Schmeichlers und des furchtlosen Tadlers bewahrt, aber ihre Schicksale vertauscht (S. 73). Beheim ist für diese Verderbnis kaum verantwortlich zu machen, sondern der Mönch Jakob, dem der Dichter diese Geschichte verdankt. — Um den Eindruck seiner Erzählung zu steigern, hat Beheim die Zahlen zuweilen erhöht. Bei Beheim (v. 869) werden 600 Krüppel verbrannt, bei L und G nur 200, Beheim läßt 500 Kaufleute in Gefangenschaft geraten, L und G nur 55. Sehr selten werden neue Züge hinzugefügt; offenbar will der Dichter seine Erzählung dadurch verständlicher machen; so begründet er über seine Quelle hinaus den Mord an den Knaben (v. 88—90), den Widerspruch der Zigeuner gegenüber dem Verlangen Drakuls, einen der ihrigen zu hängen (v. 374) und die Verbrennung der Krüppel (v. 861—870).

Aus der gesamten Quellenuntersuchung, soweit sie bisher geführt wurde, ergibt sich also, daß Beheims Gedicht zum größten Teile die treue Wiedergabe einer erhaltenen Vorlage, mithin in diesen Partien historisch gänzlich wertlos ist. Im übrigen behalten Beheims Angaben ihren selbständigen Wert. Wir führen sie zum Teil auf den Mönch Jakob zurück wie die Mitteilungen über den serbischen Einfall (v. 681—683), über die Be-

gegnung Drakuls mit den drei Mönchen aus dem Kloster *gorrion* (v. 684—800) und über die Zustände an seinem Hofe und in seinem Lande (v. 911—950), zum Teil auch auf andere Augenzeugen (S. 71).

Inhaltlich ist Beheims Gedicht von Conduratu (S. 57 ff.) schon vollkommen untersucht worden, so daß sich eine eingehendere Behandlung hier erübrigt. Er hat die Angaben Beheims mit Bonfinius, den Commentarien Pius II., einer russischen Erzählung, den byzantinischen Historikern Chalkokondylas, Ducas, Christobulos und der Beschreibung des serbischen Janitscharen Michael Constantinovicz unter besonderer Heranziehung des Urkundenmaterials des Kronstadter Archivs verglichen[1]) und so die historischen Tatsachen, die bei Beheim erwähnt werden, festgestellt.

Conduratus Untersuchung ergibt, daß die selbständigen Nachrichten Beheims wichtig sind, und das um so mehr, als sie uns sonst nicht begegnen. Nur Beheim weiß etwas von dem Einfalle Drakuls in Serbien und von dem Kloster *gorrion*, dessen Mönche vor dem Woiwoden flohen, nur von Beheim erfahren wir, daß es die verräterische Haltung Drakuls war, die seine Gefangennahme veranlaßte, daß er von Giskra bei Königstein gefangen genommen wurde und sich dann noch einige Zeit in St. György[2]) aufhielt.

Im übrigen ist es deutlich, daß dieses Beheimsche Gedicht nicht im Sinne der früher behandelten als historisches Gedicht aufzufassen ist. Beheim hat nicht die Absicht, etwa historische Ereignisse zu erzählen, in deren Mittelpunkt Drakul gestanden hat, sondern er will uns, wie der Verfasser seiner Vorlage, den Woiwoden als den Typus des grausamen und blutdürstigen Tyrannen hinstellen, als *den aller grosten wutrich und tirannen* (v. 1). So ist Drakul offenbar von seinen Zeitgenossen aufge-

1) Conduratu S. 22—27 und S. 58, Anm. 8.

2) *iersiu* (v. 1069) ist nach Bleyer (S. 8) St. György.



faßt worden, in dieser Gestalt hat er aber auch literarisch fortgelebt. So schon bei Beheim (WB 4, 25) und in den Flugblättern, die uns in großer Zahl erhalten sind und deren zahlreiche Verbreitung uns eine Notiz des Chronisten Hefft aus der Zeit vor 1476 bestätigt [1]). Aber auch Fischart, worauf Bleyer hinwies [2]), erwähnt ihn in seiner Flöh Hatz (v. 1349/50):

„*Da dacht ich an den Traculam*
Der sein Mal untern toden nam“ [3]),

und in der berühmten acerra philologica (begonnen von Peter Lauremberg) wird als 11. Stück des 6. Hunderts (Frankfurt und Leipzig 1667) die Geschichte von der Nagelung der Hüte auf die Köpfe erzählt [4]).

6) *dises ist von der von teincz herkummen* [5]).

Beheim hat auch bei diesem Gedichte wie bei dem über Drakul eine Vorlage benutzt, auf die er zweimal (v. 7 ff. u. v. 202 ff.) hinweist.

Von dieser *kroniken* ist bisher nichts bekannt geworden, wie wir überhaupt von dem Geschlechte derer von *teincz* = Teinitz oder Massena (v. 22) wenig wissen. Nach Beheims Angaben war es in Mähren ansässig (v. 6) [6]). Sein Wappen bildeten *drey haken, dy sein weiss in ainem roten schilte.* Vielleicht stehen die Tayn, Ritter von Tein, ein böhmisches Geschlecht, mit ihnen in Zusammenhang, wenigstens sieht ihr Wappen dem Teinitzischen einigermaßen ähnlich; es zeigt auf rotem

---

1) Conduratu S. 19, A. 4.

2) Ztschr. f. d. Phil. 34, 132—133.

3) Vgl. dazu auch Gargantua (Hall. Neudr. 65—71, S. 372) „*wie Tracula, der zwischen der gespißten und gemarterten todengestanck bancketieret*“.

4) Bleyer, Korrespondenzblatt 1904, S. 34.

5) S. die Beilage.

6) Vgl. auch WB (294, 27).

Grunde einen goldenen runden Beutel, aus dem drei natürliche (also weiße) Lilien herausragen[1]).

Über Johann von Teinitz, dem das Gedicht gewidmet ist (v. 13 ff.), sind wir besser unterrichtet. Er erhielt von Kaiser Friedrich III. das Schloß Ort im Marchfelde mit der gewöhnlichen Burghut bis auf Widerruf und stellte darüber am 21. August 1460 einen Pflegrevers aus[2]). Dieser Johann von Teinitz war ein treuer Anhänger Kaiser Friedrichs in den österreichischen Kämpfen der 60er Jahre und wird als solcher von Beheim (WB 138, 146) oft erwähnt. Zuletzt begegnet sein Name im Jahre 1463[3]). Das ganze Geschlecht von Teinitz scheint in diesen Kämpfen auf der Seite des Kaisers gestanden zu haben; im WB (S. 183, 29) wird noch ein Georg von Teinitz, vielleicht ein Bruder Johanns, genannt, der dem böhmischen Entsatzheere am 19. November 1462 Zuzug brachte[4]).

Wann Beheim mit Johann von Teinitz zusammentraf, ist schwer zu sagen. Sicherlich war es die kaisertreue Gesinnung des Ritters, die den Dichter mit dem vornehmen Herrn in Verbindung brachte. Vor 1461, dem Jahre, in dem der Krieg zwischen Kaiser Friedrich und seinem Bruder Albrecht zum Ausbruch kam, wird ihn Beheim kaum näher kennen gelernt haben. Dann aber können wir uns wohl denken, wie Beheim oft auf der Burg Ort vorgesprochen hat; hier erzählte ihm der Ritter von den Ereignissen der letzten Zeit — sicherlich gehn viele Nachrichten des WB auf Mitteilungen Johannes von Teinitz zurück — und hier fand der

1) Siebmacher, Wappenbuch IV, 9, 39.

2) Chmel, Regesten Friedrichs IV., II, 382, No. 3823 und II, 385, No. 3850; vgl. auch dazu WB 294, 27 ff.:
ain merherischer riter, her | ian von teincz, so nant man in, der
waz auch dy zeit im markveld dart | ain pfleger auff aim gsloss, hiess ort.

3) WB 294 u. 298.

4) Ein Böhme Pschenko von Teinitz kämpfte im österr. Erbfolgekriege (1458) auf der Seite Podiebrads gegen den Kaiser und seinen Bruder (Archiv f. österr. Gesch. Bd. 58, S. 148/9).

Dichter auch die Chronik des Geschlechtes, der er den Stoff zu seinem Gedichte entnahm. So fällt die Entstehung des Gedichtes ungefähr in die Zeit von 1461 bis 1466, dem Jahre, in dem Beheim dann Österreich verließ.

Inhaltlich zerfällt das Gedicht in zwei Teile; im ersten erzählt Beheim von der Herkunft des Geschlechtes und im andern von der Verleihung des Wappens. Vermutlich sind damit die beiden Anfangsabschnitte der Chronik versifiziert.

Das Geschlecht derer von Teinitz, so berichtet der Dichter, stammt aus Frankreich. Dort lebte um 1127 *tschan* (Jean?) *von massena*, ein angesehener Ritter. Er hatte eine überaus schöne Schwester, die in allem, was Erziehung und Ehre betrifft, nicht ihres gleichen fand. Der Bruder des Königs, der ihr schon lange nachgestellt hatte, verging sich eines Tages an ihr. *tschan*, ihr Bruder, beschloß, die Schmach, die dem ganzen Geschlechte angetan war, zu rächen. Als der König Ludwig mit seinem Bruder bei der Tafel saß, stürzte *her tschan* herbei und erschlug den Frevler; dann aber sprang er sofort zum Könige hin und zwang ihn unter der Drohung des Todes zu dem Schwure, die Tat an ihm nicht rächen zu wollen. Der König schwor, *tschan* aber verkaufte seinen ganzen Besitz und zog nach Böhmen, wo er eine neue Heimat fand.

Es ist schwer, aus dieser Erzählung einen historischen Kern herauszuschälen, der sich mit den wirklichen Tatsachen auch nur einigermaßen vereinigen läßt. Im Jahre 1127 regierte in Frankreich Ludwig VI., der Dicke genannt (1108—1137). Er war der einzige Sohn König Philipps und seiner ersten Gemahlin Bertha von Holland [1]), hatte jedoch einen Stiefbruder, Philipp [2]), der aber nicht 1127 ermordet wurde, sondern eines natürlichen Todes

1) Luchaire, Louis VI le Gros, Paris 1890, S. XI.

2) Luchaire S. 362.

starb. Dagegen war 1127 ein anderer vornehmer Mann, der auch zum französischen Könige in Beziehung stand, ermordet worden, Graf Karl von Flandern, der Sohn König Knuds von Dänemark und einer Tochter des Grafen Friso von Flandern [1]). Die Tat wurde in der Kirche von Brügge verübt und trug rein politischen Charakter. Der Graf war einer Verschwörung vornehmer Adliger zum Opfer gefallen, die sich durch sein strenges Regiment allzusehr an der Verfolgung ihrer eigenen Interessen gehindert fühlten. Auf die Nachricht von der Tat eilte König Ludwig sofort nach Flandern; er erließ ein Edikt gegen die Mörder, daß niemand mit ihnen verkehren sollte [2]), ergriff selbst energische Maßregeln, um die Mörder zu verfolgen [3]), und ließ die Gefangenen hinrichten.

Es ist wohl möglich, daß dieses Ereignis der Erzählung der Chronik zu Grunde liegt; vielleicht war Jean von Massena einer der Mörder Karls von Flandern, der vor der Rache König Ludwigs nach Böhmen geflohen war. Freilich die Übereinstimmung zwischen dem Berichte Beheims und den historischen Tatsachen ist nur sehr vage; aber andererseits sind auch die von Beheim erwähnten Einzelheiten wenig charakteristisch, sie tragen zum Teil typische Züge und sind bekannten Sagen entnommen wie die Motive von der Rache an dem hochgestellten Verführer und von dem erzwungenen Schwure des Königs [4]).

Die zweite Geschichte, die Beheim seiner Vorlage entnommen hat, ist nicht minder schwer mit der Geschichte in Einklang zu bringen.

Als Herzog Friedrich von Schwaben römischer Kaiser war und in der Lombardei Mailand belagerte, wurde er von vielen Herzögen unterstützt. Auch der Böhme hatte ihm

1) E. A. Schmidt, Geschichte von Frankreich I, 371.
2) Luchaire S. 178, No. 384.
3) Luchaire S. 175, No. 379.
4) Vgl. die Sage von Otto mit dem Barte.

1800 Mann zugeführt; unter diesen befand sich der *herr von massena.* Der böhmische Herzog fragte den Kaiser, wo er sich mit den Seinen lagern sollte; dieser gab, ärgerlich über ihn, die spöttische Antwort: „auf dem Markte der Stadt am Pranger". Der Böhmenfürst ließ darauf sofort seine Leute sich zum Angriff auf die Stadt rüsten. Beim Sturme, an dem auch Franken und Schwaben teilnahmen, trugen die Böhmen aus Brodteig gebackene Menschen mit sich, die sie verzehrten; sie wollten damit die Feinde schrecken, die des Glaubens waren, daß die Untertanen des Kaisers z. T. Menschen äßen. Der Sturm auf die Stadt gelang, und wirklich lagerten die Böhmen bald auf dem Markte der feindlichen Stadt. Der Herzog sandte mit dieser Nachricht einen Boten an den Kaiser, den dieser aber ebenso wie einen zweiten töten ließ, weil er sich verhöhnt meinte. Erst einer dritten Botschaft, die aus zwei Deutschen und zwei Böhmen bestand, glaubte er. Der Kaiser nahm nun die Stadt in Besitz, und zum Andenken verlieh er jedem, der an der Bestürmung teilgenommen hatte, das Recht, die Waffe im Wappen zu führen, die er im Kampfe getragen. Der *herr von massena oder von teincz* hatte einen Haken gehabt; seitdem führt das Geschlecht drei Haken im Wappen.

Barbarossa — er ist der römische Kaiser Friedrich, der zugleich Herzog von Schwaben war — hat Mailand zweimal erobert, 1158 und 1162. Hier kommt nur das erstgenannte Jahr in Betracht, da an der Belagerung von 1162 keine Böhmen teilnahmen [1]). 1158 aber beteiligte sich Herzog Wladislaw von Böhmen, dem Barbarossa am 11. Januar 1158 die Königskrone verliehen hatte, aus Dankbarkeit dafür an dem Zuge des Kaisers gegen Mailand, dem sich auch noch einige andere Herzöge angeschlossen hatten. Von den Angaben Beheims ist zunächst die unrichtig, daß Mailand durch Eroberung gefallen wäre. Die Stadt mußte sich vielmehr nach ein-

1) Bachmann, Geschichte Böhmens I, 339.

monatlicher Belagerung am 6. September 1158 aus Mangel an Lebensmitteln ergeben. Ferner ist auch von einer Voreingenommenheit Barbarossas gegen die Böhmen, wie sie sich aus der spöttischen und verletzenden Antwort des Kaisers zu ergeben scheint, nichts bekannt. Ganz das Gegenteil war der Fall. Die Böhmen hatten das Hauptverdienst an den Erfolgen dieses Feldzuges [1]). Ihr König Wladislaw galt beim Kaiser sehr viel; seiner Fürsprache bedienten sich die Mailänder, als sie sich ergeben wollten, und in seine Hand wurden die Geiseln gegeben; am Schlusse des Feldzuges überreichte ihm Barbarossa noch eine kostbare Königskrone.

An Kämpfen zwischen Belagerern und Belagerten hat es nun freilich nicht gefehlt; auf eins dieser Treffen läßt sich vielleicht das beziehen, was Beheim in dem zweiten Teil seines Gedichtes mitteilt. Der Kern seiner Erzählung ist der, daß die Böhmen unter Mitwirkung der Franken und Schwaben eine hervorragende Kriegstat vollbracht haben. Ein solches Ereignis läßt sich nachweisen.

Am 6. August näherte sich Barbarossa mit dem Heere Mailand. Da er die Bürger nicht zum Kampfe verleiten konnte, so ließ er die Truppen sich um die Stadt herum lagern. Die Böhmen hatten sich vorläufig, da ihnen der Kaiser noch keinen Lagerplatz angewiesen hatte, in der Nähe des Herzogs Friedrich von Schwaben und des Pfalzgrafen Konrad niedergelassen. Diese beiden Fürsten wurden plötzlich von den Mailändern mit großer Überlegenheit angegriffen. Der ihnen zunächst lagernde Böhmenkönig kam ihnen mit aller Macht zur Hilfe. Es wurde bis in die Nacht hinein gekämpft, wobei die Böhmen bei weitem das Beste taten. Sie trieben die Feinde gegen die Mauern zurück und wären mit ihnen in die Stadt eingedrungen, wenn nicht die Dunkelheit ihnen solches Wagnis verboten hätte [2]).

1) Bachmann I, 336.

2) Vgl. Prutz, Kaiser Friedrich I., Bd. I, 161/2 und Giesebrecht,

Mit dieser Darstellung des Kampfes am 6. August 1158, wie sie sich aus den Quellen ergibt, hat Beheim einige wichtige Züge gemein. Auch nach Beheim warteten die Böhmen darauf, daß ihnen vom Kaiser ein bestimmter Lagerplatz angewiesen wurde. Dann lassen Beheim wie die übrigen Quellen dieselben Volksstämme am Kampfe teilnehmen. Noch eine wichtige Übereinstimmung besteht. Beheim berichtet, daß die Bewohner der Stadt geglaubt hätten, Barbarossa herrsche über ein Volk, das Menschen fräße; ebenso berichten auch die Quellen der Zeit: „in Italien waren die furchtbarsten Gerüchte über die unbekannten Völker verbreitet, welche der Kaiser mit sich führe: sie sollten sich von Menschenfleisch nähren, Blut ihr Trank, jedes Mitleid ihnen fremd sein [1])“.

Es ist wohl kein Zweifel, daß sich Beheims Nachrichten nur auf den Kampf am 6. August 1158 beziehen können. Freilich sind die Tatsachen auch hier schon sehr entstellt, anscheinend mit einer national-böhmischen Tendenz, die einen Sieg über die Belagerten vor den Mauern bis zur Eroberung der Stadt selbst steigerte, und die die Unfreundlichkeit des deutschen Kaisers geflissentlich hervorhob, um sich von ihr den böhmischen Sieg desto strahlender abheben zu lassen.

Deutsche Kaiserzeit V, 1, 160. Quellenberichte über diesen Kampf am 6. Aug. 1158: Otto Frising., Gesta Friderici III, 34 (MG, SS. 20, 436); Vincentii Pragensis Annales (SS. 18, 672/3); Gesta Federici I. Imperatoris in Lombardia (1892) S. 31.

1) Giesebrecht V, 1, 152. Leider konnte ich die Quelle nicht feststellen, aus der Giesebrecht diese Nachricht entnommen hat; das wäre vielleicht nicht ohne Bedeutung für die Quellenfrage unseres Gedichtes gewesen. — Wahrscheinlich sind es die Böhmen, die in den Verdacht der Menschenfresserei gerieten; ihre besondere Wildheit heben alle Quellen, auch die böhmischen hervor: vgl. Chronik von Ursberg SS. 23, 347; Vincenz von Prag SS. 17, 667 u. 687; Helmold I, 1, 10.

II. Politische Gedichte.

A. Gedichte über bestimmte politische Ereignisse.

1. Gedichte über Städtekriege (1449—1453).

Der erste Herr, dem Beheim seine Dienste widmete, war Konrad von Weinsberg. So viel der Dichter ihm sonst zu verdanken hat (III, 1), so wenig scheint doch diese Zeit gerade für die Entwicklung seiner politischen Dichtung zu bedeuten. Konrad von Weinsberg, einst der bedeutendste Staatsmann und der erste Vertraute Kaiser Sigismunds, war bereits 70 Jahre alt, als Beheim zu ihm kam, und der großen Politik stand er damals schon fern. Mit ihr kam Beheim erst bei seinem zweiten Herrn, dem Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, in Berührung.

Süddeutschland befand sich damals in einem Zustande großer Gärung; es stand am Vorabend gewaltiger Kämpfe, des sogen. Städtekrieges, der zwischen Fürsten und freien Städten ausgefochten wurde und dessen Seele eigentlich Albrecht Achilles war[1]). Die Ursachen dieses Krieges, in dem ganze Landschaften verwüstet wurden, lagen mehr in den Verhältnissen begründet, als daß einzelne dafür verantwortlich zu machen waren. Die Fürsten, die Landesherren geworden waren, strebten danach, ihr landesherrliches Regiment in ihren Territorien fest zu

1) Kraus, Dtsch. Geschichte (1905), S. 218ff.

begründen; so drängte es zur Auseinandersetzung mit den großen freien Städten, die in ihrer mehr oder weniger ausgedehnten Selbständigkeit sich diesem Streben widersetzen mußten.

Schon 1441 hatten 22 Städte zu Ulm einen Bund gegen die Übergriffe der Fürsten geschlossen, dem sich 1443 das Bündnis Markgraf Albrechts mit Kurmainz und und Würzburg gegenüberstellte. Der Städtebund wurde 1444 und 1446/7, der der Fürsten 1445 bedeutend verstärkt. Zum Ausbruch kam dann der Krieg 1449. Zum Anlaß nahm Albrecht einen geringfügigen Streit mit Nürnberg, gegen das sich sein Kampf hauptsächlich richtete; er sagte der Stadt am 29. Juni die Fehde an[1]). Albrecht wurde von seinen Verbündeten unterstützt, während Nürnberg der Städtebund kräftig zur Seite stand. Der Krieg beschränkte sich zumeist auf Verwüstung des beiderseitigen Gebietes, auf Zerstörung des dem Gegner gehörigen Dörfer etc. Zum Schlagen kam es kaum, da die Städter den kriegstüchtigeren und zahlreicheren Truppen der Fürsten nur selten im freien Felde gegenüberzutreten wagten. Jedoch der Erfolg wechselte auch; so erfocht Albrecht einen großen Sieg bei Fürth am 11. September 1449, wurde aber am 11. März 1450 von den Nürnbergern bei Pillenreut gründlich geschlagen. Der Krieg brachte in dem Verhältnis der Fürsten und Städte zu einander gar keine Änderung hervor. Die Städte vermochten ihre Stellung vollkommen aufrecht zu erhalten.

Man darf annehmen, daß Beheim bald nach dem Tode Konrads von Weinsberg (18. Januar 1448) in die Dienste Albrechts Achilles getreten ist; vielleicht hat er sich als Söldner anwerben lassen. Diese Zeit war dem Dichter später nicht in angenehmer Erinnerung. Er geriet nämlich einmal in die Gefangenschaft der Rothenburger, die

1) Otto Franklin, Albrecht Achilles und die Nürnberger, Berlin 1866, und Riedel, der Krieg des Markgrafen Albrecht Achilles mit der Stadt Nürnberg (Zeitschr. f. preuß. Gesch., Bd. 4, 1867, S. 549).



ihn beinahe getötet hätten. In dem Gedichte *„von sex mein grosten nöten“* [1]) erzählt er davon:

als der von prannenporge
mein her marggraf albrehte
het irsal und zwitrehte
mit den reichsteten, als
er mit in kriegt, desmals
waz ich sein hoffgesinde.
da gieng es mir vil swinde.
ains tages rait ich hin
jn frum und auff den sin
nach meines hern gescheft.
da wart ich aussgestrefft
durch die übeln plutwurger
soldner der rotenpurger,
daz bei der tauber leit.
die heten mich die zeit
nahent geslagen tate.
dann mich erneret gote,
daz man mich gfangen nam.

Aus dieser Zeit der Städtekriege sind uns nur wenige politische Gedichte Beheims erhalten. Historische Tatsachen werden in ihnen nicht mitgeteilt; sie haben für uns nur den Wert von Stimmungsberichten, die uns die Anschauungen der fürstlichen Partei über ihre Gegner erkennen lassen. Beheim steht dabei auf der Seite der Fürsten, deren Ansichten er sich vollkommen zu eigen gemacht hat.

a) *ein exempel von einem esel und einer lewen heut* [2]).

Dieses Gedicht enthält fast gar keine historischen Anspielungen. Es ist ein Loblied auf den Markgrafen

---

1) Pal. 334, Bl. 332[vb] ff.; auch in dem Gedichte *von der mervart* erwähnt Beheim dieses Abenteuer (v. d. Hagens Sammlung S. 54, Str. 1).
2) Pal. 312, Bl. 222[r].



Albrecht, der wegen seines Sieges über die Feinde gepriesen wird. Welcher Sieg damit gemeint ist, steht nicht sicher fest. Bei der geringen Zahl der Schlachten überhaupt darf man wohl annehmen, daß Beheim Albrechts großen Sieg bei Fürth (11. September 1449) im Auge hat.

Ein Esel, so beginnt der Dichter, fand auf der Weide ein Löwenfell. Er hing es um sich und beschloß, sein mühevolles Dasein aufzugeben und fortan den Herren zu spielen. So nahm er die Art des Löwen an und bewegte sich mit königlichen Gewohnheiten, so daß alle Tiere angstvoll vor ihm flohen. Plötzlich kam der Herr des Esels herbei; er erkannte sofort sein Tier an den langen Ohren und bestrafte mit einer Tracht Prügel seine Überhebung.

Unter dem Esel, meint Beheim, sind die Städter zu verstehen. Sie wollten sich im Hochmut über den Adel erheben und machten den Anspruch, über die Fürsten zu herrschen. Doch es ist ihnen übel bekommen:

ir meister, der ist kummen,
den sie nun kennen reht:
mein herr marggraf albreht
zu prannenburg geboren.
ir langen esels oren
hat er in wol herstaupt.

Interessant ist dieses Gedicht namentlich dadurch, daß die Auffassung der fürstlichen Partei über diesen Kampf zwischen Fürsten und Städten besonders klar zum Ausdruck kommt. Beheim sieht die Städter als Empörer an, die sich von einer alten Herrschaft freimachen wollen:

es wer ach spöterey,
daz purger in den steten
gewalt uff erden heten
über die fürsten her.

Die gleiche Anschauung findet sich auch in einem anderen Gedichte der Zeit [1]), das sich ebenfalls gegen die Städter wendet und auch besonders den Markgrafen Albrecht preist:

wie si dem adel widerstreben
und den genzlich vertreiben
wider got, on alles recht.

b) von der stetleüt zackeit und der fürsten künheit [2]).

Dieses Gedicht ist noch allgemeiner gehalten als das vorige. Beheim stellt hier die Kampfesweise der Städter und der Fürsten gegenüber und wirft den erstern Feigheit vor, weil sie hinter ihren Mauern Schutz suchen. Das Gedicht ist sicher mitten in der Kriegszeit entstanden; man kann es ungefähr ins Jahr 1449 setzen. Damals tobte der Kampf am heftigsten, und oft lagen die Heere der Fürsten untätig vor den festen Städten, deren starke Mauern jedem Angriff trotzten.

Auch hier ist die Einleitung allegorisch: Eine Krähe beneidete den Löwen um seine Macht. Sie fing an, ihm zu drohen und ihn zu beschimpfen; dabei wagte sie aber nicht, in seine Nähe zu kommen, rief ihm vielmehr vom Baume herab ihre Schmähworte zu. Der Löwe wies sie zurück und drohte ihr:

doch kemstu nider *mir also nauh,*
ich griff zu dir *und strelt dir dein gevider.*

Die Fürsten stellen den Löwen, die Städter die Krähe dar. Die Städter sitzen hinter ihren festen Türmen, bringen siedendes Fett herbei, um es über die Feinde zu gießen und fühlen sich als Helden:

zwuschen der maur *so sein sie saur*
und eisenveste.

Doch ins freie Feld wagen sie sich nicht hinaus, wenn sie nicht zwölfmal stärker als die Gegner sind.

1) Liliencron, Die histor. Volkslieder d. Dtschen I, 90, Str. 2, 2—4.
2) Pal. 312, Bl. 42r.

Nur auf der Seite der Fürsten weiß man, was ritterliche Kampfesart ist:

darumb nun ich	*breiss, lob hie sprich*
den edlen fürsten,	*die tornd es wagn*
in aller sach	*vil ritterlich.*

Das wenige, was Beheim hier von der Kampfesweise der Städter und Fürsten erwähnt, ist zugleich charakteristisch für alle Städtekriege damaliger Zeit. Auch im Kriege Markgraf Albrechts mit den Nürnbergern hat Beheim solche Situationen beobachten können. Gleich Anfang Juli 1449 zog Albrecht mit seinem Heere an der Stadtmauer Nürnbergs vorüber, um einen feindlichen Ausfall zu provozieren. Jedoch die Städter reagierten nicht darauf, ebenso nicht Anfang August 1449 [1]. Dennoch blieb aber Albrechts Strategie immer auf dieses Ziel gerichtet, die Städter hinauszulocken und sie dann mit Übermacht zu schlagen.

c) *dis ist ein anders und ist ein beispel. daz maht ich, da sich die fürst zu den reichsteten verbunden* [2].

Die Ergebnisse der überaus kostspieligen und langwierigen Städtekriege waren sehr gering. Fast überall, wo Fürsten und Städte mit einander in Kampf geraten waren, blieben die Verhältnisse nach dem Frieden dieselben wie vor dem Kriege. Im Nordwesten Deutschlands behaupteten sich in der Soester Fehde die Städte siegreich gegen den Erzbischof von Köln und seine Verbündeten (1449), im Südwesten zwangen die Schweizer Bundesstädte nach 6 jährigem Kampfe gegen Österreich Zürich, aus dem österreichischen Bunde auszutreten (1450); auch Albrecht, das gefeierte Haupt der Fürstenpartei, mußte nun 1453 alle seine Eroberungen, die er den Nürnbergern abgenommen hatte, wieder herausgeben.

1) Riedel S. 549.

2) Pal. 312, Bl. 42r.

So konnte sich die fürstliche Partei im ganzen kaum als Siegerin betrachten, nur nachdenklich und verärgert mußte sie auf ihre fehlgeschlagenen Unternehmungen zurücksehen.

In diese Stimmung gehört nun auch das Beheimsche Gedicht hinein. Der Dichter stellt mit Übertreibung die Städte als die allmächtigen Faktoren im Reiche hin und macht zugleich den Adel für diesen Umschwung verantwortlich, den er durch seine Entartung verschuldet habe. Man kann sich das Gedicht etwa nach dem Vertrage von Lauf (27. April 1453) entstanden denken [1]), der dem Markgrafen Albrecht alle Eroberungen wieder entriß und die Nürnberger zu berechtigtem Jubel herausforderte; vielleicht ist aus den letzten Worten des Dichters der Vorwurf gegen Albrecht herauszulesen, daß er sich überhaupt zu Verträgen mit diesen *pauren* herbeiließ und sie auch noch durch *globen und swern* bekräftigte.

Die Krähe, so beginnt Beheim, ist Königin unter den Tieren geworden! Sie herrscht im ganzen Tierreiche, über die Vögel des Waldes, Falk und Sperber, wie über die großen Tiere, Elefant und Panther.

Auch hier sind die Städter unter der schwarzen Krähe zu verstehen, der die großen Tiere, die Fürsten, nicht widerstreben. Ulm und Hall sind jetzt allmächtig; wer es zu etwas bringen will, muß die Gunst des Schneiders zu erwerben trachten:

fürsten und hern *sich ser verkern*
an irem adel. *gewalt vnd crafft*
und ir herschafft *wil gwinnen zadel.*
sie zu den paurn *globen und swern:*
der selbig hafft *mag in nit wol vigaurn.*

1) Beheim weilte noch 1454 bei Albrecht Achilles, wie aus Str. 2 des Gedichtes „*von michel behem geburt*“ (v. d. Hagens Sammlung S. 37 ff.) in der Fassung des cgm 291 hervorgeht:

Daz waz mein herr von prannenpurg marggraf albreht.
im virden iar do wart ich sicherleiche
meins herrn von pairn herczog albrechtcz kneht.

Es ist nicht Zufall, daß Beheim gerade Ulm und Hall gewissermaßen als die Repräsentanten aller Reichsstädte herausgreift. Ulm hatte den Vorsitz in den großen schwäbischen Städtebunde, und Schwäbisch Hall war eines seiner eifrigsten Mitglieder, das 1449 einen eigenen Krieg mit dem Erzbischof Dietrich von Mainz führte [1]). Dazu hat auch Markgraf Albrecht selbst gegen diese beiden Städte gekämpft, und vielleicht hat sich Beheim dabei in seiner Gesellschaft befunden. Mitte September 1449 verwüsteten Albrechts Scharen das Hallische Stadtgebiet, und er selbst wurde am 12. September 1449 bei der Belagerung Ilshofens, eines zu Hall gehörigen Städtchens, schwer verwundet [2]). Gegen Ulm hat er dann Ende 1449 einen Streifzug unternommen und dabei in kurzer Zeit 20 Dörfer zerstört [3]).

In diesem Zusammenhange darf ein Gedicht nicht unerwähnt bleiben, das zwar einen ganz persönlichen Charakter trägt, aber doch inhaltlich in den hier besprochenen Kreis gehört. Es handelt sich um das Gedicht, das die Überschrift trägt

d) *von smeht, die mir widergieng an eines herren hof darumb, daz ich der warheit zu vil sang* [4]).

Beheim erzählt hier, daß er einst mit seinem Herrn Markgraf Albrecht nach Heidelberg geritten war; hier wurde ein Tag abgehalten, auf dem zwischen den Fürsten und den Abgesandten der Nürnberger verhandelt wurde:

mein herr marggraf albrehte
zu leisten einen tag
zu hören die materge
von prannenpurg da pflag
mit den von nürenberge.
ich mit meim herren reit.

1) Kraus S. 218.
2) Riedel S. 684.
3) Riedel S. 687.
4) Pal. 312, Bl. 242 r.

Wie schon Karajan[1]) feststellte, handelt es sich hier um die Zusammenkunft von Fürsten und Abgesandten der Städte in Heidelberg am 12. Januar 1450, die Pfalzgraf Friedrich vermittelt hatte, um den Frieden anzubahnen. Dieser kam allerdings nicht zu stande, vielmehr schloß Albrecht am 25. Januar 1450 ein neues Kampfbündnis mit den Fürsten gegen die Städte.

Beheim erzählt weiter: *fürsten und herren beit ich suchen da begunde, als mir gepürt ze tunde.* Am Hofe eines schwäbischen Grafen, *an dem gar mancher hande spil getriben wart*, trug er ein Gedicht vor, in dem das räuberische Treiben des Adels heftig getadelt wurde. Einer der adligen Zuhörer erhob aber entrüstet dagegen Einspruch und verbat sich solche Lieder.

Wir sind nun im stande, das Gedicht, durch das Beheim mit dem Ritter in Konflikt kam, genau zu bestimmen. Der Dichter sagt:

in meim sleht güldin don
von singen ich begon.

Das einzige Gedicht dieses Tones, das sich mit Ausschreitungen des Adels beschäftigt, ist das Lied: *ein strauff von den grossen haubt keiser küngen fürsten und von allem adel*[2]). Hier werden in der üblichen Weise (IIB) der Adel getadelt und Kaiser und Fürsten an ihre Pflicht erinnert. Das Gedicht unterscheidet sich im übrigen kaum von den anderen, die dieselben Dinge behandeln. Aber es bleibt interessant dadurch, weil es eins von den wenigen kulturhistorischen Gedichten ist, die zeitlich so genau bestimmt werden können.

Diese Feststellung ist für die Einschätzung der Persönlichkeit Beheims von Wert. Wir erkennen daraus, daß der Dichter, der scharf den Standpunkt der fürstlichen Partei gegenüber den Städten vertritt, doch auch nicht blind gegen die Mängel der Seinigen ist, und sich

1) WB S. XXXVI.
2) Pal. 312, Bl. 199v.

nicht scheut, dieser seiner Meinung offenen Ausdruck zu geben.

2. Gedichte über böhmische und österreichische Verhältnisse zur Zeit König Ladislaus (ca. 1457).

1454 schied Beheim aus dem Dienste Albrechts Achilles. In den nächsten Monaten hat dann Beheim den Herren öfters gewechselt; wir finden ihn bei Albrecht von Baiern, Albrecht von Österreich und Sigmund von Tirol. Aber schon 1455 ist er bei König Ladislaus in Wien, wo er sich noch 1457 aufhielt. In der Gesellschaft des Königs machte Beheim den Zug nach Belgrad mit (1456); er begleitete ihn dann auch 1457 nach Böhmen, das er freilich schon vor dem Tode des Königs (23. Nov. 1457) wieder verlassen mußte.

Zu König Ladislaus scheint Beheim in näheren Beziehungen gestanden zu haben als zu seinen anderen Herren. Wenn er ihn in seinen Gedichten erwähnt, so geschieht es immer mit besonderer Herzlicheit, und an den Aufenthalt in Böhmen denkt er noch später immer gern zurück [1]). Dieses engere Verhältnis zwischen König und Sänger erklärt sich vielleicht aus der Gemeinsamkeit ihrer Erlebnisse und Überzeugungen. Beide hatten die gefährlichen Tage von Belgrad erlebt und hatten in dem Grafen Cilly, der König einen Freund, Beheim wohl

1) Vgl. v. d. Hagens Sammlung S. 39, Str. 8:

. . . kung lasslaw
der kung zu ungern und zu behem wasse,
der leider ist zu prag verdorben daw, . . .
der ewig got pfleg seiner sel furbasse,
umb keinen herren peschach mir leider nie.

und ein anderes Gedicht (Pal 312, Bl. 75r): „Ich bin ihm (auf dessen Betreiben Beheim den böhm. Hof verlassen mußte) auch umsonst nicht gram, denn er hat mich eines Dienstes beraubt, der mir der liebste war von allen, die ich jemals hatte“ (nach Karajan, WB S. XLVIII).

einen Gönner verloren. Dann aber fühlten sich Ladislaus [1]) sowohl wie Beheim von dem hussitischen Treiben in Böhmen zurückgestoßen, wenn auch der König seiner Ansicht weniger offen Ausdruck geben konnte als es der Sänger tat.

Wie Beheim seine Stellung zu dem jungen Könige auffaßte, geht besonders aus den Gedichten dieser Zeit hervor. Der Dichter erscheint hier fast als ein Mentor des Fürsten, der ihn in allen Dingen berät. So weit wir seine Gedichte übersehen, hat es Beheim bei keinem andern Herrn gewagt, sich so tief in die Geschäfte einzumischen als gerade bei Ladislaus. Sind seine Klagen und Vorwürfe sonst immer allgemeiner gehalten, so greift er hier bestimmte aktuelle Fragen heraus, die er vom Könige in seinem Sinne erledigt sehen möchte. Er versucht so seine Abneigung gegen die Ungarn zu bestärken, er schildert die Hussiten in möglichst grellen Farben, um den König zum Einschreiten gegen sie zu veranlassen, oder er macht ihn auf bestimmte Bestrebungen aufmerksam, die seiner königlichen Gewalt widerstehen, ja er gibt ihm sogar bis ins einzelne gehende Vorschläge über die Verwaltung seines Landes. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in dieser Tätigkeit des Dichters die Ursache seiner Entfernung vom königlichen Hofe sehen. Namentlich die hussitische Partei wird darauf gedrungen und der König, der es nicht mit ihr verderben durfte, ihr nachgegeben haben.

Chronologisch lassen sich die im folgenden behandelten Gedichte ziemlich genau bestimmen; sie fallen — mit Ausnahme des letzten vielleicht — in die kurze Zeit, die Beheim als „*tihter*“ König Ladislaus in Böhmen, meist in Prag zugebracht hat. Ladislaus langte am 29. September 1457 [2]), von Wien kommend, in Prag an. Da Beheim Böhmen schon vor dem 23. November 1457,

1) Bachmann, Gesch. Böhmens II, 444 u. 446.

2) Huber, Geschichte Österreichs III, 114.

dem Todestage des jungen Königs, verlassen hat, so bleiben kaum zwei Monate als Entstehungszeit für diese Gedichte.

a) von peham[1]).

Es ist vielleicht angebracht, dieses Loblied auf Böhmen, auch wenn es historisch ohne Bedeutung ist, an die Spitze der Gedichte zu stellen, in denen Beheim böhmische Verhältnisse behandelte. Es läßt uns deutlich erkennen, wie gern Beheim in diesem Lande geweilt hat.

Er preist das Königreich Böhmen als die Krone aller Länder. An Sitten und Wandel wird es von keinem andern übertroffen. Bei jeder guten Sache sind die Böhmen beteiligt, groß ist ihre Stärke und ihr Rechtssinn; in allen weltlichen Dingen gehen sie voran. Nur eins hat dem Dichter mißfallen:

daz sy in irem lande nit haimliche gemecher hon;
man muss nur in die winkel gon. daz ist in grosse schande.
wan frum frawen und weibe gar offt davon gewinnen wort.

b) diss ist von meinem herrn lasslaw und von der beham trew und von der unger untrew[2]).

Den Ruhm der Böhmen verkündet Beheim auch in diesem Gedichte. Er hebt ihre Anhänglichkeit an den König hervor und ihre Treue im Gegensatz zu der Untreue der Ungarn. Historisch ist auch dieses Gedicht von geringem Wert. Es ist uns aber dadurch interessant, weil es uns die noch immer (S. 52 ff.) ungarnfeindliche Stimmung des Königs Ladislaus und seiner Umgebung zeigt, deren Sprachrohr Beheim hier nur ist.

Einst war er, so beginnt Beheim, an den Hof eines ungarischen Grafen gekommen. Er hatte gehofft, als Diener König Ladislaus besonders reich beschenkt zu werden; doch gerade das brachte ihm nur

1) Pal. 312, Bl. 165r.
2) Karajan No. 8.

Hohn und Spott ein, während alle anderen Sänger hoch geehrt wurden. Diesen Vorgang stellt der Dichter als typisch hin, und er warnt darum den König vor der Treulosigkeit der Ungarn überhaupt. Freilich gibt es auch treue Anhänger des Königs in Ungarn, so fügt er hinzu (v. 37/8) und denkt sicher dabei an die königstreuen Barone und Bischöfe, durch deren reichhaltige Aufzählung uns ein anderes Beheimsches Gedicht (S. 59 ff.) so wertvoll war. Ein König, so warnt der Sänger, ist im Lande der Ungarn seines Lebens überhaupt nicht sicher. Untreue bewähren sie überall; auch König Albrecht, Ladislaus Vater, könnte noch am Leben sein, wäre er damals nicht nach Ungarn gezogen[1]). — Nach diesen Worten scheint Beheim den Ungarn eine Schuld an dem Tode Albrechts zuzusprechen. Seine Ansicht widerspricht aber den Tatsachen: König Albrecht II. starb vielmehr am 27. Oktober 1439, als er auf der Heimkehr von einem erfolglos gegen die Türken unternommenen Zuge begriffen war, in Ungarn am Typhus. Vielleicht denkt Beheim auch an die Schwierigkeiten, die gerade Albrecht II. in besonderem Maße mit den Ungarn beim Zustandekommen dieses Zuges[2]) gehabt hatte.

So ist Ungarn, wie Beheim fortfährt, für Könige ein gefährlicher Boden. Er rät seinem Herrn Ladislaus, zwei oder drei Wagenburgen mit nach Ungarn zu nehmen, wenn ihn der Weg dorthin führe, und dazu Krieger aus Deutschland und Böhmen. Denn die Treue

---

1) Vgl. Liliencron I, No. 75 (Str. 27), wo in einem 1439 entstandenen Gedichte Albrecht II. zugerufen wird:

Zeuch von in auss ungerland
gen Osterreich zu deinem treuen geslächte;
nim freund vnd veind, tu in genad
in Pächäm, in Märchern, wu man seu hat,
so machstu dir die Ungern wol gerechte.

Derselbe Dichter weist auch den Ungarn die Schuld am Tode Albrechts II. zu (Str. 33).

2) Huber, Geschichte Österreichs III, 10 ff.

der Böhmen ist unbezweifelt, mag man auch sonst an ihnen mancherlei zu tadeln haben; damit erinnert Beheim an das Hussitentum (v. 68). Rühmend hebt er dann hervor, wie der König und sein Gefolge in Prag und überall im Lande auf das freundlichste aufgenommen worden sind. Wäre das Land in sich einig — wieder macht Beheim auf die religiöse Spaltung aufmerksam —, so könnte Ladislaus wie ein zweiter Alexander die Welt erobern. Es ist ewig schade um die Uneinigkeit im Lande; die sie einst hervorriefen, werden sie jetzt bedauern. Die Böhmen sollten alles tun, um die Einheit wieder herzustellen. Auch *giersigk, geborn zu kunstat und zu bodapra* (v. 115/7) = „Georg von Kunzenstadt (oder Kunstadt), auf Podiebrad gesessen“ [1]), möge sich dieses Ziel vornehmen, er, der schon so viel Gutes an Ladislaus getan hat. Das Lob Georg Podiebrads aus Beheims Munde ist auffällig, wenn man bedenkt, daß Ladislaus in seiner letzten Zeit zu Podiebrad in einigermaßen gespanntem Verhältnis stand [2]) — die Übermacht des Gubernators empfand der junge selbstherrliche König schwer — aber es entspricht durchaus der Anschauung Beheims, der auch später noch [3]) die Gerechtigkeitsliebe und die tüchtige Verwaltung König Podiebrads den Fürsten der Zeit als vorbildlich hinstellte.

c) *Diß ist ein widereffen von den keczern zu beham* [4]).

Die Feindschaft Beheims gegen die Hussiten trat schon in den vorigen Gedichten hervor. Als gläubiger Katholik ist er ein scharfer Gegner des Hussitentums. Hussiten

1) Bachmann, Geschichte Böhmens II, 401.
2) Huber III, 113.
3) Vgl. II A 4d.
4) Abgedruckt bei Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 2, 682 ff.

sind ihm Ketzer, und Gott, so führt er einmal[1]) aus, hat diese Ketzerei nur auf die Erde gesandt, um die sündige Geistlichkeit damit zu strafen. — Am energischsten hat sich der Dichter in dem vorliegenden Gedichte über diese Frage geäußert. Er versteht es hier, mit z. T. sehr glücklicher Ironie die Schwächen der Gegner zu treffen, sodaß schon Gervinus[2]) das Gedicht, dessen Vorzüge er wohl erkannte, im Auszuge mitgeteilt hat.

Beheim stellt sich hier scheinbar auf die hussitische Seite, verteidigt sie aber in seiner Satire gerade mit demjenigen, was ihr vorgeworfen wird.

Überall im römischen Reiche schilt man auf die *tabarer* — Taboriten nannte sich die radikale hussitische Partei nach der von ihnen gegründeten Stadt Tabor —, aber diese Vorwürfe sind unbegründet. Sie werden des Ungehorsams beschuldigt, mit Unrecht; die Prager erweisen dem *rockyzan* größeren Gehorsam als dem Papste. — Magister Johannes von Rockyzan war einer der Führer der hussitischen Bewegung. Er vertrat schon in Gemeinschaft mit Prokop dem Großen seine Glaubensgenossen vor dem Basler Konzil und galt später neben Georg Podiebrad als der geistige Leiter des Hussitentums[3]).

Auch Ungläubigkeit, fährt Beheim fort, wird ihnen vorgeworfen; aber sie haben mehr Artikel als das ganze Reich in ihrem Glauben, und das Sakrament nehmen sie nicht in einer-, sondern in zweierlei, bald vielleicht in drei- oder viererlei Gestalt. — Wahrscheinlich hat Beheim hiermit die Prager Artikel im Auge, in denen die Hussiten 1420 in vier Hauptteilen ihre Anschauungen nieder-

---

1) Vgl. Pal. 312, Bl. 72r:
in dem reich zu pchen,
da got erzurnet uber sey (die Priester)
und sy storet durch keczerey,
die dem reich nach pis heut ist pey
in steten und uff landen.

2) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung[5] II, Anm. 488.

3) Bachmann, Geschichte Böhmens II, 376.

legten. Eine ihrer Hauptforderungen, von der sie nie ließen, war die Erteilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt, sub utraque forma, woher die eine Richtung bekanntlich den Namen Utraquisten erhielt [1]).

Von römischer Seite hält man ihnen dann weiter vor, daß sie die Heiligen mißachten, mit Unrecht; denn sie stellen Hans Huß und Rockyzan noch höher als Gott. Ihr ganzes Verhalten ist von göttlichem Geiste durchdrungen; schon den neugeborenen Kindern reichen sie das Sakrament, und die Erwachsenen nehmen es zweimal täglich. — Beheim stößt sich hier, wie alle rechtgläubigen Katholiken, an der Kinderkommunion. Die Hussiten enthielten auch den unmündigen Kindern das Abendmahl nicht vor; sie erklärten es ausdrücklich, daß der Kelch mit der nötigen Ehrfurcht und bei Vermeidung alles Ungehörigen auch kleinen Kindern gereicht werden dürfe [2]).

Um alles, was die Kirche angeht, zeigen sie sich sehr besorgt. Sie haben Kirchen und Klöster, treiben aber nur ihren Spott damit. Kelch und Monstranz schätzen sie sehr; sie beschlagen mit dem Golde der Geräte ihre Schwerter und Gürtel, und aus den Meßgewändern verstehen sie vortrefflich Joppen und Röcke zu fertigen. In ihren Bethäusern halten sich nur geistliche Leute auf wie Diebe und Mörder, die Kirchen und Klöster in ihren Besitz nehmen. Kutten und Meßgewänder sind vorhanden; sie hängen aber an der Wand oder auf der Stange. Ihr Klostergut besteht in Eisenhelmen und Panzern. Wahrlich, sie haben große Verdienste um die Kirche. — Mit diesen letzten Vorwürfen trifft Beheim besonders die Taboriten, die radikale Partei. Wenn auch die Säkularisation der geistlichen Güter eine allgemeine hussitische Forderung war, so gingen doch die Taboriten viel weiter. Sie waren prinzipiell Gegner jeder Äußerlichkeit im

1) Bachmann II, 239.

2) Bachmann II, 239.

kirchlichen Leben und forderten apostolische Einfachheit des Gottesdienstes und derer, die ihn ausübten. Sie verwarfen Priesterornat und Kirchenschmuck, und sie haben in den schlimmsten Zeiten oft versucht, durch sinnloses Zerstören von kostbaren kirchlichen Schätzen wie Bildern, Altargeräten, Bibliotheken dieser Forderung gerecht zu werden [1]). Selbst die Prager, die als Utraquisten noch am meisten den Zusammenhang mit der alten Kirche festhielten, haben goldene und silberne Kirchengeräte ausgemünzt [2]).

Beheim bleibt bis zum Schluß in dieser ironischen Stimmung. Er stellt den Hussiten besonderen Lohn im Jenseits in Aussicht; denn sie haben sich große Verdienste um die Kirche erworben, da sie — eine Erinnerung an die blutigen Hussitenkriege — dem Himmel so viele Seelen zugeführt haben. Man soll sie deswegen zu Pfingsten auf dem Eise loben, alle Stummen im Lande mögen das Lob dieser Frommen singen.

d) dis ist ein beispel, macht ich meinem herren küng lasslaw zu braug in beham und sagt von den keczern. wann ich nit öffenlich vor in törst singen, darümb macht ich es in beispels weis und sie mussten es doch hörn [3]).

als ich diss getiht dem küng gesungen het, da sprach er, ich solt es im auslegen, waz es beteüt. da sprach ich: „wann mir ewer genad sagt, alz ich vor gesungen hon, wie ewer genad sölch halten welt, die also ungehorsam wern." da sprach er, er welt in ungenedig sein. da sang ich im die auslegung und hebt sich also an [4]).

Beheim hat sich nicht nur darauf beschränkt, das Treiben der Hussiten zu kennzeichnen. Er fordert

1) Bachmann II, 241.
2) v. Bezold, Zur Gesch. des Hussitentums S. 88.
3) Pal. 312, Bl. 214r.
4) Pal. 312, Bl. 216r.

auch König Ladislaus selbst dazu auf, gegen sie einzuschreiten; in den beiden vorliegenden Gedichten macht er einen solchen Versuch. Aus der Überschrift des zweiten erkennen wir, daß er seine Hussitenfeindschaft am böhmischen Hofe doch nicht offen zeigen darf. So spricht er zunächst in *peispels weis*, aber darum nicht minder verständlich.

Ein König, so erzählt Beheim in dem ersten Gedichte, besaß zwei Reiche. In dem einen erhob sich ein mächtiger Untertan gegen seine Herrschaft, der nach gewaltigem Kampfe besiegt wurde. Bald empörte er sich von neuem, diesmal in dem anderen Reiche; er brachte das ganze Land unter seine Herrschaft, verwüstete es und ließ die Bewohner in finsteren Kerkern gefangensetzen. Jetzt sandte der König seinen Sohn gegen den Aufrührer; er besiegte ihn und befreite alle Gefangenen aus der großen Burg. Der Königssohn kehrte zum Vater zurück, nachdem er einen Gubernator an seiner Statt zurückgelassen hatte; er versprach aber, nach geraumer Zeit wiederzukommen, um großen Gerichtstag abzuhalten. Der Gubernator fand nicht überall Gehorsam, mehrere Orte des Landes widersetzten sich seinem Befehle und wählten sich einen eigenen Hauptmann. Damit schwächten sie die Macht ihres rechtmäßigen Königs. — Zum Schluß fordert Beheim das Urteil des Königs über eine solche Empörung heraus.

Die Antwort des Königs war vorauszusehen: die Ungehorsamen haben seine Ungnade zu erwarten. Nach dieser Antwort erklärte Beheim sein *peispel* folgendermaßen:

Gott ist der König über die beiden Reiche, über Himmel und Erde, und Luciver der Empörer, der wegen seines Aufruhrs aus dem Himmel gestoßen wird. Er erhebt sich aber wieder auf der Erde und herrscht dort unumschränkt 5000 Jahre, nachdem er Adam und Eva und damit das ganze Menschengeschlecht in seine Fesseln der Sünde geschlagen hat. Dann kommt aber Christus,

der Königssohn. Am Kreuze besiegt er in Gemeinschaft mit Aposteln und Märtyrern den Feind und erlöst Adam und Eva aus der feindlichen Feste der Vorhölle. Der Sohn kehrt dann zum Vater zurück, läßt aber an seiner Statt in Rom einen Gubernator, St. Petrus, zurück. Leider findet er nicht überall Anerkennung. Ungehorsam sind ihm Heiden, Juden und alle, die von Rom abfallen; — mit den letzteren sind die Hussiten gemeint, die Beheim wohl nur aus Vorsicht nicht ausdrücklich nennt. Doch der Strafe werden sie nicht entgehen. Am jüngsten Tage wird der Herr wiederkommen, um Gericht abzuhalten. Zu seiner Rechten stehen dann die Gläubigen, doch die Ungläubigen müssen auf die Linke treten; sie werden verflucht und zum ewigen Feuer verdammt.

e) *diss ist von meines herren küng lasslaw amptleüten, nit von den frumm, von den ungetrewen und bösen*[1]).

Auch dieses Gedicht beschäftigt sich mit den inneren Verhältnissen des Landes. Beheim warnt hier den jungen König vor einigen Amtleuten, die seine Jugend dazu ausnutzen wollen, um ihrem eigenen Vorteil nachzugehen. Vielleicht ist dieses Gedicht früher zu datieren als die anderen in diesem Zusammenhange besprochenen und bezieht sich auf österreichische Zustände. An einer Stelle des WB (S. 317, 17 ff.) äußert sich Beheim ähnlich wie hier, klagt über die Übergriffe des Adels und macht die Jugend des Königs für diese Ordnungslosigkeit verantwortlich. Welche Vergehen der *amtleute* unserem Gedichte zu Grunde liegen, wissen wir nicht; sicherlich soll der König auf Mißstände in der Verwaltung aufmerksam gemacht werden. Beheim spricht hier nur im Bilde und vermeidet es, wohl aus Vorsicht, Namen zu nennen.

In einem Walde, so beginnt das Gedicht, lebte ein starker Löwe, dem alle Tiere untertan waren. Als er

1) Pal. 312, Bl. 218v.

starb, ließ er nur einen jungen Nachfolger zurück. Dieser übte die Herrschaft nach der Weise seines Vaters aus. Doch seine Jugend blieb nicht verborgen. Marder, Wolf, Luchs, Fuchs und Bär, die sich in ihren Raubzügen behindert fühlten, beratschlagten, wie sie sich von seiner Gewalt frei machen könnten. Sie beschlossen, ihn zu bändigen und ihm alles das zu rauben, was seine Stärke ausmachte, wie die Klauen und die Haare auf der Brust. — Der edle Löwe — damit wendet sich Beheim an Ladislaus — möge also wohl acht geben; nur solche schätze er hoch, die ihm treu ergeben sind:

hab dich selb in hut,
daz du auch bey dem hefft
so tu nur als dein alten

bis dir got hilfft zu crefft,
daz messer maht gehalten.
haben vor dir geton.

3. Gedichte über innere österreichische Kämpfe der Jahre 1458—1461.

Schon in der Umgebung König Ladislaus war Beheim mit österreichischen Verhältnissen bekannt geworden. Noch besser aber lernte er sie kennen, als er, wahrscheinlich schon 1457, wieder in die Dienste Herzog Albrechts von Österreichs und dann in die Kaiser Friedrichs trat; erst 1466 verließ er wieder Österreich. Diese Zeit ist für die Geschichte der historischen Dichtung Beheims die wichtigste; damals entstanden fast alle seine großen historischen Gedichte, das Buch von den Wienern und auch viele der kleineren allgemeiner gehaltenen Gedichte, in denen die Zustände der Zeit geschildert werden. In diese Zeit gehören auch die im folgenden behandelten Gedichte hinein; sie schließen sich an die inneren Kämpfe an, die in den Jahren von 1458—1463 in und um Österreich zwischen Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht ausgefochten wurden.

a) von den hern von östereich[1]).

Nach dem Tode König Ladislaus (23. Nov. 1457) erhob sich zwischen den drei Habsburgern Kaiser Friedrich, Herzog Albrecht und Herzog Sigmund von Tirol ein Streit um das Erbe des so früh verstorbenen Königs, der aber nur das Herzogtum Österreich betraf[2]). Der Kaiser beanspruchte dieses Land allein für sich; die beiden Herzöge einigten sich bald so unter einander, daß Sigmund zu Gunsten Albrechts auf jeden Landbesitz verzichtete und sich nur die Einkünfte vorbehielt. So standen sich in dieser Sache nur noch der Kaiser und Herzog Albrecht gegenüber. Erst am 27. Juni 1458 brachten die Stände Österreichs zwischen den feindlichen Brüdern einen Vergleich zu stande. Danach sollten der Kaiser während der nächsten drei Jahre Niederösterreich, Albrecht Oberösterreich verwalten, beide sollten aber ein Drittel der Einkünfte an Herzog Sigmund abliefern. Eine volle Einigung zwischen den Brüdern wurde dann erst durch den Einfall der Böhmen (Anf. August 1458) herbeigeführt. — Während dieser Streitigkeiten um Österreich hatten die Fürsten aber Ungarn und Böhmen, die auch zum Erbe Ladislaus gehörten, völlig außer Acht gelassen. So kam es, daß in diesen Ländern die nationale Partei die Oberhand gewann. Sie strebte danach, keinen Fremden zum Könige zu erhalten, und hatte damit auch Erfolg. Die Ungarn wählten am 28. Januar 1458 Matthias, den jungen Sohn Johannes Hunyadys, und die Böhmen am 2. März 1458 Georg Podiebrad, den langjährigen Gubernator, zum Könige.

In diese Zeit gehört unser Gedicht hinein. Beheim bedauert hier den Streit zwischen dem Kaiser und Herzog Albrecht:

unser herr kaiser fridereich,
mein herr herczog albreht dezgleich

1) Karajan No. 3.

2) Huber, Geschichte Österreichs III, 119.

umb osterland sich zanken,
das in nympt nymen von der hant.
ungern pehem, vil reich und lant,
dy lassen sy entwanken.

In den letzten Worten liegt sicher eine Anspielung auf die Wahl nationaler Könige in Ungarn sowohl wie in Böhmen verborgen; das Gedicht ist also nach dem 2. März 1458 anzusetzen. Andererseits kann es aber auch nicht nach dem 3. August 1458, dem Tage, an dem die volle Einigung der beiden Brüder stattfand, entstanden sein, da dann Beheims Klage gegenstandslos wäre. Karajan (S. 5) setzt das Gedicht in den Anfang der 60er Jahre, in die Zeit der heftigsten Kämpfe zwischen beiden Brüdern. Das scheint mir nicht gerechtfertigt zu sein, da der Verlust Ungarns und Böhmens, den Beheim zweifellos als eine Folge des Streites, auf den er hier anspielt, betrachtet, nicht durch die Kämpfe der Jahre 1461/2 herbeigeführt wurde.

Beheim stand zur Zeit der Entstehung des Gedichtes in Diensten Herzog Albrechts; er nennt ihn hier *mein herr herzog albreht* und verherrlicht ihn in einem anderen Gedichte der Zeit (S. 112 ff.) wegen des Sieges über einen Raubritter. In dem Streite zwischen Albrecht und dem Kaiser nimmt er keine entschiedene Stellung ein; er vermeidet es offensichtlich, für einen der hohen Herren Partei zu ergreifen, und beschränkt sich darauf, sie beide zum Frieden zu mahnen. Diese Zurückhaltung, die sich Beheim hier auferlegt, erscheint befremdlich bei einem Manne, der sonst seine politische Ansicht frei zu äußern pflegt; sie findet aber sicher ihre Erklärung in der äußeren Stellung des Sängers, der es mit keinem der Herren verderben wollte.

Beheim führt uns in seinem Gedichte auf einen Anger. Hier kämpfen zwei Löwen um *ain pain.* Sie sind in heftigem Streit begriffen und bemerken nicht, daß rings *in dem gevild* noch viele Tiere vorhanden sind, die dem vereinten Angriffe der Löwen erliegen müßten.

Die Löwen sind die beiden Fürsten, Kaiser Friedrich und Herzog Albrecht. Sie waren einst die mächtigsten Herren, sind aber jetzt bedeutend in ihrer Macht gesunken. Um Österreich streiten sie sich, und Ungarn und Böhmen gehen ihnen verloren:

nauch ainr vedern sie greifen
und zu dem pet lossen sy ab.
sy tun alz der totczer, der gab
ain gut haus umb ain pfeiffen [1]).

Die Schuld an dem ganzen Zwiste tragen aber die treulosen Räte. Sie haben auf ihre Herren Einfluß, während der Diener, der es redlich meint, nicht gehört wird. Die Fürsten sollen sich Rehabeams Schicksal vor Augen halten. Mit der Bitte um Wiederherstellung der Einigkeit schließt der Dichter:

ir herren hort mein tumen strauff
und tut euch getreulich zu hauff,
so mag euch nymen wider.

b) *ein exempel von den hern von östereich* [2]).

Auch dieses Gedicht bezieht sich wie das vorige auf den Streit, den Kaiser Friedrich und Herzog Albrecht Anfang 1458 um Österreich hatten. Es bringt dieselben Gedanken zum Ausdruck, wenn auf den Verlust Böhmens und Österreichs in folgender Weise angespielt wird:

welt ir eur vedern haben gancz,
so stellend ach euch rehte.
wan euch der pesten vedern zwu
sein außgezogen.

Mit einer Klage über den Wandel der Dinge beginnt der Dichter. Das Glücksrad hat sich gedreht. Der

---

1) Beheim spielt hier offenbar auf eine seiner Zeit vertraute Geschichte an, nach der der „*totczer*“ eine Burg um eine Pfeife hingab. Karajans Hinweis auf *rogzaer* im Seifr. Helbl. XV, 43 führt auch nicht weiter.

2) Gedruckt in v. d. Hagens Sammlung S. 42.

Löwe ist gefallen, Laus und Gans sitzen oben; der Esel will dem Löwen, der Reiher dem Falken Befehle geben, der Knecht will reiten und der Herr soll zu Fuß gehen.

her adler und her pfawenschwancz,
mich dunkt, wie eüch berür die schancz,

so werden Kaiser Friedrich und Herzog Albrecht mit ihren Wappenzeichen, dem kaiserlichen Adler und dem Pfauenwedel[1]), angerufen. Sie werden noch besonders eindringlich zur Einigkeit ermahnt:

welt ihr euch selber stören
und nit freuntlichen tun zu ein,
der schad get nur uff euch allein.
welt ir nit selber herren sein,
so werdend aber knehte.

c) *ein exempel von herzog albreht von östereich*[2]).

Bei den Streitigkeiten der Fürsten mußte naturgemäß die Ordnung im Lande nachlassen. Noch aus der Zeit der Hussitenkriege gab es in Österreich, Böhmen und Mähren eine Menge herrenloser Söldner, die die Bewohner aufs schlimmste belästigten. Sie taten sich zu ganzen Banden zusammen, plünderten die Kaufleute aus und erhoben an den Flüssen von den Schiffern regelrechte Abgaben. Auch einheimische Ritter scheuten sich nicht, ihre Macht in dieser Weise zu mißbrauchen. In Österreich war es besonders Ladwenko, der schon seit 1451 dieses Räuberhandwerk im Großen betrieb[3]). Er hatte an der March in Österreich und Ungarn verschiedene Burgen, *täber* genannt, angelegt, von denen aus er die Kaufleute überfiel und die Landleute brandschatzte. Er war ein mächtiger Mann und stand sogar 1457 kurze Zeit in kaiserlichen Diensten.

1) Vgl. Siebmacher, Wappenbuch I, 1, S. 7 u. Tafel 4; vgl. dazu Liliencron, Hist. Volkslieder I, No. 79, Str. 2, 4, No. 80, Str. 12, 8 und No. 81, Str. 3, 5, wo *pfawenschwanz* die österr. Partei bezeichnet.

2) Pal. 312, Bl. 74v.

3) Huber III, 152.

Gegen ihn unternahm nun Herzog Albrecht von Wien aus am 29. März 1458 einen Zug[1]); er eroberte mit seinen Söldnern die beiden Raubnester an der Marchmündung Hoff (bei Hoff a. March) und Rothenstein (zwischen Hainburg und Theben). Es wurden dabei 500 Gefangene gemacht, von denen mehr als 300 zwischen dem 2. und 8. April 1458 in Wien hingerichtet wurden.

Auf diesen siegreichen Zug ist offenbar das Beheimsche Gedicht zu beziehen. Es ist sicherlich bald nach den Ereignissen selbst entstanden, wahrscheinlich noch vor der Hinrichtung der gefangenen Räuber, da es im andern Falle auffällig wäre, daß dieses Ereignis, auf das Beheim in einem anderen Gedichte[2]) anzuspielen scheint, hier nicht erwähnt wird. Zweifellos aber stand der Dichter damals in näherem Verhältnis zu Herzog Albrecht (S. 110).

Beheim beginnt:

Dem hochgepornen gertener
wil ich hi sagen preis und er
und sein lob rümen fürbaz mer,
umb daz er seinen garten
wider uff pflanczet unde paut,
außhacket, reütet und verhaut
pös disteln, nesseln und uncraut.

Lange hatte der Garten wüst gelegen und das Unkraut hatte Überhand genommen; denn niemand hatte sich darum bekümmert. Rote Rosen zieren den Garten[3]) und ein weißer Bach fließt hindurch. Jetzt sind die Rosen

---

1) Zeißberg, Der österr. Erbfolgekrieg 1458, im Arch. f. öst. Gesch. Bd. 58, S. 115 ff.

2) Pal. 312, Bl. 68r:

wie solt den fridlich sein die stroß,
weil man in einer stat so groß
etlich begreifft in solcher moß
und die mit gewalt erledigt?

3) Ebenso Karajan No. 1, v. 13 ff.

wieder gepflegt und das Unkraut ausgejätet. Das hat der Meister getan:

wer den kent, es ist der partman,
der edel pfawenwadel[1]),
der preitet seinen adel,
zwei weffczen nest hat er gestört,
des wurt sein lob geoffenpört.

Überall hört man sein Lob. Er möge mit seiner Ritterschaft ausharren in dieser Tätigkeit, der Erfolg wird nicht ausbleiben!

d) *von den von wien*[2]).

Infolge der inneren Wirren und der Kriege mit Böhmen (1458) und Ungarn (seit 1459) hatten sich die sozialen Verhältnisse Österreichs sehr traurig gestaltet. Räubereien der herrenlosen Söldner, Mißernte und Münzverschlechterung hatten große Not im Lande hervorgerufen[3]). Schon 1460 waren durch Vermittlung Georg Podiebrads von Böhmen zwischen Adel und Ständen einerseits und dem Kaiser andererseits Verhandlungen eingeleitet worden, die auf Besserung der Verhältnisse abzielen sollten; Friedrich brach sie im August 1460 schroff ab. Auf Podiebrads Betreiben bildete sich nun Ende 1460 zwischen Podiebrad, Matthias Corvinus, Herzog Albrecht und Herzog Sigmund von Tirol ein Bund, der sich das Ziel setzte, in Österreich geordnete Zustände herbeizuführen und zugleich die Herrschaft über das Land Herzog Albrecht zu verschaffen. Die österreichischen Landstände schlossen sich diesem Fürstenbunde fast einmütig an. Am 19. Juni 1461 erklärte Albrecht seinem kaiserlichen Bruder den Krieg und rückte mit einem Heere auf Wien los, das er vom 1. August 1461 ab belagerte. Die Stadt wurde von Giskra, Andreas

1) Vgl. S. 112, Anm. 1.
2) Karajan No. 4.
3) Huber III, 152 ff.

Baumkirchner und Grafeneck verteidigt, denen die Bürger aber wacker zur Seite standen. Erst am 6. September 1461 kam zwischen Kaiser Friedrich und Herzog Albrecht, wieder unter böhmischer Vermittlung, ein Vertrag zu stande, in dem ein Waffenstillstand bis zum 24. Juni 1462 festgesetzt wurde; damit hatte auch die Belagerung ein Ende.

Auf diese Belagerung Wiens im August 1461 ist Beheims Gedicht, in dem die Treue der Wiener verherrlicht wird, zu beziehen, aber nicht auf die vom Jahre 1462, wie Karajan (S. 6) entgegen der deutlichen Angabe Beheims (v. 19/20) annahm; schon Seemüller[1]) wies das zurück.

Das Gedicht muß bald nach dieser Belagerung entstanden sein; es verrät noch nichts von dem Hasse, der den Dichter später (vgl. WB.) gegen die Bürger Wiens beseelte.

Beheim beginnt mit einer Klage darüber, daß sich alle Verhältnisse umgekehrt haben. An die Stelle der *prellaten*, *herren*, *ritter* (v. 9—10) sind die Wiener getreten, ohne sie wäre Österreich verloren gewesen. — Diese Bemerkung ist durchaus richtig; die Stadt Wien war wirklich der einzige Stützpunkt der kaiserlichen Herrschaft, da die Landstände sich fast sämtlich an Herzog Albrecht angeschlossen hatten.

Den Bruder des Kaisers nennt Beheim *mein her von osterreiche* und erinnert damit an das Dienstverhältnis, in dem er früher zu ihm stand. Mehr kann dieser Ausdruck nicht bedeuten, da wir bestimmt wissen, daß der Dichter 1461 schon am kaiserlichen Hofe war.

Dann werden die treuen Wiener den meineidigen *herren* gegenübergestellt (v. 31—40). Beheim läßt sich bitter über sie aus: *aber pfuch pfei der grassen schand.* Hoch preist er die Treue und Ergebenheit der Bürger gegenüber den pflichtvergessenen Adligen und nennt diese

1) Geschichte der Stadt Wien III, 73, Anm. 7.

„Wiede aus Hollunderzweigen und Seile aus Bast“. Er empfiehlt die Wiener wegen ihrer Treue dem Kaiser und seinen Nachkommen; sie sollen ihnen das wohl vergelten und in einer *cronig* ihre Taten aufzeichnen lassen.

Dann wird der Kaiserin und ihres Söhnchens Maximilian gedacht (v. 53). Sie waren die ganze Belagerungszeit hindurch in Wien geblieben, während der Kaiser fern in Graz weilte, und auf ihre Gegenwart führt Beheim den festen Widerstand zurück. Er macht damit der hohen Frau ein Kompliment, das uns wohl, wie Seemüller bemerkt, den Schluß gestattet, daß sich der Dichter schon damals in dem nahen Verhältnis zur Kaiserin befand, in dem wir ihn im WB. (S. XLIX) wieder finden.

Auch die kaiserlichen Führer mit ihren Söldnern, die *hofleut*, vergißt Beheim nicht zu erwähnen (v. 54), dazu auch die *weisen in dem rat.* Zuletzt gewährt er uns noch einen interessanten Einblick in die Belagerungszeit:

wann ich hon vil unnüczer wort
von manchem unweisen gehort,
an dem nihcz waz gelegen,
darumb so schaten sy nit ser (v. 61—64).

Hiermit erinnert der Dichter an die Tage, in denen Soldaten und Bürger gemeinsam gegen den Feind kämpften. Da mochten die Städter wohl manchmal im Übereifer mit gutgemeinten, aber wertlosen Ratschlägen an die kriegserprobten Hauptleute herangetreten sein, aber damit nur Verwirrung angerichtet haben. Doch Beheim möchte diese *unnüczen wort* nicht missen, da sie für den regen Eifer der Bürger zeugen.

Zum Schluß widmet er sein Gedicht den Bürgern; zugleich spricht er aber eine Bitte aus: *dapei ir mein zu gut gedenkt.* Er nimmt damit die *milte* der sonst so verachteten Städter in Anspruch, und seine Bitte scheint auch nicht erfolglos gewesen zu sein. Unter den Ausgaben des Wiener Kammeramtes vom Jahre 1461 finden

sich nämlich Geschenke verzeichnet, die ihm Rat und Bürgermeister der Stadt Wien gegeben haben. Der Ratsschreiber berichtet darüber: „*Als man das hailigtumb zaigt hat, ist derselb Beh(e)m bei den herren auf der stainhütten bei dem mal gewesen, hat im mein herr der burgermaister geschafft ze geben Omnium Sanctorum 1 ℔ dn.*" [1]). Auf demselben Blatte finden sich auch noch Geschenke an Giskra, Baumkirchner und Grafeneck, die Führer der kaiserlichen Truppen während der Belagerung, und an „*des kunigs von Behem rête*", die die Aufhebung der Belagerung veranlaßt hatten, verzeichnet, so daß es nahe liegt, auch die Gabe der Stadt an Beheim mit seinem Gedichte über die Belagerung in Zusammenhang zu bringen. Jedenfalls zeigt diese Notiz, daß der Dichter bei dem hohen Rate, der ihn schon am 16. Mai 1461 während seiner Krankheit mit Geld unterstützt hatte [2]), wohl gelitten war.

4. Gedichte über die türkische Gefahr.

Von allen politischen Fragen hat Beheim wohl die Gefahr, die der europäischen Kultur von den Türken drohte, am längsten beschäftigt. Schon 1453 beklagt er den Untergang des byzantinischen Kaisertums und die Eroberung Konstantinopels, und noch 1466 sehen wir ihn die Gleichgültigkeit der Christen in dieser Sache heftig tadeln. — Mit dieser Stellungnahme steht Beheim ziemlich einsam in seiner Zeit; die Fürsten wenigstens und das Volk zeigten wenig Neigung, die Bestrebungen, die auf energische Bekämpfung der Türken gerichtet waren, tatkräftig zu unterstützen. Nur die Kirche vertrat beharrlich den Gedanken eines neuen Kreuzzuges.

1) Uhlirz, Jahrb. d. Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses XVII, Reg. 15334. Seemüller wurde von Uhlirz auf diese Notiz hingewiesen.

2) Uhlirz, fol. 31: „*Micheln Beh(e)m des kaisers tichter, in seiner krankait haben im mein herren geschafft ze geben sabbato post Bonifacii 2 ℔ dn.*"

Von dieser Seite her scheint Beheim auch vornehmlich zu seiner entschiedenen Haltung in der türkischen Frage gekommen zu sein. Wie überhaupt sein ganzes Denken sich von kirchlichen Anschauungen beherrscht zeigt, so betrachtet er auch diese Angelegenheit zunächst vom rein kirchlichen Standpunkte. Ihm sind die Türken vor allem die Feinde der Kirche, die Ungläubigen, die das Christentum ausrotten wollen. So ist Kampf gegen sie Pflicht jedes Christen, besonders aber des christlichen Rittertums. — Dazu treten noch andere Momente, die dem Dichter die Beschäftigung mit den Türken nahe legten. Beheim hielt sich gerade zu der Zeit, der diese Gedichte angehören, im Osten Deutschlands auf, an den Höfen von Fürsten, deren Politik wie die Kaiser Friedrichs und König Ladislaus geradezu nach Osten gerichtet war. Er hat wohl auch den berühmten Kreuzzugsprediger Capistrano gehört und hat sich von ihm für den Gedanken des Türkenzuges begeistern lassen. Schließlich hat er ja auch selbst einmal das Kreuz genommen und dabei eine eigene Anschauung von den Schwierigkeiten gewonnen, die einer kräftigen Kriegsführung gegen die Ungläubigen im Wege standen.

So kam manches zusammen, was den Dichter zum Vorkämpfer gerade dieser Idee des Türkenkreuzzuges machte. Seine Stellung in dieser Frage bleibt immer dieselbe. Es ist seine eigenste Überzeugung, die er hier zum Ausdruck bringt — er verschont seine eigenen Herren mit Vorwürfen nicht —, und nicht zum wenigsten ist es der Freimut, mit dem sich Beheim über die Schäden der Zeit äußert, der diesen Gedichten, die auch an historischen Anspielungen reich sind, unter den politischen Dichtungen Beheims wohl die erste Stelle anweist.

a) dis getícht sagt von turken und vom adel[1]).

Dies ist das frühste der Gedichte, die auf die türkische Frage Bezug nehmen; es ist offenbar unter dem ersten Eindruck der Nachricht von der Eroberung Konstantinopels entstanden und wohl noch in das Jahr 1453 zu setzen.

Der Dichter erinnert kurz an die Einnahme der Stadt durch die Türken (v. 13) und an die Greuel, die dabei unter den Einwohnern angerichtet wurden (v. 15). 300000 Christen kamen ums Leben; wer über sieben Jahre alt war, mußte sterben. Für dieses Blutvergießen sind die christlichen Fürsten verantwortlich:

pabst, chaiser, chung mit namen,
und die fursten und hern allsamen,
desselben plutvergiessen mussent ir euch schamen.
phoi euch der schand!

Der Dichter wendet sich an die Fürsten und den gesamten Adel und fordert sie zur Einigkeit auf (v. 37); sie würden sonst alle ihre Macht verlieren, die *kaiser karolus hat erfochten* (v. 43). Er rühmt dabei die frühere Einmütigkeit der christlichen Welt (v. 52), die immer geschlossen die Angriffe auf ihren Glauben zurückgewiesen hätten. Jetzt aber herrschen

mort, raub und prant
in allen landen gleiche,
die sich dann cristen sein genant:
in ungern, castilg sunder weiche,
poln, peham, frankenreiche,
aragan, apul, engellant,
schoten, portigal, sweden, tennen.

In dem Bilde[2]) des Adlers, der zur Weihe geworden ist und nach Hähnen und Hennen ausspäht, stellt sich dem Dichter die Veränderung der christlichen Ritter-

---

1) Karajan No. 10.

2) Dasselbe Bild kehrt in einem andern Gedichte noch einmal wieder (Pal. 312, Bl. 302r).

schaft dar (v. 66 ff.). Er schließt mit der nochmaligen Aufforderung zur Einigkeit und bittet Gott, dem christlichen Glauben seinen Beistand nicht zu versagen.

Die allgemeinen Angaben des Gedichtes bedürfen kaum der Erklärung. Von der Eroberung Konstantinopels spricht Beheim später noch einmal (S. 47 ff.). Die Schilderung ist dort viel breiter und bringt nur wenig mehr, sie stimmt mit der unsrigen in zwei Hauptpunkten überein. Auch später erwähnt Beheim das große Blutbad, das unter den Einwohnern angerichtet wurde, und die vergeblichen Hilferufe der byzantinischen Herrscher. Es ist interessant, zu beobachten, wie viel ruhiger dort der Dichter, dem die Ungarn alle Kreuzzugsgedanken gründlich verleidet hatten (S. 57), von demselben Ereignis erzählt.

b) dis ist aber eins von türcken und strauft den keiser und all cristen küng und fürsten und allen adel ümb ir nahlessigkeit[1]).

Die Stellung Beheims zu der türkischen Frage überhaupt ging schon aus dem vorigen Gedichte hervor. Im Sinne des alten Rittertums, das sich freiwillig zum Kampfe gegen die Ungläubigen verpflichtet fühlte, sieht er die Bekämpfung der Türken als eine der vornehmsten ritterlichen Aufgaben an.

Dieses Gedicht wird ungefähr um die Wende des Jahres 1455 entstanden sein. Beheim erwähnt, daß König Ladislaus durch den Anspruch des Königs von Aragonien auf den Titel eines Königs von Ungarn sehr beunruhigt war, eine Episode, die in das Ende von 1455 fiel[2]). Aus dieser Kenntnis des Dichters schließen wir ferner, daß er sich damals schon am Hofe Ladislaus befand und nicht erst 1457 in seine Dienste trat, wie Karajan[3])

1) Pal. 312, Bl. 69r ff.
2) Vgl. unten S. 125.
3) WB. S. XLVII.

annahm. Zu dieser Annahme stimmt auch gut eine Notiz in den Rechnungen des Wiener Kammeramtes aus dem Jahre 1456: *Ausgegeben nach gescheft des rats auf allerlai schankung und erung: „Micheln Behem, künig L(asslab) tichter“* [1]. Auch die andern Ereignisse, die hier noch erwähnt werden, fallen sämtlich in diese Zeit.

Beheim wendet sich im Anfang an die gesamte christliche Ritterschaft, an Adel und Fürsten, *wer sich zu hauff beschreibet wapensgnosse.* Ihnen will er, ein zweiter Suchenwirt, den Schild *bleseniren.*

ein yeglich schilt sol über bort
nach rechter furmung han drei wort:
daz erst ist gocz driveltikeit,
daz ander teütet sein menscheit,
daz trit die heilig kirche.

So begründet der Dichter, entsprechend seiner Neigung, die Pflicht des Ritters zum Kampfe gegen die Türken. Er klagt dann, nicht ohne Grund (S. 112), über den fehde- und raublustigen Adel, der die Waffen gegen den *nebencristen* kehrt.

In dem Hauptteile des Gedichtes werden der Reihe nach alle Fürsten Europas angeredet und ihre Taten unter dem einen Gesichtspunkte der Bekämpfung der Türken betrachtet. Der römische Kaiser macht den Anfang. Ihn und König Ladislaus redet Beheim mit ihren Wappentieren an, dem doppelköpfigen schwarzen Adler und dem doppeltgeschweiften weißen böhmischen Löwen [2]). Diese beiden Fürsten werden besonders zum Frieden ermahnt:

o römscher keiser, kung lasslau,
ir soltend friden machen. sa
seit ir selber zwitrehtig, da
alle irsal von kummen.

Das Verhältnis zwischen Kaiser Friedrich und König Ladislaus war nie herzlich gewesen, seitdem dieser der

1) Uhlirz, Reg. 15296.

2) Siebmacher, Wappenbuch I, 1, S. 8 und Tafel 6.

kaiserlichen Vormundschaft gewaltsam entzogen war[1]). Der Kaiser hatte die ungarische Krone und einige österreichische und ungarische Schlösser in Besitz, die er nur gegen eine unerschwingliche Summe herausgeben wollte. Die Streitigkeiten, die darüber schon seit 1453 bestanden, erreichten aber Ende 1455 wieder eine solche Heftigkeit, daß Ladislaus offenen Krieg gegen seinen kaiserlichen Oheim plante. Als im Oktober 1455 österreichische und ungarische Barone gegen den Kaiser Krieg führten, sollen sie von Ladislaus heimlich unterstützt worden sein. Sicher ist aber, daß er mit einzelnen österreichischen Herren Soldverträge abgeschlossen hat. Beheim war nicht der einzige, der diese Uneinigkeit der beiden bedeutenden Fürsten, die angesichts der großen Gefahr von Osten her verhängnisvoll werden konnte, bekämpfte. Carvajal, der päpstliche Gesandte (vgl. S. 50), bemühte sich diesen Zwist beizulegen; dazu kamen die Mahnungen des böhmischen Landtages an Ladislaus, wenigstens jetzt die Versöhnung mit dem Kaiser zu suchen[2]). Auch sie wären wohl erfolglos geblieben, wenn nicht Meldungen über türkische Rüstungen schließlich doch die Aufmerksamkeit nach Osten gelenkt hätten. Aber so groß war die Spannung zwischen Ladislaus und Friedrich, daß der König noch im April 1456 mehr an einen Feldzug gegen den Kaiser als gegen die Türken dachte[3]). — Als König von Ungarn hatte Ladislaus noch besondere Ursache, den Türken seine Aufmerksamkeit zuzuwenden:

Ir soltend . . wenden . .
des türcken widerwertikeit,
der yecz zeuht off die unger.
hör lasslaw du vil iunger!
lestu dem türcken oberhant,
er störet alle deine lant.

---

1) Palacky, Gesch. d. Böhmen IV, 1, 387/8 u. Bachmann, Gesch. Böhmens II, 467.

2) Palacky IV, 1, 392.

3) Huber, Gesch. Österreichs III, 104.

Beheim hat hier zweifellos den Einfall von 1456 im Auge, zu dem die Türken die umfassendsten Vorbereitungen getroffen hatten, wie auch im Abendlande bekannt war[1]).

Von Österreich und Böhmen wendet sich der Dichter dann nach dem Westen, zu England und Frankreich; beiden wird ihr unaufhörlicher Krieg vorgeworfen — es ist der sog. 100jährige Krieg gemeint — und der französische König mit Ironie an seinen *thitel* erinnert:

wart, daz dein thitel nit verbleich!
der cristenlichest künig
ist dir schreibens gewünig;
dem thitel tust du nit genug.

Den Engländern wird noch besonders ihr Kampf mit Schottland vorgehalten. — Beheim befindet sich hier in einem Irrtum. England hatte gerade in der Mitte der 50ger Jahre schwere innere Kämpfe durchzufechten, die ihm eine energische auswärtige Politik, auch Frankreich gegenüber, unmöglich machten. Hat England so nicht daran gedacht Schottland anzugreifen, so bedrohten umgekehrt die Schotten fortwährend ihre Nachbarn mit Einfällen; 1455 unternahmen sie einen Angriff auf die Stadt Berwick, der aber leicht zurückgewiesen wurde[2]).

Auch Christian von Dänemark, den Beheim persönlich kannte[3]) und dem er sich auch hier wohlgesinnt zeigt, wird von dieser Strafrede nicht ausgeschlossen. Der Dichter klagt: *uff die sweden ist dein türckey;* er erkennt aber dabei an, daß der König in seinem Streite mit *karlo von sweden* im Rechte sei. — Es handelt sich hier um den Krieg zwischen Christian von Dänemark und Norwegen gegen Karl von Schweden, der 1452—1457 geführt wurde und 1457 vorläufig damit endete, daß Karl am 24. Februar aus Schweden nach

1) Huber III, 103.
2) Pauli, Geschichte Englands I, 334 ff.
3) Gedicht von der *mervart* (v. d. Hagens Sammlg. S. 54).

Danzig floh, wo er dann sieben Jahre im Exil lebte[1]. Christian war 1448 der Nachfolger König Christophs geworden, der noch über die drei Nordreiche als alleiniger Herrscher regiert hatte. Christian hatte aber nur die Herrschaft über Dänemark und Norwegen erhalten, da die Schweden Karl zu ihrem Könige wählten; diesem wurde nun in dem genannten Kriege die Krone wieder entrissen. Beheim steht mit seinen Sympathieen auf dänischer Seite:

o karlo, kung in sweden,
dein laster hör ich reden,
daz du machest so groß zwitreht;
wan sweden hastu widerreht.

Der König von Kastilien ist der einzige, dessen Tätigkeit der Dichter anerkennt:

o edler kung von kastilion,
dein keckeit ich anruff und man,
wann du vil gutes hast getan.

Es ist Enrique IV. von Kastilien, den Beheim so auszeichnet; er hatte gleich am Anfang seiner Regierung 1455 einen glücklichen Krieg gegen Granada geführt[2]. Ein Kampf gegen Ungläubige erscheint dem Dichter immer verdienstvoll.

Die Könige von *afern*[3], *bartigal, zipern* werden nur kurz angerufen, ihren Beistand auch nicht zu versagen. Ausführlich beschäftigt sich Beheim wieder mit dem Könige von Aragonien; er tadelt seine Ländergier, die *niemen ersauten kan.* — Aragon stand im 15. Jahrhundert sehr mächtig da. In Spanien gehörten zu diesem Reiche Aragonien, Katalonien und Valenzia, dazu kamen Sardinien und die Balearen, und auch über Sizilien übte es seine Schutzherrschaft aus. Alfons V. (1435—1458) erweiterte dann seine Gewalt in Unteritalien noch mehr,

1) Dahlmann, Geschichte Dänemarks III, 186 ff.
2) Schirrmacher, Geschichte Spaniens IV, 373 ff.
3) Vielleicht Afrika, wie Bleyer (Szazadok 1902, 135) vermutet.

dessen Selbständigkeit 1442 mit der Einnahme Neapels verloren ging. Auch auf Ungarn scheint Alfons Anspruch gemacht zu haben:

den küng von naupels du vertreibst
und küng von ungern du dich schreibst.

Alfons hat sich tatsächlich den Titel eines Königs von Ungarn angemaßt. Es ist uns der Bericht eines Gesandten, den die Herzöge von Sachsen an Ladislaus Ende 1455 geschickt hatten, erhalten, in dem dieser berichtet, daß König Ladislaus um diese Zeit durch die aragonischen Ansprüche auf Ungarn sich nicht wenig bedroht fühlte [1]).

Den König von Polen macht Beheim für den Untergang des preußischen Ritterordens verantwortlich und tadelt ihn:

ey wu bistu auch küng von boln . . .
heiden, tatern und reüssen
kanstu wol fürn in breüssen,
daz gotes muter angehort.
den orden hastu selb zustort.

Genauere Kenntnisse scheint Beheim von diesen preußischen Vorgängen, die ihn sehr interessierten (II A 4[d]), damals noch nicht gehabt zu haben. Kasimir von Polen war 1454 von dem Bunde der preußischen Städte und Stände gegen den Orden ins Land gerufen worden, das er erst im 13jährigen Kampfe erobern konnte. Um 1455 war noch nichts entschieden, wenn auch bei der gänzlichen Mittellosigkeit des Ordens der Ausgang nicht mehr zweifelhaft sein konnte [2]).

Bosnien ist das letzte Königreich, das Beheim erwähnt; seinem Herrscher wirft er die Tributpflichtigkeit gegenüber den Türken vor. — Bosnien zahlte schon seit 1436 einen jährlichen Tribut von 25000 Gulden an den Sultan, wozu sich einst König Stephan Tortko II. ver-

---

1) Palacky IV, 1, 384, Anm. 317.
2) Stenzel, Gesch. d. preuß. Staates I, 214 ff.

pflichtet hatte[1]). 1456 verweigerte ihn dann König Stephan Thomas, weil er mit ungarischer Hilfe die Fremdherrschaft abzuschütteln hoffte[2]).

Auf die Könige läßt Beheim die Kurfürsten des deutschen Reiches folgen, die nach einander, zuerst die drei geistlichen, dann die drei weltlichen — Böhmen als Königreich ist schon früher genannt — aufgezählt werden. An sie schließen sich die Herzöge an: Schwaben, Lothringen, Österreich und Bayern. An den Herzog von Schwaben richtet Beheim die Mahnung:

herczog in schwaben, halt den breis,
du deinen bruder underweis.

Unter diesen schwäbischen Herzögen ist wohl die Uracher Linie zu verstehen, die seit dem Tode Ludwigs des Älteren durch dessen Söhne Ludwig den Jüngeren und Eberhart, später E. mit dem Barte genannt, vertreten wurde; Ludwig starb schon 1457[3]). Worauf sich Beheims Bemerkung bezieht, vermag ich nicht zu sagen.

Beim Herzoge von Burgund verweilt der Dichter wieder länger:

wu bistu herczog von burgunn?
deinn grossen hilff ich lüczel kunn,
der du dich fur gebest zu tunn
zu regenspurg mit name.

Philipp von Burgund hatte von allen Fürsten Europas am meisten Eifer für einen Kreuzzug gegen die Türken gezeigt. Auf einem Hoffeste hatte er einst mit allen anwesenden Rittern das Kreuz genommen. Allgemein galt er als Führer des künftigen Kreuzheeres[4]), auf dem Reichstage von Regensburg (1454), wo die Türkenfrage beraten wurde, erschien er als einziger Fürst von Bedeutung. Enea Silvio sagte in seiner Rede, ähnlich wie

1) Klaic, Geschichte Bosniens (1885), S. 356.
2) Klaic S. 397.
3) Stälin, Geschichte Württembergs III, 499.
4) Blok, Gesch. d. Niederlande I, 339.

Beheim, von ihm: *venit igitur Ratisponam, iterumque se contra Turcos in persona propria pollicitus est*[1]). Doch auch Philipp kam nicht dazu, seine schönen Vorsätze zu verwirklichen. — Von seinen abendländischen Unternehnehmungen nennt Beheim, der hier als Parteigänger seines Herrn Ladislaus spricht, die Einverleibung Luxemburgs in Burgund:

uber die cristen ist dein reiß
off die von lüczenburg mit freiß
dem küng lasslaw zu schaden.

Philipp hatte schon 1442 die Verwaltung Luxemburgs übernommen, die ihm von Elisabeth von Görlitz, der Pfandbesitzerin des Herzogtumes, übertragen war[2]). Als Elisabeth 1451 gestorben war, machte Ladislaus als erbberechtigter Nachkomme des alten Luxemburgischen Hauses Ansprüche auf das Land, die er Anfang 1453 auch mit Waffengewalt, freilich erfolglos, durchzusetzen versuchte. Es wurden dann zwischen Ladislaus und Philipp Verhandlungen angeknüpft, die sich bis 1457 hinzogen und in denen Ladislaus auch nicht zu seinem Rechte kam.

Schließlich zählt Beheim, um einigermaßen vollständig zu sein, noch alle anderen deutschen und außerdeutschen selbständigen Territorien auf, die noch nicht in seiner Übersicht genannt wurden:

baur[3]), *gellern, berg, sleswig, slesey,*
stetin und meckleburg dabey,
bart und bummern, der schanden pfey
habt ir herczogen namen.
ir müßt eüch ummer schemen,
welt ir die sach nit understan:
safoi, clef, hessen, türingon,
nürnberg, meidburg, zili, meilon,
verrer, manta und baden.

1) Raynaldus, Annal. ecclesiast. X, 1.

2) Schötter, Gesch. des luxemburgischen Landes (1882), S. 137 ff. und Palacky IV, 1, 364 ff.

3) Herzogtum Bar, westl. von Metz.

Am Schluß kehrt dann der Dichter zu dem Gedanken der Einleitung zurück, wenn er noch einmal kräftig an das Ehrgefühl der Ritter appelliert und seiner Verwunderung darüber Ausdruck gibt, daß die Ritter diese vornehmste Pflicht des Kampfes gegen die Ungläubigen Schmieden und Schneidern überlassen und selbst lieber nach *gebunden crenczlein* ausschauen. Noch einmal ermahnt er dann die Fürsten zur Einigkeit und bittet sie, auf Gott zu vertrauen. Er hat den Kindern Israel so oft geholfen vor Pharao, Holofernes und Sanherib, auch *mangnus carlo* und *cunstantinus* haben nach den *newen historien* so oft seinen Schutz erfahren, er wird wieder helfen. Mit der Aufforderung, sich des Kreuzes nicht zu schämen, es vielmehr an den Schild zu heften und so in den Kampf zu ziehen, schließt der Dichter.

c) *aber eins von den türcken und ein strauff von den herren von österreich durch irer uneinigkeit willen*[1]).

Beheim, der vorhin seine Angriffe gegen die gesamte ritterliche Welt richtete, wendet sich in diesem Gedichte an die beiden Fürsten, die die türkische Frage zunächst berührte, an Kaiser Friedrich und König Ladislaus.

Das Gedicht wird derselben Zeit angehören wie das vorige. Es ist sicher vor dem Türkenzuge König Ladislaus nach Ungarn (1456) entstanden, da der berühmte Prediger Capistrano, der am 23. Oktober 1456 starb, noch als lebend genannt wird; wahrscheinlich stammt es auch aus dem Ende des Jahres 1455, als der Streit zwischen Kaiser Friedrich und König Ladislaus, den der Dichter hier vornehmlich ins Auge faßt, die gefährlichste Wendung zu nehmen drohte[2]). Beheim befand sich damals bereits am Hofe König Ladislaus, so daß er über

1) Pal. 312, Bl. 71r.
2) Vgl. S. 122.

die politischen Ereignisse, die er erwähnt, wohl unterrichtet sein konnte.

Die beiden ersten Strophen enthalten die Einleitung. Er tadelt die Gleichgültigkeit der Christenheit der türkischen Gefahr gegenüber, warnt vor der Unterschätzung der türkischen Macht und erinnert zugleich an den neuen Einfall, der jetzt bevorsteht. Es handelt sich hier um den großen Zug, den die Türken nach Ungarn vorbereiteten und der im Jahre 1456 auch ausgeführt wurde.

An Bemühungen, die Christenheit aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, hat es nach Beheim nicht gefehlt:

wie vil uns hat der baubst davan
sein manung und botschafft getan,
wie vast bruder hans capastron
daz auß rüffet und bredigt,
so dunckt mich, es sey alz verlorn,
wann es wil niemen gen zu orn.

Seit der Eroberung Konstantinopels waren die Päpste bemüht gewesen, durch Sendschreiben und eigene Boten zu Gunsten eines neuen Kreuzzuges eine große Volksbewegung in allen Ländern anzufachen. Besonders Nikolaus V. und Calixt III. waren in dieser Richtung sehr tätig gewesen, freilich nur mit geringem Erfolge[1]). Von den päpstlichen Predigern war Johannes Capistrano der berühmteste; er zog seit 1451 in Böhmen, Mähren und Österreich herum[2]) und ist sicher auch einmal von Beheim gehört worden. Er rühmt ihn noch später bei der Schilderung der Belagerung Belgrads (1456) als den eigentlichen Retter der Stadt[3]).

Die größte Schuld an den Fortschritten der Türken mißt aber Beheim dem *weltlich swert*, Kaiser und Fürsten, bei. Namentlich das österreichische Geschlecht macht er dafür verantwortlich. Denn die Uneinigkeit zwischen

1) Huber III, 108.
2) Voigt, Capistrano in Sybels histor. Ztschr. 10, 42.
3) Karajan No. 9, v. 275 u. v. 343 ff.



Kaiser Friedrich und König Ladislaus, *den höhsten haupt*, lähmt jeden Widerstand gegen die Feinde. Sie sollen sich beide zusammenschließen, nur dann kann die türkische Macht vernichtet werden:

sunder der stamm zu östereich,
unser herr keiser fridereich,
mein herr kung lasslaw des geleich
haben die meisten schulde
an dieser ungedulde.

Beheim spielt hier sicher auf die schon früher (S. 122) erwähnten Streitigkeiten an. Das Verhältnis zwischen Friedrich und Ladislaus wurde ja gegen Ende 1455 so gespannt, daß Ladislaus selbst an offenen Krieg gegen den Kaiser dachte. Beheim hebt noch besonders die üble moralische Wirkung dieses Zwistes der Fürsten hervor:

wann sie zwen sein die höhsten haupt
nach dem weltlichen stande.
so nun die heibter wellen nit,
waz magen denn tun die gelit?

Offenbar war damals jeglicher diplomatische Verkehr zwischen Kaiser und König unterbrochen:

ist daz nit grasse büberey,
daz einer nit sol wandeln frey
dem keiser, küng so nahe bey
zwüschen ir beider kammer?
sölch reiament und übeltet
ist schuld etlicher valschen ret,
den man zu vil gewaltes let.

Böse Räte sind nach Beheim die Anstifter dieser *büberey*. Er vergleicht sie mit Ahithophel, der zwischen David und Absalom Unfrieden stiftete[1]), und erinnert an die bösen Ratgeber Rehabeams. Warnend stellt er den beiden Herrschern das Schicksal Judas vor Augen und ermahnt noch einmal zum Frieden:

1) 2. Sam. 17.

wer euch retet uff sun und frit,
dem volgt zu allen stunden.
volget den zweien fürsten gut
herczog albreht, herczog sigmut,
wann sie sein eur gesiptes plut.

Es sind Herzog Albrecht von Österreich, der Regent der habsburgischen Vorlande, und Herzog Sigmund von Tirol, die hier genannt werden. Zwischen diesen Fürsten, in deren Umgebung sich Beheim längere Zeit aufgehalten, hatten Streitigkeiten bestanden, die ihren Grund in Übervorteilungen Sigmunds durch den listigen Albrecht hatten. Es kam so weit, das Sigmund sich 1455 einen schon festgesetzten Besuch Albrechts verbat, und Albrecht sich andererseits bei den Tiroler Landständen beschwerte. Diese Zwistigkeiten wurden beigelegt, und bald danach befand sich Sigmund nach wie vor im Schlepptau Albrechts [1]). Diese friedliche Erledigung des Streites stellt Beheim den beiden andern Habsburgern als vorbildlich hin. Er fordert dann noch einmal zur Einigkeit auf, um schließlich zu dem Gedanken der Einleitung zurückzukehren:

ob ir bey ein bestonde,
wer mag denn wider euch? nieman!
darumb halt euch zusammen schon
und lugt, wie ir mögt widerston
den ungetaufften hunden.

d) *von dem stand dez adels* [2]).

Dieses Gedicht ist in seiner Art von den bisher behandelten verschieden. Es ist allgemeiner gehalten und nicht allein gegen die Gleichgültigkeit des Adels gegenüber der Türkengefahr gerichtet, vielmehr bespricht der Dichter auch andere Punkte — und diese viel ausführlicher —, in denen ihm Adel und Fürsten gefehlt zu

1) ADB. 1, 287 und 34, 286.
2) Pal. 312, Bl. 164v.

haben scheinen. Doch kann das Gedicht auch in dieser Einordnung seinen Platz behalten, da der zuerst genannte Vorwurf der hauptsächlichste ist und das Gedicht in der Anlage mit den übrigen durchaus übereinstimmt.

Die Entstehung des Gedichtes fällt in das Jahr 1460; Beheim knüpft hier an eine Prophezeiung an, die für dieses Jahr aufgestellt war:

wan man von cristi gocz gepurt
vir zehen hundert unde
ach sehczig iar peschreibet,
so wirt vil ubels heben an.

Zu dieser Zeit befand er sich an dem Hofe des Kaisers; so erklärt sich die große Kenntnis, die er auch über entferntere politische Ereignisse hier an den Tag legt.

Die *prophenci*, die Beheim zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen nimmt, hatte für das Jahr 1460 viel Krieg und Not vorhergesagt:

ein reich wider daz ander würt.
etlichez, daz würt gar zerfürt,
peschedigt und peraubet.
verwüst, zustöret und verprant
wurt auf der erden manig lant.
wan dy obristen haubet
sich widr ain ander seczen.

Unter dieser *prophenci* ist sicher das Ergebnis einer astrologischen Beobachtung zu verstehen, wie man sie mit Hilfe des Horoskops für bestimmte Ereignisse oder Zeiträume vorher anzustellen pflegte. Friedrich III., Beheims damaliger Herr, war solchen Dingen sehr zugetan, und wir wissen es z. B. bestimmt, daß er sich für das Jahr 1461 das Horoskop stellen ließ [1]). Übrigens hatte auch Beheim für diese dunkle Kunst viel Interesse [2]).

---

1) Ebendorfer, Chronicon Austr. (bei Pez I, S. 928).

2) Vgl. die Gedichte: *dis getiht sagt von dem iungern herczogen albreht von beyern* (Pal. 312, Bl. 20v; vgl. III, 2); *daz ist aber ain pro-*

Die Prophezeiungen, fährt der Dichter fort, sind alle eingetroffen:

teurung, sterben, vil plage.
man sicht verderben alle lant
mit morden, raben unde prant
durch kriegen und urlage.

Diese Behauptungen treffen durchaus zu. Gerade 1460 hallte Deutschland an allen Enden vom Kriegslärm wieder. So kämpften in Süddeutschland die vereinigten Wittelsbacher gegen Albrecht Achilles, Ulrich von Württemberg gegen den Erzbischof von Mainz und die Herzöge von Sachsen, und man lieferte sich Schlachten dabei in der Pfalz, im Elsaß und in Hessen. In Österreich, wo sich Beheim aufhielt, war äußerlich wohl Ruhe; doch die Jahre vorher hatten Not genug über das Land gebracht, und sicherlich hat Beheim hier die große Teuerung im Auge, die 1460 in Österreich ausgebrochen war und schlimmstes Elend im Lande hervorgerufen hatte [1]). An allen diesen Mißständen ist das *pase reiament* der Fürsten schuld, das Beheim nur streift, ohne sich ausführlicher, wie in anderen Gedichten [2]), damit zu beschäftigen.

Besonders liegt ihm die Türkennot am Herzen.

Er erwähnt daß *in disem iar*, also 1460, 60000 Ungarn von den Türken als gefangen hinweggeführt wären. — Diese Nachricht ist durchaus glaubhaft. Seitdem die Türken in Semendria einen festen Brückenkopf an der Donau gewonnen hatten, unternahmen sie alljährlich ihre Streifzüge nach Ungarn hinein und schleppten die Bewohner ganzer Landstriche als Sklaven mit sich fort. So

---

phenci (Pal. 312, Bl. 168v); *aber ain prophenci und ain offenung* (Pal. 312, Bl. 169v); *dis ist sant hilgarten prophenci* (Pal. 312, Bl. 165v); *von propheceyen sagt das* (Priebsch, Deutsche Handschriften in England I, 295); *von der welt reiament und von der sternen lauff* (Pal. 312, Bl. 247v).

1) Huber III, 153.

2) Vgl. II, B.



meldete König Matthias 1462 nach Venedig, daß in den drei vorhergehenden Jahren wenigstens 200000 Menschen von den Türken hinweggeführt seien [1]).

Besonders aufgebracht ist Beheim aber über den Untergang des preußischen Ritterordens:

und noch mer nympt mich wunder,
daz ir den arden unser fra
und eür spital zu preussen da
habt lassen truken under,
dy offt vergassen hand ir plut
umb kristenlichen glaben gut.

Er beklagt es, daß kein Fürst ihm beigestanden hätte, als ihn der König von Polen, zu Unrecht, mit Krieg überzog. Nur Christian von Dänemark, dessen Beheim immer (S. 123/4) gern gedenkt, wird gelobt: er hätte den Orden unterstützt, wenn er dazu in der Lage gewesen wäre. — Beheims Worte beziehen sich auf den letzten Kampf, den der Orden gegen Polen geführt hat; der Krieg dauerte 13 Jahre, von 1454—1466, und endete im 2. Thorner Frieden 1466 mit der Vernichtung der Selbständigkeit des Ordens. Übrigens machte Christian von Dänemark tatsächlich Anstrengungen, den Ordensrittern zu helfen. Bei Beginn des Krieges sandte Christian schroffe Erklärungen an den polnischen König und erklärte ihm am 4. Juni 1455 den Krieg. Ferner bat er Philipp von Burgund, die Schiffe des westpreußischen Städtebundes, der zu Polen hielt, mit Beschlag zu belegen. Doch die dänische Unterstützung kam darüber und über einige Kapereien nicht hinaus [2]).

Dieser letzte Kampf zwischen Polen und dem Orden war 1460 noch nicht zu Ende; immerhin war sein Ausgang nicht mehr zweifelhaft, wie auch Beheim früher schon (S. 125) das Unglück des Ordens als vollendet ansah. Gleich zu Beginn des Krieges mußte der Orden,

1) Huber III, 207.

2) Caro, Geschichte Polens V, 70 ff.

aus Mangel an Geld, seine Burgen, unter ihnen auch das Ordensschloß, die Marienburg, an die Söldner verpfänden. Die verkauften die Burgen aber 1456 wieder an die Polen, von denen sie 1457 in Besitz genommen wurden [1]). Diesen Verkauf hatte niemand erwartet, und so begreift man Beheims Erregung über die Söldner,

dy mergenpurg und andre slos
umb gelt hand ubergeben.

Er weiß noch mehr von ihnen zu berichten:

dy . . kosperliche klainot auss
den slossen und dem gotes hauss
dieplichen woren raben
und noch var euren agen gan
und des kain straffung wellen han
und main, man sol gelaben,
daz sy dy pesten seine.

Räubereien, wie sie Beheim den Söldnern hier vorwirft, wurden besonders von den Söldnern verübt, denen die Marienburg anvertraut war. Schon nach dem Verkaufe der Burg an die Polen wurde die Burg ziemlich ausgeplündert; besonders toll trieben es aber die Söldner, die meist aus Böhmen und Mähren stammten, beim Abzuge des Hochmeisters aus der Marienburg. Reliquien und die heiligen Kreuze wurden ihm geraubt und sein Wagen, der mit solchen Kostbarkeiten gefüllt war, vollständig ausgeplündert [2]). — Beheims Worte erlauben dann weiterhin den Schluß, daß sich einige dieser Söldner, die früher in Diensten des Ordens standen, später in Österreich aufhielten; diese Angabe wird auch von der anonymen österr. Chronik bestätigt. Dort wird von einem Rottenmeister erzählt, der sich als wohlhabender Mann in Wien niederließ, die Stadt dann aber wegen Verleumdungen seiner Genossen verlassen mußte und sich ein Gut in Österreich kaufte [3]).

---

1) Stenzel, Gesch. d. preußischen Staates I,216 u. Palacky IV, 1, 506.
2) Voigt, Gesch. d. Marienburg S. 456 ff.
3) Palacky IV, 1, 507, Anm. 411.

Beheim hält es für eine Pflicht der Fürsten, die Söldner wegen ihrer Räubereien zur Rechenschaft zu ziehen; doch nur Georg Podiebrad von Böhmen hat ihr genügt:

kung iorgn in pehem ich noch lob,
der ist in disen dingen ob
allen fursten mit eine.
wie wol daz man in schiltet an
dem glaben, daz lass ich peston,
doch lobet in mein zunge.
wann yecz kein fürst in aller welt
nit vestern stetern friden helt
nach pesser ardenunge,
geriht noch raiamente.
wann er der etlich hat gestrafft,
dy schuld hon der verreterschafft.

Schon früher (S. 102) hatte Beheim den böhmischen König als *des reiches bestater* gerühmt, wie er ihm auch später (WB. 147 ff.) wohlgesinnt geblieben ist. Hier hebt er die Ordnung und die gerechte Verwaltung des Landes hervor und rechnet es dem ehemaligen Gubernator hoch an, daß er als einziger Fürst einige der räuberischen Söldner bestraft hat. Vielleicht ist hier an die Tatsache zu denken, daß Podiebrad 1460 den Führer der böhmischen im Dienste des Ordens stehenden Söldner Cerwenka, der auch 1454 die Marienburg an Polen ausgeliefert hatte, aus unbekannten Gründen gefangen nehmen ließ; erst 1462 wurde Cerwenka auf dringendes Bitten Kasimirs v. Polen wieder freigelassen [1]).

Auch Graf Hans von Montfort hat sich nach Beheim besonders verdient darum gemacht, den Verrätern ihren Lohn zu geben. Von dieser Tätigkeit des Grafen, der ein treuer Anhänger des Kaisers war [2]), ist sonst nichts bekannt.

1) Palacky IV, 1, 506.

2) WB. 183, 19 und Bachmann, Reichsgeschichte I, 602; über Hans v. Montfort vgl. noch Vanotti, Grafen von Montfort und Wer-

An den historischen Teil des Gedichtes knüpft Beheim dann eine ernste Mahnung an den gesamten Adel und die Fürsten. Er stellt ihnen den Untergang ihrer Herrschaft in Aussicht, wenn sie ihr *raiament* nicht ändern, und beruft sich auf die Beispiele Sauls, Rehabeams u. a. Doch man braucht nicht so weit in die Vergangenheit zu schweifen:

dy alten stamen nemen ab
und dy newen gend ofe.
nu schawend an und sehte:
etlich hapt in der kristenheit
hand auffgnummen in kurczer zeit,
dy ie sein gwesen knehte.
etliches kunges vater, der
nach lebet, waz ain flaischhaker.

Dem Dichter schweben gewiß bei diesen Worten die glänzenden Herrschergestalten Georg Podiebrads und Matthias Corvinus vor. Auch an das Emporsteigen gewisser italienischer Fürstengeschlechter mochte er denken, wie an das der Sforzas in Mailand. Es ist charakteristisch für die Denkweise des Dichters, wenn er, recht revolutionär für seine Zeit, ausspricht:

seit daz dy fursten und ach hern,
dy darzu wol geporen wern,
an weisshait sind verdarben,
so muss man dy doch hon, dis tun.

Er entschuldigt zum Schlusse sich vor den vornehmen Zuhörern wegen seiner Worte, bleibt aber dabei: nur der Tüchtige kann bestehen, der Schwache und Unfähige muß zurückweichen. Doch der Adel hat alle Ursache an sich zu arbeiten; er ist zweifellos zurückgegangen, wie die Siege der Friesen, Venetianer und Schweizer beweisen.

Es ist nicht ganz deutlich, woran der Dichter mit dieser Bemerkung, die wir in ganz ähnlichem Zusammen-

denberg (1845), S. 188 und Lichnowsky, Gesch. d. Hauses Habsbg. VII, 127.

hange in einem anderen Gedichte[1]) wiederfinden, erinnert. Sicherlich handelt es sich dabei um Ereignisse, die für den Adel im ganzen unglücklich ausfielen, wahrscheinlich um Niederlagen in der Schlacht; sie waren dem Rittertume von unebenbürtigen Gegnern zugefügt worden, und an ihnen gerade konnte Beheim den Niedergang des Adels deutlich machen. — In Ostfriesland wurde in den 50ger Jahren des 15. Jahrhunderts gekämpft zwischen Graf Ulrich von Gretsiel, den der Kaiser mit den Hauptschlössern belehnt hatte, und seinen Gegnern Tanno Düren von Jever, dem Grafen von Oldenburg und Tanne von Wittmund. Vielleicht denkt Beheim an den Sieg, den oldenburgische Bauern 1457 über Sibo von Esen, den Neffen Graf Ulrichs, erfochten; dieser war bis Oldenburg vorgedrungen und wurde nun auf dem sehr schwierigen Rückzuge durch die Marschebene geschlagen[2]). — Die Venetianer hatten um 1450 einen langen Krieg mit Mailand und Genua um die Oberherrschaft über Italien ausgekämpft. 1454 sah sich Sforza zum Frieden gezwungen, den Venetianern wurden dabei alle früheren Besitzungen zugesprochen, so daß sie, mehr als die Sforzas von Mailand, die gebietende Macht in Oberitalien waren[3]). — Bei den Schweizern ist Beheims

1) Pal. 312, Bl. 74r:

auch sehend an die strauff und swer,
dy euch (den Adligen) *teglich würt offenber.*
die dann tun die venediger,
die frieslender und schweiczer,
ewer straffer und weiczer,
die vil hoher edler gesleht
hond auz gereutet und vereht.

2) Klopp, Gesch. Ostfrieslands (1854), S. 234 ff.

3) Vgl. hierzu Liliencron, Histor. Volkslieder I, wo es in einem Gedichte (Nr. 123a, Str. 27 ff.) aus dem Jahre 1469 heißt:

. . . wil
fürbaz von venedigern sagen,
von den man lang gehört hat clagen,
wie sie vil fürsten haben genöt,
ir land genomen und etlich getöt.

Bemerkung am ehesten verständlich. 1458 hatten die Schweizer mitten im Frieden des Städtchen Rapperswyl, das dem Herzog Sigmund von Tirol gehörte, weggenommen. Sigmund betrieb daraufhin Rüstungen und schloß Bündnisse; es kam jedoch zunächst nicht zum Kriege, bis Pius II., in den Streit Sigmunds mit dem Bischofe von Brixen eingreifend, den Herzog bannte und die Schweizer zum Kampfe gegen ihn aufforderte. Am 14. September 1460 schlugen die Eidgenossen los; binnen wenigen Tagen hatten sie den ganzen Thurgau erobert und brandschatzten dann die bedeutendsten Ortschaften Vorarlbergs. Der Herzog konnte sich ihrer nicht erwehren, am 7. Dez. 1460 mußte er einen Waffenstillstand schließen, dem dann am 1. Juni 1461 der Friede auf Grund des augenblicklichen Besitzstandes folgte [1]).

e) von den turken auff ain patschafft, dy was czu nuranperg [2]).

Beheim scheint sich längere Zeit von der türkischen Frage abgewandt zu haben. Er geriet in den Strudel der österreichischen Wirrnisse und mußte sich mit näher liegenden Dingen abgeben; die Kämpfe Kaiser Friedrichs gegen seinen Bruder Albrecht und die Wiener nahmen ihn auch dichterisch in Anspruch. Der Dichter wird erst dann seinen Blick wieder nach Osten, auf die immer drohende Türkengefahr, gerichtet haben, als auch die Politik seines kaiserlichen Herrn wieder anfing, sich ernsthafter mit ihr zu beschäftigen.

Im November 1466 trat in Nürnberg ein Reichstag zusammen, um wieder über Maßregeln zu einer energischen Bekämpfung der Türken zu beraten [3]). Der Reichstag verlief ziemlich ergebnislos; es wurden 20000 Mann zur Unterstützung des Königs Matthias Corvinus bewilligt,

---

1) Dierauer, Schweiz. Eidgenossenschaft III, 142 u. Huber III, 186.

2) Pal. 334, Bl. 105c ff.

3) Bachmann, Reichsgeschichte I, 588.

doch kein einziger von diesen Soldaten traf in Ungarn ein [1]).

Auf diesen Reichstag bezieht sich Beheims Gedicht. Es wird der Name des kaiserlichen Gesandten, Ulrich von Grafeneck, genannt und auch sonst noch manches angedeutet, was dem Reichstage vorherging. Doch im übrigen weiß der Dichter nichts mehr zu erzählen, namentlich schweigt er von der Bewilligung der 20000 Mann, die er bei seiner Begeisterung für die Idee des Türkenkampfes sicher nicht unerwähnt gelassen hätte. So wird das Gedicht am Ende des Jahres 1466 entstanden sein, in einer Zeit, in der der Reichstag wohl noch nicht zusammengetreten, in der jedenfalls von seinem Ergebnis noch nichts bekannt war. Daß Beheim damals noch am Hofe des Kaisers weilte, macht seine genaue Kenntnis der Zeitereignisse notwendig anzunehmen. Wir erfahren es nur aus diesem Gedichte. Er hat Österreich dann Weihnachten 1466 verlassen [2]), 1467 ist er schon in Heidelberg.

Das Gedicht beginnt mit einer allgemeinen Klage über die Greuel und Verheerung, die die Türken schon angerichtet haben:

wann ich gedenk der übeln erg . . .
als von dem argen türken
yeczunden laider würt gehört,
wie er manch lant wüstet und stort,
gar vil übels ist würken.

Die Einfälle der Türken in christliches Gebiet, die Beheim hier erwähnt, sind wahrscheinlich die, die 1466 in Albanien [3]) und der Herzegowina [4]) stattfanden.

Dann berichtet er weiter von den Vorbereitungen zum Reichstage:

1) Feßler-Klein, Geschichte Ungarns III, 52 ff.
2) Pal. 312, Bl. 156r; vgl. S. 7, Anm. 1.
3) Zinkeisen, Gesch. d. osm. Reiches II, 380.
4) Huber III, 211.



darumb uns dann paulus der pabst,
unser hailger vater,
und unser herr kaiser fridreich,
der küng von ungern des geleich
mathiasch, ain pestater,
schirmer der hailgen kirche,
ir potschafft haben aussgesant.

An der Spitze der *potschafft* stand nach Beheim Graf Ulrich von Grafeneck. — Dieser Nürnberger Reichstag von 1466 kam auf besonderes Drängen Papst Pauls II. zu Stande[1]. Durch den Kardinal von Augsburg hatte dieser Sendschreiben an die Reichsstände ausgehen lassen, in denen die große Notdurft des christlichen Glaubens dargestellt wurde. Ulrich von Grafeneck, den Beheim schon früher[2] rühmend hervorhob, war nicht der einzige Bevollmächtigte des Kaisers, aber sicher der vornehmste unter ihnen. Er vertrat auch zugleich die Interessen Matthias von Ungarn in Nürnberg[3]; vom Kaiser wie von Matthias war er zum Führer des Hilfskorps ausersehen, das von Reichs wegen den Ungarn zur Unterstützung gesandt werden sollte. Wie schon aus dieser Tatsache hervorgeht, befand sich der Kaiser damals in gutem Einvernehmen mit Matthias. Beheim hat die Schwenkung der kaiserlichen Politik mitgemacht, wenn er hier Matthias den *pestater, schirmer der hailgen kirche* nennt. Früher hatte es anders geheißen (S. 52 u. S. 101).

Über die Verhandlungen in Nürnberg ist Beheim noch nicht unterrichtet; er bricht darum kurz ab, um sich dem alten Thema von der Türkengefahr zuzuwenden. Er tadelt die Uneinigkeit und Sorglosigkeit der christlichen Welt:

die österreicher sprechen: wann
der türk kumm bis gen pressburg, dann

1) Pastor, Gesch. der Päpste II, 359.
2) Karajan No. 7, v. 13.
3) Fraknoi, Matthias Corvinus (1891), S. 116.

wellen sie sich erst weren.
ach sprechen die pairen also:
wan dy turken sein zu passa,
so wollen sie fürkeren.
desgleich dy swaben sprechen:
wann sie kummen gen auspurg hin,
so wollen sie dann gegen in.

Doch auf diese Weise, fährt Beheim fort, rücken die Türken immer mehr vor, schließlich sind sie in *franken-reich*; werden nicht energische Maßregeln ergriffen, so bedrohen sie in vier Jahren Deutschland. Seit den Tagen König Ladislaus sind sie 200 Meilen vorgedrungen, das griechische Kaiserreich haben sie gestürzt und noch fünf Königreiche: Bosnien, Serbien, die Walachei, Bulgarien unb *arbonas*. — Bosnien war 1463 schon einmal in Mohameds Gewalt gekommen; Matthias machte dann Ende 1463 einen erfolgreichen Gegenstoß, aber schon 1464 begründeten die Türken durch einen neuen Angriff ihre Herrschaft wieder[1]). Serbien befand sich schon seit 1458 in türkischer Abhängigkeit[2]). In der Walachei war seit 1462 an Wlad Drakuls Stelle dessen Bruder Radul unter türkischer Oberhoheit als Woiwode eingesetzt[3]). Unter der *pulgrei* Beheims ist die große Walachei und das heutige Bulgarien zu verstehen; diese Gegenden waren aber seit langem, schon vor Ladislaus Regierung, unter türkischer Herrschaft. *arbonas* ist der slavische Name für Albanien[4]), dessen Unterwerfung unter das türkische Joch besonderen Eindruck auf den Dichter gemacht hat:

auch haben sie yeczunden das
reich, daz da haisset arbonas,
gewunnen und eingnummen.

---

1) Zinkeisen II, 162.
2) Zinkeisen II, 116/7.
3) Vgl. oben S. 70.
4) Bleyer (Szazadok 1902) S. 562, Anm. 2.

das was so vest, daz nie kain türk
mit krieg nach kainer hand gewürk
vor derhinder moht kummen.

Beheim erinnert damit an den tapferen Widerstand, den die Albaner unter der Führung Skanderbegs den Türken Jahre hindurch leisteten. Aber sein Bericht entspricht nicht der Wahrheit. Skanderbeg, der Anfang 1467 starb, kämpfte gerade in den letzten Jahren seines Lebens besonders glücklich. 1466 unternahm Mohamed II. gegen ihn einen besonders groß angelegten Zug, der 200000 Mann nach Albanien führte, aber vollständig mißglückte[1]).

Zu Ungarn übergehend, verlangt Beheim die besondere Unterstützung dieses Landes, als der einzigen Mauer der Christenheit. Er schließt daran die Erzählung von einem Einfall der Türken in Ungarn, der *in der zeit dis getichcze*, also 1466, stattgefunden habe:

auch seins kurczlichen kummen da
bei schmedre uber die tuna
gen temespurg gerichte
uber die wasser teissa und
temcsch und marusch gleich yeczund
in der zeit dis getichcze.
mit hergen, marden, würgen,
so zugen sy in schneller eil
vil mer dann vir und virczig meil
pis hin gen sibenpurgen
vir grosser meiln fur lipa auss.

Beheims Mitteilungen sind hier besonders wertvoll, da von einem Einfall der Türken in Ungarn im Jahre 1466 bisher wenig bekannt war. Ein solcher konnte höchstens aus einer Urkunde[2]), auf die Bleyer hinwies, erschlossen werden, wonach die Ungarn, noch bevor sie 1466 gegen Podiebrad zogen, von den Türken besiegt

1) Zinkeisen II, 392.
2) Teleki III, 454.

worden seien. Nach Beheim hätten dann die Türken bei Semendria die Donau überschritten und wären in der Richtung auf Temesvar vorgegangen; sie zogen über die Theiß, Temes und Maros und drangen unter dem üblichen Morden und Sengen 44 Meilen vor bis 4 Meilen vor Leipa. Die ganze Vorstellung eines solchen Heereszuges ist freilich sehr unklar. Vielleicht handelt es sich dabei um einen größeren Streifzug, wie sie die Türken von Serbien aus, das sie seit 1458 besaßen, fast alljährlich unternahmen. Sie konnten dann von Semendria (= *schmedre*) aus in Südungarn eindringen und nach Überschreitung der Temes über Temesvar bis Lipa gelangen. Von hier aus war es auch einzelnen Scharen wohl möglich, über Theiß und Maros hinüberzugehen und ins Land hinein zu streifen.

Nach dieser Schilderung nimmt Beheim die alten Mahnungen wieder auf:

ain feur ist gut zu dempfen,
weil es klain ist und erst enprynt.
aber wans überhant gewint,
so kans nieman pecrempfen:
also ist dem türkischen dieb.
manch tumer spricht, er sei so lieb
des turken als ains kristen.
wann er niemen kain lait nit tu,
er lass ain jeglich mensch mit ru
in seinem glaben risten.

Die letzten Worte sind offenbar gegen eine bestimmte kosmopolitische Tendenz der Zeit gerichtet, die in dem Türken noch etwas anderes sehen wollte als nur den blutdürstigen Glaubensfeind. Doch demgegenüber weist der Dichter auf die Greuel hin, die bei der Eroberung Konstantinopels verübt wurden, und auf sonstige Scheußlichkeiten, die *der arge valant* vollbrachte.

B. Kulturhistorische Gedichte[a].

Das Bild Michel Beheims als politischen Dichters wäre nicht vollständig, wenn man außer den Dichtungen, in denen er zu den politischen Ereignissen der Zeit Stellung nimmt, nicht auch die betrachten wollte, aus denen wir seine Anschauungen über die kulturellen Verhältnisse kennen lernen. Diese Dinge haben ihn sehr beschäftigt, und die Zahl der hierher gehörigen Gedichte übertrifft die der historisch-politischen bei weitem.

Bei dem allgemeinen Charakter dieser Gedichte ist es meist unmöglich, sie chronologisch zu bestimmen. Es geht auch nicht an, jedes Gedicht einzeln zu behandeln; sie enthalten fast nie historische Anspielungen, und dann wiederholt sich Beheim gerade hier sehr oft. So wird im folgenden nur eine allgemeine Darstellung der Anschauungen gegeben, die Beheim über die kulturellen Verhältnisse seiner Zeit zum Ausdruck bringt. Dabei wird es vorteilhaft sein, bevor wir Beheims Urteil über die einzelnen Stände erkennen, zunächst seine Ansicht über den **allgemeinen sittlichen Zustand** der Zeit festzustellen.

Beheim stellt die Welt in üblicher Weise[b] als ein Weib dar, das vorn wunderschön anzusehen ist, hinten aber einen scheußlichen Anblick gewährt[c]. Diese pessimistische Auffassung tritt in den meisten dieser Gedichte hervor. Die Welt wird immer schlechter; was früher Unrecht hieß, gilt jetzt als Recht. Geehrt wird der, der die meisten Übeltaten begeht. *zucht* und *ere*, die Ideale der alten Zeit, sind nirgends mehr zu finden[1]). Wer sie hochhält, wird verachtet und geschmäht. Da-

a) Die Belege für die hier gegebene Darstellung der Beheimschen Ansichten über kulturhistorische Verhältnisse sind als Beilage No. 2 zusammengestellt; auf sie wird durch die fortlaufenden Ziffern innerhalb des Textes verwiesen.

b) Zs. f. d. A. 6, 151 ff.

c) Pal. 312, Bl. 185r: *ein peispel von einem weib, waz vorn schön und hinden scheuczlich.* (Es wird immer aus Pal. 312 zitiert, wenn nichts anderes bemerkt wird)

gegen erntet der Lob und Ehre, der sich darin hervortut, Unrecht zu begehen. Selbst Ehebruch wird nicht mehr für Sünde gehalten [2]). — Die Hoffart gilt Beheim als die Mutter aller Sünden [3]). Sie erscheint ihm als besonders gefährlich, und er ist ihr in ihren verschiedenen Erscheinungsformen [a]) nachgegangen. An den Männern tadelt er die übergroße Sorgfalt, die sie auf ihr Äußeres verwenden. Sie drehen ihre Haare kunstvoll und schlagen Eier hinein, um sie geschmeidig zu machen [4]). Ihre bunten Hüte sind bald zu breit, bald zu schmal und erregen Gottes Zorn. Die Röcke sollen immer modischen Schnitt und Farbe haben. Die Hosen sind so eng, daß man sich hineinpressen muß. Wie die Böcke sehen die Gecken in dieser Kleidung aus. Die kostbarsten Stoffe sind ihnen gerade gut genug: Purpur, Samt, Damast, Scharlach; immer muß es das Feinste sein aus London, Bern, Friedberg und Mecheln [5]).

Noch mehr aber erregen die Weiber den Zorn des Dichters. Ihre Eitelkeit ist noch viel größer. Überall wollen sie sich zeigen, auf der Straße, in der Kirche und beim Tanze. Sie stehen vor dem Spiegel und schminken sich [6]). Auf ihre Köpfe binden sie fremde Zöpfe, und Locken und Schopf tragen sie hoch, wie die ungarischen Pferde [7]). Kleiderprunk ist besonders Frauenart; mit Gold und Edelsteinen verzieren sie ihre Gewänder, nur um den Männern zu gefallen. Besonderes Ärgernis erregen die langen Schleppen, diese Staubaufwühler, in denen sich die Teufel aufhalten [8]). Töricht sind die Weiber, daß sie nicht mit Tugend und Ehrbarkeit, sondern mit äußerem Schein den Männern zu gefallen streben [9]).

Auf Betrug trifft man aber überall in der Welt. Beheim nennt in dem Gedichte *von den sterczern* (Bl. 122v ff.) eine ganze Reihe von Betrügereien, wie sie in seiner Zeit geübt wurden. Unter Geistlichen und unter Laien gibt es Betrüger. Falsche Ablaßbriefe werden ausgegeben,

a) *von hofart der man* (Bl. 78v) und *von hofart der weib* (Bl. 79r).

Knochen von Aas werden als Reliquien gezeigt oder ein grober Rock als das Gewand der Mutter Maria. Etliche sagen es ganz offen, daß sie solche Reliquien herstellen. Sie überstreichen auch heilige Bilder und machen den Leuten weis, daß diese Figuren zu schwitzen und zu weinen vermögen[10]. Unter den Laien ist es aber nicht besser. Da geben sie sich als arm und krank aus, sie stellen sich blutflüssig, indem sie aus einer Blase Schafblut auf ihre Glieder träufeln lassen, und verkrüppelt, indem sie zu ihren Ärmeln heraus den dürren Arm eines Toten hängen lassen. Andere wieder verkleiden sich als Pilgrime mit langen Bärten und langem Haar und tragen einen eisernen Reif um den Leib, den sie aber jederzeit ablegen, wenn es ihnen beliebt, oder sie gebärden sich als Flagellanten und geißeln sich den bloßen Rücken; aber alles ist nur Schein, denn einen Schmerz spüren sie nicht[11]. Um besser betteln zu können, tragen sie auch fälschlich Mönchskleidung[12]. Manche Frauen erheucheln die Schwangerschaft und binden sich Kissen auf den Leib, andere geben sich als Ärztinnen aus, die die Macht besäßen, gefallenen Mädchen ihre Ehre wieder zu verschaffen. Viele stehen an den Kirchtüren und tun so, als ob sie eben von langer Krankheit genesen wären[13], andere wieder geben vor, von verborgenen Schätzen zu wissen, die sie den Leuten zeigen wollen[14]. Sie verkaufen wohl auch törichten Weibern alte geschnitzte Wurzeln, die sie lange in der Erde haben liegen lassen, als Alraun; überhaupt haben es die Betrüger auf die Weiber abgesehen; sie sollen sich vor ihnen in Acht nehmen, die auch oft in geistlicher Maske zu ihnen kommen[15].

So ist die Welt voll von Betrug; die alte Treue und Offenheit ist geschwunden, nur Untreue und Hinterlist herrschen in der Welt[16]. Besonders ist über die Untreue der Untergebenen zu klagen. Trotz des Lohnes wird kein Dienst ordentlich getan, treue Diener sind nur noch selten zu finden[17]. In der Untreue sind sich alle gleich, ob sie Diener des Königs, Bauleute oder Arbeiter

im Weinberge sind. Alle haben sie nur ihren Vorteil im Auge [18]).

Bei diesen allgemeinen Klagen über die Schlechtigkeit der Welt ist Beheim aber nicht stehen geblieben. Weit häufiger wendet er sich an die einzelnen Stände und Berufe selbst und hält ihnen mit scharfem Tadel ihre Sünden vor.

Am meisten hat er sich dabei mit dem **Adel** beschäftigt, in dessen Umgebung ja Beheim auch sein ganzes Leben zugebracht hat.

Reichen Anlaß zur Klage gaben dem Dichter schon die **Zustände am Hofe** der Fürsten. Vor allem klagt er über die Geringschätzung des Gesanges. Von der edlen *singenskunst* wollen die Fürsten jetzt nichts mehr wissen, ja man verspottet sie sogar und macht sich über sie lustig [19]). In früheren Zeiten aber achtete man sie hoch. Da gab es nichts Vornehmeres, Kaiser und Könige zogen den Gesang allen andern Dingen vor [20]). Doch jetzt herrscht die neue Musik mit Pfeifen und Posaunen. Das ist nur *valsch gedöne*; mit all ihren süßen Lauten bleibt diese Kunst im Innersten hohl [21]).

Mit dieser Mißachtung des Gesanges ist auch eine Verschlechterung der edlen Sitten eingetreten. Früher sangen die Sänger von edler Zucht und Sitte und stellten vor ihren Zuhörern das Ideal wahrer Bildung auf. Jetzt werden die Narren geehrt, die mit Possen und dummen Späßen den Hof unterhalten. Anstand und edles Betragen haben da keinen Raum mehr; vor reinen Frauen treiben diese Gesellen ihr unnützes Spiel, mit zuchtlosen Reden verderben sie ihren Sinn [22]). Ihr schändliches Treiben wird noch hoch belohnt. Ihnen geben die Herren Kleider und Pferde und beschenken sie reichlich mit Gold und Silber. Der ehrenhafte Sänger muß dabei verzweifeln [23]). — Gegen die Verächter seiner Kunst gebraucht Beheim harte Worte [a]). Auf ein solches

a) *ein exempel von vogeln und tiren, daz berürt grob leüt* (Bl. 222v) und *ein gleichnis von einem hanen* (Bl. 223v).



Publikum will er gern verzichten; denn töricht wäre der, der Muskat und Nelke vor die Schweine werfen wollte[24]).

Man merkt es diesen Klagen an, daß sie dem Leben entnommen sind. Die Narren, deren Tätigkeit Beheim nicht genug verdammen kann, waren offenbar seine erfolgreichsten Konkurrenten bei der Bewerbung um die Gunst des Publikums. Es sind uns mehrere Gedichte erhalten, die uns von Zusammenstößen zwischen dem Sänger und den Narren melden[a]). Er hat sie nach Möglichkeit zu bekämpfen versucht. In dem Gedichte *exempel von ainem esel auff dy narren* (Bl. 163v) vergleicht er sie mit einem Esel, der so ehrgeizig war, die Wiener Universität zu besuchen, um dort zu studieren. Bald wird er aber an seinem *a a* erkannt, und *maister* und *studenten* treiben ihn mit Knüppeln hinaus. — Für die Tätigkeit der Narren hat Beheim keinen Sinn, da sie ihm alles Ehrenhafte und Edle herabzuziehen scheinen. Sie verkleiden sich als Toren und wollen dann weise Ratschläge geben[25]). Immerhin verkennt doch Beheim nicht einen wichtigen Zug des Narrentums, das, mit der Rolle des bloßen Spaßmachers nicht zufrieden, unter der Narrenkappe auch ernste Wahrheiten ausspricht. Von solcher Wahrheit will unser Dichter freilich nichts wissen. Mit Ruten und Geiseln wie den Esel soll man solche Ratgeber schlagen[26]).

Außer den Narren waren es die eigenen Berufsgenossen, die höfischen Sänger, mit denen Beheim an den Höfen der Fürsten zusammenstieß. Er verspottet diese anderen *singer* gern und stellt sie als unfähig hin, so, wenn er Kuckuk, Rabe, Eule und Mücke sich gegenseitig die Schönheit ihrer Stimmen rühmen läßt[b]). Doch auch Beheim wird von seinen Gegnern angegriffen, und

a) *wy ich von narren versmeht ward* (Bl. 244r).

b) *exempel von torehten singern* (Bl. 284v) und dazu *beispel von den singern, die sich vil gesanges austun und es nit vermügen* (Bl. 44v) und *peispel von einem singer, der da went, er sung wol, und sang übel* (Bl. 220v).

so muß er sich gegen die Beschuldigung wehren [a]), seine Gedichte wären nicht kunstgerecht und enthielten allerlei Fehler. Am interessantesten ist in dieser Hinsicht das Gedicht *von den die sich der alten maister getiht annemen* [b]). Beheim wirft hier seinen Gegnern Betrug vor. Manche Sänger, die nichts von der Kunst verstehen, geben sich als *maister* aus. Sie tragen Gedichte längst verstorbener Meister vor [27]), besonders gern die des gelehrten *mügling*, und stellen sie als die eigenen hin. Dabei behaupten sie, nie in einer Schule gewesen zu sein. Manche Zuhörer glauben es ihnen und staunen sie an [28]).

Einen weniger persönlichen Charakter als der Kampf gegen Narren und Sänger trägt Beheims Auftreten gegen die *claffer*. So bezeichnet er mit seiner Zeit die Ohrenbläser der Fürsten, die unverantwortlichen Ratgeber, die ihren Einfluß zu allerlei persönlichen Zwecken benutzten. Beheim hat ihnen das Gedicht *von den vederclaubern vnd verliegern, die zu hof sein, der man yecz vil vindet* (Bl. 25r) gewidmet. In einer Fabel zeigt er ihre Gefährlichkeit. Am Hofe des Löwen intrigierte einst die Schlange gegen den Panther, den sie aus der königlichen Umgebung verdrängen wollte. So wie die Schlange treibt es auch der hinterlistige *verlieger*. Doch der Fürst soll sich nicht beirren lassen; wenigstens möge er den Angeschuldigten anhören, ehe er den Beschuldigungen der *claffer* Folge gibt [29]).

Beheims Kritik beschränkt sich aber nicht auf die Zustände an den Höfen des Adels; er äußert sich über alle Verhältnisse, die diesen Stand betreffen, und er hat sich besonders ausführlich mit der Regierung der Fürsten beschäftigt, mit der Art ihrer Verwaltung, ihrer inneren und äußeren Politik.

Heftig tadelt Beheim die **Kriegslust** der damaligen Zeit. Überall ist Kampf und Streit in der Welt. Die

a) *aber eins* (Bl. 284v).

b) Pal. 334, Bl. 107va ff.; S. 173 ff.

Fürsten bekämpfen sich unter einander[30]), und jeder will mächtiger sein als der andere, um ihm seine Burgen und Städte zu nehmen[31]). Diese allgemeine Kriegsnot bringt die schlimmsten Schäden hervor. Sie richtet gerade die zu Grunde, die am ehesten im Stande sind, die Feinde der Christenheit zu vernichten[32]). Dann wird das Land dabei verheert, die armen Leute werden geplagt, ihre ganze Habe, Vieh und Hausgerät, wird ihnen geraubt, mit Mutwillen werden Witwen und Waisen geschaffen[33]).

Dem schlechten Beispiele der großen Fürsten folgen die Grafen und Ritter nach. Sie bekriegen sich gegenseitig und suchen in Streifzügen ihren Vorteil. So entsteht eine allgemeine **Unsicherheit im Lande**. Hier ist es Pflicht der Fürsten einzugreifen. Selbst in großen Städten[34]) kann niemand sich sicher fühlen. Arme Leute werden auf der Straße überfallen, der Handel stockt, man getraut sich nicht mehr über den nächsten Acker zu gehen[35]). Fürstenpflicht wäre es, Straßen und Äcker zu beschirmen, und Räuber und Diebe auszujäten. Aber nur zu oft stehen Fürsten und Räuber mit einander in Verbindung; an den Höfen sind diese zu finden, bei der Tafel sitzen sie obenan; das beste Stück Fisch oder Wildbret wird ihnen zugeschoben, während die wahren Getreuen vor der Tür stehen müssen[36]).

Zum *unrehten reiament* gehören weiter die **Missstände in der Verwaltung**. Auf die Tätigkeit der *amtleute* müssen die Fürsten viel mehr achten. Ungerechte Richter werden selten bestraft[37]). Das Unrecht geht frei umher und hat vor der hinkenden Gerechtigkeit den Vortritt[38]). Die Armen haben immer dabei den Nachteil. — Mancher Fürst meint mit Unrecht, über seine Untertanen verfügen zu können, wie es ihm beliebt[39]). Er darf nicht zulassen, daß die Amtleute ungerechte Abgaben erheben und seine Untertanen ins Elend stürzen[40]).

Doch Beheim bleibt nicht beim Tadel stehen. Seine Ansichten von den **Pflichten des Fürsten** hat er in zwei Gedichten niedergelegt, die beide an König Ladislaus ge-

richtet sind und zweifellos auf bestimmte Vorlagen zurückgehen. In dem ersten *von des adels gerehtikeit* (Bl. 299r ff.) fordert der Dichter vor allem eine strenge Rechtspflege. Die Gesetze müssen vernünftig sein, die Gerechtigkeit darf nicht gegen Geld gegeben werden, soll sie nicht parteilich werden[41]). An seinem Hofe darf der Fürst keine Schmeichler und Ohrenbläser dulden[42]). Ebenso soll er sich von Leuten fernhalten, die ein anstößiges Leben führen, wie von Wucherern und Spielern[43]).

Besonders wichtig ist aber sein Verhältnis zur Kirche. Die Gott geweihten Orte muß er vor allem ehren, die Ordnung der Priester soll er beobachten, ihnen ihre Zehnten lassen und kirchliches Gut nicht an sich nehmen. Vielmehr sei er bestrebt, noch neue geistliche Stiftungen zu machen und die alten mit neuen Mitteln auszustatten[44]).

Bis ins einzelne gehende **Vorschläge über die Landesverwaltung** macht Beheim in dem Gedichte *dis sagt wi ein kung reigirn sal* (Bl. 212v ff.). Er beschäftigt sich hier eingehend mit der Stellung der königlichen Berater und legt ausführlich die Forderungen dar, die er an sie stellt, und die Aufgaben, die ihnen obliegen. Nur Ratschlägen, die ihn zu ehrenvollen und Nutzen bringenden Handlungen weisen, soll der König sein Ohr leihen; doch muß die Ehre ihm höher gelten als sein Besitz[45]). Seine Berater sollen alle Tugenden in sich vereinigen, um ihren Aufgaben gewachsen zu sein. Beheim fordert von ihnen den ernsten Willen, überall dem Rechte znm Siege zu verhelfen, und eine gute Kenntnis der Finanzen des Herrschers, dessen Einnahmen und Ausgaben sie zu verwalten haben. Auch die politischen Geschäfte haben sie zu besorgen; überall aber müssen Ehre und Vorteil des Königs ihre Leitsterne sein[46]).

Interessant sind Beheims Vorschläge für die Einrichtung der Verwaltung. Zunächst soll ein „äußerer Rat" von 24 Mitgliedern bestehen. Diesem ist der „rechte Rat" übergeordnet, den der König mit 12 mächtigen



Herren besetzt; er hat die Aufgabe, die Tätigkeit des äußeren Rates zu kontrolieren. — Diese beiden Behörden treten aber mit dem Könige nicht in direkte Verbindung. Seinen Willen offenbart er seinen intimsten Ratgebern, drei vornehmen und mächtigen Herren, die in jeder Beziehung untadelig sein müssen. Mit ihnen berät sich der König. Er soll sie hochhalten, ihnen allen Vorteil gewähren und ohne ihre Zustimmung nichts von Bedeutung unternehmen[47]).

Mit den Vorwürfen, die Beheim gegen die Fürsten im besonderen richtet, sind zumeist auch die verbunden, die sich gegen die Ritter und freien Herren, also gegen den niederen Adel, wenden.

Der Hauptvorwurf, den der Dichter gegen die vornehmen Herren erhebt, ist der der **Räuberei** und der **Bedrückung armer Leute**. Er vergleicht sie mit dem Wolfe in der Fabel[a]), der das Lämmlein frißt. Kriegsfahrten gegen die Ungläubigen werden nicht mehr unternommen. Jetzt ziehen die Ritter hinaus vor die Tore ihrer Burgen und überfallen die Armen. Sie stellen sich so den schlimmsten Bösewichtern gleich[48]). Früher flog der Adler hinaus in die Wildnis, um mit wilden Vögeln zu kämpfen; jetzt ist er zur Weihe geworden, die über den Dörfern schwebt und nach Hähnen und Hennen Ausschau hält[49]).

Dem gesamten Adel wirft Beheim in dem Gedichte *von hoffart des adels gepurt* (Bl. 80^{r}) **Hochmut** vor. Wer sich *durhleühtig, hochgeboren* nennt und immer die Namen der Stammväter des Geschlechts im Munde führt, hat damit nichts Wesentliches vor anderen voraus. Denn im Grunde sind alle Menschen gleich, da sie sämtlich von Adam abstammen[50]). Nur Tugend und Rechtschaffenheit können den Menschen adeln, wie auch schon mehrfach Männer von niedriger Geburt um ihrer hervorragenden

a) *ein peispel von einem wolff und von einem lemblein*, jetzt abgedruckt nach cgm 291 von Bolte, Zehn Meisterlieder Michael Beheims (Prager deutsche Studien, 8. Heft, 1908) als No. 7.

Eigenschaften willen auf den Königsthron gekommen sind[51]). Die Nichtigkeit des äußeren Adels wird im Tode recht deutlich. In der Gruft sind Vornehm und Gering nicht zu trennen, während man bei Hunden wohl Kennzeichen ihrer Art wahrnimmt[52]).

Es ist nicht Haß gegen den Stand als solchen, der den Dichter so scharfe Kritik am Adel üben läßt; wo er ihn im Rechte glaubt, tritt er warm für ihn ein. In dem Gedichte *von den ungetrewen amptleuten* (Bl. 171r ff.) nimmt er sich der armen Ritter an, denen die habgierigen Amtleute den ganzen Besitz wegzunehmen drohen[53]). Die Ritter sind die treusten und zuverlässigsten Diener der Fürsten. In der Not muß sich der Fürst auf sie stützen; er wird von den Tapferen geschützt wie der Diamant vom Golde[54]). Die Herren mögen darum auch die armen Ritter schützen, sie sollen für sie sorgen und ihnen Harnisch und Rosse schenken[55]).

Ein **Idealbild des Ritters** stellt Beheim in dem Gedichte *wie sich ein riter sol halten in seinem orden* (Bl. 179v) auf. Ein Ritter soll mannhaft sein, stark in Worten und Werken und ohne Falsch in dem, was Gott angeht und seine Ehre. Feigheit darf sein Herz nicht kennen[56]), *milte* muß er pflegen. Frauen gegenüber zeige er Bescheidenheit und Tugend, daß ihn die edlen preisen. Beim Turnier und Stechen bewähre er seine Kraft. Verlangt man seiner zum ernsten Streit, dann sei er bereit, und ritterlich erklinge sein Schwert in der Schlacht[57]).

Besonders gebe er auf seine Ehre Acht; sie ist das köstlichste Gut des Ritters, um ihretwillen soll man gern Ungemach erleiden[58]).

Neben dem Adel ist es besonders die **Geistlichkeit,** mit deren Leben und Treiben sich Beheim in seinen kulturhistorischen Gedichten ausführlich beschäftigt hat. Von der Bedeutung des geistlichen Standes hat der Dichter eine hohe Meinung (vgl. Anm. 44). Doch das hindert ihn nicht, an den Geistlichen selbst schärfste

Kritik zu üben. Das Bild, das er uns von ihnen entwirft, ist traurig genug; er schildert sie uns als sittlich verwahrlost und in äußeren Dingen aufgehend. Daß Beheim mit dieser pessimistischen Auffassung nicht allein stand, beweisen die vielen zeitgenössischen Stimmen, die bei Janssen (Gesch. d. dtschen Volkes I, 682 ff.) gesammelt sind.

An den obersten Geistlichen, Papst, Kardinälen und Bischöfen, die als Fürsten dieser Welt auch über eine erhebliche politische Macht verfügten, hat Beheim ihr weltliches Betragen zu tadeln[59]). Jeder will unter ihnen der höchste an Macht und Reichtum sein. So sieht man Päpste, Bischöfe und Äbte im Felde liegen und um Bistümer und Länder kämpfen. Ihre Gier nach immer mehr Besitz ist nicht zu stillen[60]). Äußerlich tragen sie ein hochmütiges Wesen zur Schau, sie streben nach weltlichen Würden, in prunkvollen Kleidern gehen sie einher und jeder will für den vornehmsten gelten[61]). Ihre Habsucht verleitet sie zu den schmutzigsten Geschäften, und gerade unter den hohen Geistlichen ist die Simonie recht im Schwange. Daß Bistümer und Pfründen eigentlich um Gottes willen vergeben werden, kann niemand mehr erkennen. Nur gegen Geld werden geistliche Güter und Würden ausgeteilt[62]). Die kirchlichen Angelegenheiten werden bei der Beschäftigung mit weltlichen Dingen vernachlässigt. Überall macht sich Betrug in der Kirche breit, oft werden dadurch unwissende Laien in Sünde gestürzt[63]).

Die weltliche Herrschaft der hohen Geistlichen ist unserem Dichter offenbar zuwider gewesen. In dem Gedichte *aber ain prophenci und ain offenung* (Bl. 169[v]) hat er eine weitverbreitete Prophezeiung von dem Auftreten des Gamaleon, die selbst wieder erst die nationaldeutsche Reaktion gegen die im imperialistisch-französischen Sinne verfaßte Weissagung des Telesphorus ist[a]), versifiziert.

a) Kampers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, S. 127.

Hier wird geschildert, wie es zum Konflikt zwischen den Deutschen und dem Papste kommt, weil dieser einen fremden Fürsten, den König von Lilienfeld, zum Kaiser krönt. Unter Führung des von ihnen zu Aachen erwählten Kaisers ziehen die Deutschen nach Rom und zerstören die päpstliche Gewalt. Alle Bistümer werden aufgehoben und der kaiserlichen Macht unterstellt. Das unwürdige Treiben der Bischöfe hört dann auf, mit der Macht der päpstlichen Bulle ist es auch vorbei, und Rom selbst wird keine größere Bedeutung haben als jetzt Konstantinopel.

Mehr noch als die hohen geistlichen Würdenträger war Beheim aus täglicher Anschauung im stande, die niederen Geistlichen zu beobachten, wie Priester, Mönche, Nonnen und Laienbrüder. Sie sind schlechte Vorbilder der Christenheit, sie führen sie falsche Wege[64]): das ist Beheims Hauptvorwurf. Er stellt sie[a]) dem Krebse gleich, der seine Jungen auffordert, vorwärts zu gehen, selbst aber diese Kunst nicht versteht. Man darf sich eben nur nach den Worten der Priester richten, ihre Taten sind ganz anders[65]). Was sie verbieten, tun sie selbst. Zorn und Haß üben sie am meisten; in der *fresserei* sind sie voran, und die Weiber werden von ihnen gerade am meisten verfolgt. Im Dienste Gottes, den sie den Laien nicht genug empfehlen können, zeigen sie sich lässig[66]). Almosen und fromme Gaben sind bei ihnen schlecht angelegt, im Spiel und mit Weibern werden sie vertan. Den Opferstock behängen sie mit buntem Tuch wie eine Puppe, mit Recht muß man darüber spotten. Von den Worten der Apostel wissen sie nichts; sie begnügen sich damit, ihre Nachfolger zu sein[67]).

Ihre Habgier ist allbekannt. Geld nehmen sie, woher sie es bekommen, ohne Bedenken, ob es geraubt oder gestohlen sei[68]). Keine kirchliche Sache gibt es, von der sie nicht einträgliche Abgaben erhöben. Ablaß, die Sa-

---

a) *ein exempel von einem crebs uff die priester* (Bl. 221^r ff.).

kramente, Chrisam, die Firmelung, alles bringt ihnen Geld ein[69]). Dabei können sie nie genug bekommen. Um die Einkünfte ist ewiger Streit; hat einer zehn Pfründen, so verlangt er nach der elften[70]). — Beheim warnt in dieser Hinsicht besonders vor den Pfennigpredigern. Er vergleicht sie[a]) mit dem Wolfe, der sich Gänsen und Enten in einer Mönchskutte nähert und ihnen die Köpfe abreißt. Die Pfennigprediger ziehen den Leuten ihr Geld aus der Tasche und füllen damit ihre Säcke; mit glatten Worten betören sie die Menschen und stürzen sie ins Unglück[71]). — Auch die Heuchelei ist unter den Geistlichen besonders zu Hause. Alle sind sie Wölfe in Schafskleidern. Vor der Welt erscheinen sie als fromme Gottesdiener und im Geheimen sündigen sie[72]).

Am schlimmsten treiben es aber Mönche und Nonnen. Beheim erzählt[b]), wie er einst zu einem Kloster kam, in dem er geistliche Lieder von Maria und Jesus vortragen wollte. Aber die Mönche, trunken vom Weine, unterbrachen ihn ungestüm und verlangten von *minne* und *bulschaft* zu hören. So ist es in allen Klöstern, versichert der Dichter. Vor der Welt heucheln Mönch und Nonne und erstrahlen in frommem Schein. Aber keines von ihnen hält die Ordensregel. Unkeuschheit herrscht überall; der Bruder geht zur Schwester, um auch seinerseits dazu beizutragen, daß *geistlicher stat* weiter bestehe. Hat die Nonne sieben Kinder, so wählt man sie zur Äbtissin[73]). Als Beweis für die Verderbnis in den Klöstern führt Beheim[c]) jene anscheinend so sittenstrenge Äbtissin Boccaccios (Dekamerone 9,2) an, die sich von ihren Nonnen auf verbotenen Wegen ertappen lassen mußte.

Neben Adel und Geistlichkeit, den beiden wichtigsten

---

a) *ein gloss von einem wolff nnd von einer münches kuten* (Bl. 41r).

b) *aber ein beispel von wolffen* (Bl. 41r).

c) *ein peispel von einer eptissin,* gedruckt nach cgm 291 bei Bolte (Prager deutsche Studien No. 8, 1908) als No. 5.

Ständen des Mittelalters, hat Beheim den anderen Ständen und Berufen nicht entfernt so viel Raum in seinen Gedichten gewidmet.

Die Tätigkeit der königlichen **Beamten** war schon verschiedentlich gestreift. Von den Richtern und Amtleuten weiß er nichts Gutes zu sagen. Den Richtern wirft er Parteilichkeit vor. Ihr Verhalten erläutert er in der Fabel von dem Fuchs[a], der drei Gänse gestohlen hatte, aber von dem aus Iltis, Marder und Wolf bestehenden Gericht freigesprochen wurde. — Es ist deutlich, daß das Recht zurückgeht. Dem Armen wird es versagt[74]). Denn die Richter geben das Recht nur noch gegen hohe Abgaben. Aber damit werden ihre Augen geblendet[75]); sie lassen den Sünder frei ausgehen und leisten dem Unrecht Vorschub. Wie die Reichen, so fahren auch die Freunde des Richters immer gut vor Gericht. Denn Gunst und Haß des Richters bedeutet hier alles. Hat er einen Feind vor seinen Schranken, so sind seine Worte spitz und scharf und auf alle Weise sucht er den Gegner zu kränken. Aber der Freund des Richters, der vielleicht schwer gefehlt hat, wird entschuldigt; hier spricht er sanft und schweigt wohl ganz und gar, er, der sonst so schneidend dreinzufahren versteht[76]). So hat der Richter zwei Zungen: die eine, rauh wie ein Mühlstein, verurteilt den Feind; die andere, sanft wie Honig oder Geigenklang, muß den schuldigen Freund entschuldigen[77]).

Wie die Richter, so nehmen auch die Amtleute ungerechte Abgaben ein. Sie erheben Maute und Zölle und bedrücken dadurch das Volk. Die Armen werden dabei geschädigt; wer die Abgaben freilich leistet, wie der Reiche, hat auch Vorteil[78]). — Mit der Habgier der Amtleute beschäftigt sich Beheim noch in einem besonderen Gedichte[b]. Er vergleicht sie mit den gefräßigen

---

a) *ein beispel von einem fuchslein* (Bl. 43r ff.).

b) *von ungetrewen amptleuten* (Bl. 171r ff.).

Geiern, die immer nach mehr verlangen. Sie plagen die armen Ritter und Knechte, die treusten Diener ihrer Herren, mit Abgaben und gönnen ihnen nicht das Nötigste, was nebenbei für sie abgefallen war (vgl. S. 154). Solche Amtleute, die nur ihren Vorteil im Auge haben, müssen abgesetzt werden und treue Diener an ihre Stelle treten [79]).

Den **Bürgern** der Städte war Beheim nie wohlgesinnt gewesen. Er hatte gegen sie im Felde gelegen, hatte seine ersten politischen Dichtungen gegen sie gerichtet, und so ist denn das Bild, das er in den kulturhistorischen Gedichten von ihnen entwirft, nicht besonders günstig. Auch den Bürgern hat Beheim Stolz und Hoffart vorzuwerfen. Sie leben in großer Wohlhabenheit und messen sich an Reichtum wohl mit dem Adel. Prächtig ist ihre Kleidung, und sie verstehen sie mit Perlen und silbernen Ketten zu schmücken. Sie verlangen in ihrem Hochmut mit „gnädiger Herr" angeredet zu werden, betragen sich aber kaum besser als die Bauern, über die sie sich so erhaben dünken; es ist oft leichter, mit Fürsten umzugehen, als mit diesen Charlatans [80]). — Ihr Leben ist höchst anstößig. Nur auf Essen und Trinken ist ihr Sinn gerichtet, und Sittenlosigkeit ist nirgends mehr zu Hause als in den Städten [81]). Ihren Vorteil verlieren sie nie aus dem Auge. Den ganzen Tag gehen sie müßig umher und spähen, wie sie ihren Besitz vermehren. Mit Wucher, Kaufgeschäften aller Art und Bogenschießen verbringen sie ihre Zeit. Wohlfeil kaufen sie Wein und Feldfrüchte ein, um recht teuer wieder zu verkaufen. Verleihen sie Geld, so dünkt es sie noch bescheiden, wenn sie auf zehn Gulden einen als Zins verlangen [82]). Jede Art von Betrug ist in der Stadt heimisch. Besonders verstehen die Roßhändler und Krämer zu betrügen. Auch auf dem Marktplatze wird man oft getäuscht. Mit falschen Gewichten und süßen Reden üben die Kaufleute Betrug [83]). Sie verstehen es

vortrefflich, ihre schlechten Waren so aufzustellen, daß sie recht in die Augen fallen [84]).

Den Vorwurf des Hochmutes macht Beheim allen Ständen; doch nirgends ist ihm diese Untugend mehr aufgefallen als bei den **Bauern**. Er macht ihr Verhalten an einer Fabel vom Esel deutlich [a]), der sich voll Hoffahrt über die anderen Tiere erhob und schließlich vom Löwen getötet wurde. Auch die Bauern legen in ihrem ganzen Betragen ein unbegründetes Streben nach Höherem an den Tag. Sie tragen rote Schuhe, Gewänder aus mechelschem Tuch und Kappen mit zierlich geschnittenen Bändern [85]). Hat der Bauer einen Streit mit seinem Herrn, gleich läuft er vom Pfluge fort, verlangt nach Pferd und Schwert und will rauben und kriegen wie ein großer Herr. Jeder soll bei seinem Stande bleiben, ist Beheims Rat [86]). — Im Verkehr untereinander sind die Bauern nicht besser als andere Stände. Sie suchen sich gegenseitig zu betrügen, um reicher zu werden als die anderen. Besonders üblich ist der Felddiebstahl; einer stiehlt dem andern das Seine, schneidet ihm das Getreide ab oder plündert seine Weinberge. Um ihre Äcker und Wiesen liegen sie immer im Streit. Wissen sie sich allein im Felde, so verrücken sie den Grenzstein oder verlegen den Grenzrain [87]).

Verschont Beheim so auch die Bauern mit seinen Anklagen nicht, so sind sie doch andererseits der Stand, für den er noch am häufigsten eingetreten ist. Er hat offenbar viel Verständnis für die Schwierigkeit ihrer Lage gehabt, die durch die häufigen Kriege der Zeit immer gefährdet war. Er tadelt deshalb die Fürsten wegen ihrer Kriege, die das Land verwüsten und die armen Leute um ihr letztes Gut bringen (S. 151), er wendet sich gegen das Raubrittertum, das es besonders auf die wehrlosen Landbewohner abgesehen hat, er verlangt niedrigere Abgaben und Zölle, die besonders

a) *ein gleichnis von einem esel, wie sich der baur edel wil machen* (Bl. 42v).

schwer auf dem armen Manne lasten, oder fordert Unterdrückung des Wuchers, der ihn zu Grunde richtet (S. 163).

Auch den verachtetsten Stand des Mittelalters, die **Juden**, hat Beheim nicht unberücksichtigt gelassen. In einem Cyklus von 32 Gedichten [a] hat er die jüdische Frage nach allen Richtungen hin behandelt, dabei immer ablehnend gegen das Jüdische, das er dem Christentum gegenüber als das Minderwertige hinzustellen sucht. Er wendet sich gegen die Gebräuche der Juden, gegen ihre religiösen Vorstellungen, namentlich aber gegen die von ihnen gehegte Hoffnung, doch noch von dem wahren Messias aus der jetzigen Knechtschaft erlöst zu werden. Auch den Talmud kennt er und hat verschiedenes aus ihm in seinen Gedichten veröffentlicht [b]. Besonders orientiert aber zeigt er sich in einem Gedichte [c], aus dem noch weiterhin einiges mitgeteilt werden soll, über die soziale Stellung der Juden. Er zählt dort eine Menge von Bestimmungen auf, die Kaiser und Papst im Laufe der Zeit zur Regelung des Verhältnisses zwischen Christen und Juden erlassen hatten und die im Mittelalter in Geltung waren [d]. Diese genaue Bekanntschaft Beheims mit den Verhältnissen im Judentum ist wohl nicht zufällig. Konrad von Weinsberg, bei dem unser Dichter zuerst in Diensten stand, kam als Reichserbkämmerer sehr viel mit den Juden, den Kammerknechten des Reiches, in Berührung. Es ist auch bekannt, daß Konrad für die jüdischen Verhältnisse ein lebhaftes Interesse bekundet hat und daß er auch eine

---

a) Bl. 104r (*dise ... geticht sagen von den iuden, wie sie so blint sein in irem unglauben*) bis Bl. 122r.

b) Bl. 116r (*dise geticht sein gezogen aus dem talmut*).

c) Bl. 121r ff.: *ein straff auff dy fürsten, die dy iuden halten, und wi mans halten sol.*

d) Vgl. darüber Stobbe, Die Juden in Deutschland während des Mittelalters 1866. S. 38. 44. 123. 165 ff.

reiche Sammlung jüdischer Schriften besaß[a]); so liegt es also nahe anzunehmen, daß Beheim von dem Reichserbkämmerer selbst für jüdische Dinge interessiert worden ist.

Für Beheim sind die Juden zunächst Feinde des christlichen Glaubens. Sie schmähen Christum und seine Lehre und suchen Pfaffen und Laien in ihrem Glauben wankend zu machen. Darum soll man ihre Gesellschaft meiden, niemand soll mit ihnen zusammen essen, trinken, baden; vor ihrer Arznei soll man sich hüten[88]). Durch kaiserliches Recht und päpstliche Bullen ist ihnen schon vieles untersagt. So dürfen sie keine Schulen gründen, wenn sie dem Landesfürsten nicht 50 Pfund in Gold geben; in der Karwoche darf kein Jude die Straße betreten, und am Karfreitag sich nicht einmal am Fenster zeigen[89]). Ferner: kein Christ darf bei ihnen Dienste nehmen, sie selbst sollen sich schon äußerlich durch ihre Kleidung von Christen unterscheiden[90]). Mit Juden zu disputieren, mögen Christen unterlassen, dabei leidet der christliche Glaube nur Schaden[91]).

Einen Juden zu taufen ist erlaubt; aber der Jude muß sterben, der nach vollzogener Taufe zum Judentum zurückkehren wollte oder den Versuch machte, einen Christen jüdisch zu machen[92]). In ihrem Haß gegen alles Christliche gehen sie so weit, daß sie den Tod eines Christen für nützlicher halten als den einer Natter[93]). Vor jeder Berührung mit ihnen soll man sich darum hüten. Gar zu leicht betören sie den Christen, der in seinem Glauben nicht stark ist. Sie schicken ihn in ein fremdes Land, machen ihn trunken, beschneiden ihn, geben ihm einen jüdischen Namen, ein jüdisches Weib und Geld. So machen sie ihn zum Juden[94]).

Die Fürsten haben die Pflicht, das Treiben der Juden zu beobachten; sie dürfen ihnen nicht solche Ehren er-

a) Bossert, Aus dem Weinberger Archiv für die Zeit von 1415 bis 1443, Archival. Ztschr. Bd. 7 (1882), S. 151 ff.

weisen, wie es jetzt, freilich auch in den Städten, geschieht [95]). Die Juden werden nur wegen der Abgaben, die sie leisten, geschätzt; aber diese sind den armen Leuten wieder abgepreßt, die in Wahrheit die Juden ernähren müssen. Schon kommt es vor, daß Juden an den Tafeln der Fürsten sitzen [96]). — Gegen diese Achtung, die den Juden zu teil wird, empört sich Beheims ganzes Gefühl: ein Hund gehört zu den Rüden [97]).

Überschauen wir die ganze Reihe dieser kulturhistorischen Gedichte noch einmal, so fällt uns zunächst die Vielseitigkeit Beheims auf. Der Dichter hat sich mit den Verhältnissen aller Stände beschäftigt und die Fürsten sowohl wie den Bürger und den Bauern in den Kreis seiner Beobachtung gezogen.

Das Bild der Zeit, wie es uns aus diesen Gedichten entgegentritt, ist kein günstiges. Beheim ist nur darauf bedacht, die Fehler seiner Mitmenschen hervorzuheben, und er hat generell hier nirgends ein Lob ausgesprochen, während er doch, wie wir sahen, wohl die Verdienste Einzelner zu würdigen weiß. Dennoch ist aber seine Kritik nicht rein negativ; er hegt wohl bestimmte Vorstellungen von dem, was eigentlich sein müßte, und er hat sich so z. B. ausführlich darüber verbreitet, wie ein Fürst seine Verwaltung einrichten soll oder wie sich ein rechter Ritter zu verhalten hat. — Die Vorwürfe Beheims gegen die einzelnen Stände sind nicht gerade originell; wir finden auch schon bei Helbling, dem Teichner, Muskatblüt u. a. dieselben Klagen über den Niedergang der guten Sitten, die Sittenlosigkeit der Geistlichen, den Wucher der Städter, den Hochmut der Bauern u. s. w. Dennoch sind aber Beheims Schilderungen nicht ohne Interesse; sie behaupten auch ihren historischen Wert, da Beheim der einzige Dichter ist, der sich mit solcher Ausführlichkeit über die allgemeinen Kulturverhältnisse, wie sie um die Mitte des 15. Jahrhunderts bestanden, ausgesprochen hat.

III. Gedichte über Verschiedenes[1]).

1) Dis getiht macht ich von hern cunrot seilgen von weinsperg, der mein rehter erbher waz und mich von erst uff praht und mich zu einem gernden man maht[2]).

Konrad von Weinsberg, den dieses Gedicht verherrlichen soll, war der erste, dem Beheim seine Dienste widmete. Da Sulzbach, der Geburtsort des Dichters, zu seinem Besitze gehörte, war er der *erbher* oder Grundherr Beheims, der so leicht zu dem mächtigen Herren in Beziehungen treten konnte. Karajan nimmt an[3]), daß Beheim 1439 in die Dienste Konrads getreten sei. Das ist möglich, aber durch nichts begründet. Nur vor 1439 ist es sicher nicht der Fall gewesen; in dem sehr sorgfältig geführten Ausgabenbuche Konrads von Weinsberg, das uns für die Jahre 1437 und 1438 erhalten ist[4]), ist eine Gabe an Beheim nicht erwähnt. Konrad von Weinsberg hat nun den entscheidendsten Einfluß auf Beheims Leben ausgeübt. Er erhob ihn, wie der Dichter es selbst ausdrückt, aus dem niedrigen Stande des Webers zu dem ehrenvollen des Sängers und gab ihm damit einen Wirkungskreis, den er mit einer seltenen Beharrlichkeit fortan auszufüllen bestrebt war. Wir wissen übrigens auch sonst, daß Konrad von Weinsberg Beziehungen zur Dichtkunst hatte; es sind uns sogar einige Gedichte

---

1) Hierzu rechne ich außer den im folgenden untersuchten Gedichten noch zwei andere: *von meiner mervart* (v. d. Hagens Sammlung S. 54) und *von propheceyen sagt das* (abgedruckt bei Priebsch, Dtsche. Hss. in England I, 295), von deren ausführlicher Besprechung ich aber absehe, da das erste schon von Karajan (WB. S. XXXVI) behandelt ist und da der rein historische Inhalt des zweiten mit der einen Bemerkung Priebschs eigentlich erschöpft ist.

2) Pal. 312, Bl. 283r.

3) WB., S. XXXI.

4) Einnahmen- und Ausgabenregister Konrads von Weinsberg aus den Jahren 1437 und 1438, herausgeg. von Jos. Albrecht (Stuttg. Lit. Ver. Bd. 18).

von ihm erhalten, zwei geistliche Lieder [1]) und ein Minnelied [2]).

Das Gedicht spricht von Konrad als von einem Lebenden, es muß also noch vor dem 18. Januar 1448, dem Todestage Konrads, entstanden sein [3]). Eine genauere Datierung ist nicht möglich, da es gänzlich an historischen Anspielungen fehlt.

Der Dichter rühmt zunächst das Geschlecht seines Herrn: kein anderes ist älter als das seinige, es bestand schon vor Jesu Geburt und hat schon vor *kaiser july zeiten* den Helm erhalten. — Wenn der Beweis für diese Behauptung dem Dichter auch schwer werden sollte — die Verbindung mit Kaiser Julius Cäsar soll dem Geschlechte einen besonderen Glanz zu verleihen [4]) — so war doch die Familie derer von Weinsberg eine der angesehensten in Deutschlaud. Die Herren von Weinsberg entstammten der Umgebung der staufischen Stammburg; sie hatten schon um 1140 die Burg Weinsberg inne und kamen dann besonders im 14. Jahrhundert zum Ansehen. So war ein Konrad von Weinsberg 1390—1396 Erzbischof von Mainz [5]). Doch am glänzendsten wurde das Geschlecht eben von unserem Konrad von Weinsberg, dem mächtigen Reichserbkämmerer mehrerer deutscher Könige, vertreten.

1) abgedr. im württemb. Jahrbuch 1874, 2. Teil, S. 195.

2) abgedr. i. d. württemb. Vierteljahrsschr. f. Landesgeschichte II 256.

3) Die Überschrift des Gedichtes, die von *hern cunrot seilgen* redet, ist natürlich jünger und von Beheim erst bei Entstehung der Hs. hinzugefügt.

4) In der Pfälzer Reimchronik wird Herkules zum Anherrn des Pfalzgrafen Friedrich gemacht (Waßmannsdorf, Die Erziehung Friedrichs des Siegreichen. Aus Michel Beheims Reimchronik mitgeteilt. Heidelberg 1886. S. 10): *In rechter warheit ich in wal*
durch sin tugent zu glichen sal
dem unerschrocken ercules,
der siner vorfaren eine dess
geschlechtes ist gewesen,
als ich von im han lesen.

5) Bossert, Aus dem Weinsberger Archiv, Archival. Ztschr. VII, 151 ff.



Beheim deutet weiter auch darauf hin: Kein Graf und Herr kann sich mit ihm vergleichen. Er ist ein notwendiges Glied des Reiches. Niemand kann ihn an Weisheit übertreffen; er ist überall bekannt, und Fürsten und Kaiser verlangen seinen Rat zu hören. — Konrad von Weinsberg war im Dienste des Reiches eine glänzende Laufbahn beschieden gewesen[1]. Er war der besondere Vertraute Kaiser Sigismunds, in dessen Umgebung wir ihm oft begegnen. So begleitet er ihn 1415 zum Konzil nach Basel und wird zu politischen Sendungen benutzt, wie 1426 nach Dänemark und 1431 nach den Niederlanden. 1438 sandten ihn die zur Wahl versammelten Kurfürsten zu Herzog Albrecht nach Wien, um diesem die Königskrone anzubieten. Er genoß Albrechts Vertrauen in hohem Maße; er trat in seinen Rat als besoldetes Mitglied ein, nahm in seinem Auftrage 1439 die Huldigung der oberrheinischen Reichsstädte entgegen und wohnte als sein Gesandter den Sitzungen des Baseler Konzils bei, zu dessen Protektor er ernannt wurde. Geradezu unentbehrlich war Konrad den Königen in Steuer- und Münzangelegenheiten. Schon 1411 belehnt ihn Kaiser Sigismund mit dem Unterkammermeisteramt, später machte er ihn zum Reichserbkämmerer, in welcher Stellung ihn auch Albrecht und Friedrich beließen. So sehen wir in Konrad von Weinsberg einen einflußreichen Staatsmann, von dem Beheim wohl sagen konnte:

uff erden weiss ich nite
eynn hern alz wandelbern,
der also weit so kern
und solche weise ret sei lern.
wenn keiser, küng, fürsten seins racz begern,
als er mit wiczen ist bewern.

In dem Lobliede auf einen edlen Herren dürfen seine ritterlichen Tugenden nicht unerwähnt bleiben. Konrad ist ein wohlerprobter Ritter, versichert Beheim, und in

1) ADB. 41, 517 ff.

allen Kämpfen bewährt. Er schirmt Witwen und Waisen und hilft den Seinen zu ihrem Recht.

Dann kommt Beheim auf die Zukunft des Geschlechtes zu sprechen, die ja jedem ritterlichen Herrn am Herzen liegen mußte: *die edel herschaft walt zegangen sein.*
des hat er im erkoren
ein tugentlichen frawen vein
von hennenperg geboren.

Anna von Henneberg war die zweite Gemahlin Konrads von Weinsberg. Er mußte noch diese zweite Ehe eingehen, weil er aus der ersten mit Anna von Hohenlohe nur eine Tochter hatte und das ganze Geschlecht nur auf seinen zwei Augen beruhte. Anna von Henneberg gebar ihm zwei Söhne. Beheim erwähnt sie auch, *zwen iunger herren wol geton,* und spricht dabei die Hoffnung aus, daß das Geschlecht niemals untergehen werde. Doch diese sollte schlecht in Erfüllung gehen; schon mit diesen beiden Söhnen Konrads von Weinsberg starb das ganze Geschlecht aus.

2) *dis getiht sagt von dem iungern herczogen albreht von beyern* [1]).

Von der Zeit, die Beheim im Dienste Konrads von Weinsberg verbracht hat, sagt er in seiner vita [2]): *da lernt ich suchen der fürsten hof.* Wir haben uns den Dichter in diesen Jahren zu denken, wie er als „gernder man“ im Lande umherzog und an den Höfen der großen und kleinen Herren Einkehr hielt. In diese Zeit gehört auch das vorliegende Gedicht hinein; Beheim hat es wohl Neujahr 1448 [3]) am bayrischen Hofe zu München vorgetragen, und er sagt hierin auf Grund der astronomischen Konstellation einem eben geborenen Prinzen die Zukunft voraus.

---

1) Pal. 312, Bl. 20v.

2) v. d. Hagens Sammlung S. 37.

3) *wann er* (Beheim) *sein gnaden daz zu eren tut und schenkt im daz zu einem guten iar, daz im kein leit müss nümmer mer beschehen.*

Historisches Interesse hat nur die Einleitung des Gedichtes. Beheim erwähnt zunächst, daß er zur Zeit der Geburt des jungen Prinzen nach München gekommen sei, und gibt den Zweck des Gedichtes an. Dann folgen einige Bemerkungen über die Geschlechter, denen der Prinz entstammt:

von seinem vater er auß beiern ist geborn,
aus dem gesleht von braunswich von der muter.
die zwei gesleht sein sunder außerkorn,
und die herschafft von beiern lob ich sunderleich.
wann es ein fürsten adel ist so guter,
der da entsprossen ist von franckenreich,
von criechen und von rom, von dem norggaw.
daz sein die cristenlichsten kung uff erden.

Die Mutter des jungen Albrecht war Anna von Braunschweig, die Tochter Herzog Erichs von B., mit der sich Herzog Albrecht von Bayern am 6. November 1436 vermählt hatte [1]). Die Angaben über die Herkunft des bayrischen Herzogsgeschlechts sind historisch natürlich ohne Wert. Sie finden überhaupt eine Erklärung nur in der Neigung mittelalterlicher Genealogen, die Entstehung eines Geschlechtes zu seinem höheren Ruhme möglichst an antike Helden anzuschließen [2]). Richtig ist an diesen Bemerkungen nur das eine, daß das bayrische Herzogsgeschlecht aus dem *norggaw* stamme. Der *norggaw* ist zweifellos der Nordgau, unter dem man ursprünglich alles bayrisches Gebiet nördlich der Donau und westlich des Regens, später auch noch unter Hinzunahme des Landes östlich des Regens bis zum Böhmerwald, verstand [3]). In diesem Nordgau haben die Wittelsbacher ihre eigentliche Heimat. Im Kelsgau (an der Mündung der Altmühl) war das Geschlecht der Luipoldinger, das schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts den Herzogstuhl

1) Riezler, Geschichte Bayerns III, 328.
2) Vgl. auch S. 165.
3) Riezler I, 847.

in Bayern inne gehabt hatte, dann aber von Otto I. gestürzt worden war, reich begütert; hier ist es während der folgenden Jahrhunderte nachzuweisen, und hier lebte es im Dunkeln weiter, bis ihm Barbarossa 1180 seine alte Stellung wieder gab [1]).

Die Mitteilungen, die Beheim weiterhin über den Ursprung des braunschweigischen Herzogsgeschlechtes macht, sind kaum zu deuten. Ein Fürst von Bayern, so erzählt er, hieß Herzog Braun. Er geriet mit Kaiser Otto in Streit und wurde von ihm mit einem Heere angegriffen. Um sein Land den Kriegsnöten nicht auszusetzen, verließ Braun Bayern und floh nach Sachsen. Hier erbaute er Braunschweig, deshalb so genannt, weil „Braun (aus Bayern) weichen" mußte. Von diesem Herzog Braun stammt die Mutter des Prinzen ab, so daß dieser also auch von mütterlicher Seite ein Bayer ist.

Welche historischen Ereignisse dieser verworrenen Erzählung zu Grunde liegen, ist schwer festzustellen. Was zunächst die Gründung Braunschweigs betrifft, so wird in allen niedersächsischen Quellen der Zeit berichtet, daß die Stadt von Herzog Bruno, dem Sohne Luidolfs, des Stammvaters der sächsischen Kaiser, gegründet sei. Diese Überlieferung ist freilich, wie Bethmann [2]) in sorgfältiger Quellenvergleichung gezeigt hat, nicht älter als das 13. Jahrhundert, und sie läßt sich eben so wenig beweisen wie jene andere, die im 15. Jahrhundert mit großer Bestimmtheit auftritt und die die Gründung der Stadt in das Jahr 861 verlegt. — Mit diesem Ereignis der Gründung Braunschweigs verbindet nun Beheim ein anderes, das von dem ersteren gänzlich unabhängig ist, die Vertreibung eines Bayernherzogs durch Kaiser Otto. Hierbei ist wahrscheinlich an die Entsetzung Herzog Eberhards von Bayern durch Otto I. zu denken. Eberhard, der seinem Vater Arnulf 937 gefolgt war,

1) Heigel, Die Wittelsbacher (1880), S. 3.

2) Bethmann, Die Gründung Braunschweigs, in Westermanns Monatsheften, Jahrg. 1861, S. 525 ff.

hatte sich geweigert, dem Könige zu huldigen. Otto unternahm deshalb zwei Feldzüge gegen ihn (938) und trieb ihn aus dem Lande; die Herzogsgewalt wurde auf seinen Oheim Berthold übertragen, während er selbst seitdem verschollen blieb[1]). Weniger in Betracht kommt wohl für die Erklärung der Beheimschen Stelle die Absetzung Herzog Heinrichs II. des Zänkers durch Otto II. (976), da Heinrich 985 sein Herzogtum wieder erhielt und da der Beheimsche Herzog *braun* mit dem landesverwiesenen Eberhart mehr Ähnlichkeit hat. Doch wie dem auch sei, jedenfalls sind in unserem Gedichte zwei gänzlich zusammenhanglose Ereignisse verbunden; es ist weder von Eberhard noch von Heinrich bekannt, daß sie sich nach ihrer Absetzung nach Sachsen gewandt hätten. Die beiden Ereignisse zu vereinigen wird Beheim dadurch verleitet, weil er die bayrische Abkunft des Prinzen auch von mütterlicher Seite nachweisen will. So wird aus dem heimatlosen Herzog, von dessen Namen man wie von seinem Schicksal wohl nichts mehr wußte, jener Herzog *braun*, von dem Beheim als dem Gründer Braunschweigs gehört hatte.

Auffällig wird dem Leser des Gedichtes zunächst die etymologische Erklärung des Wortes 'Braunschweig' erscheinen; doch sie darf nicht weiter überraschen, da die Zeit in diesen Dingen sehr naiv war[2]). Beheim gibt noch an einer anderen Stelle Proben dieser Unbefangen-

---

1) Giesebrecht, Deutsche Kaiserzeit I, 252.

2) Vgl. auch Raumslands Lobspruch auf den Herzog von Braunschweig (HMS. III, 55, 12):

Des hoch gelobeten vürsten lop vol braht
ich niht, sin ist me unde ie mere.
ich han von Brunes munde unde auch von manigem man
gehort, daz sin lob nie man gar vol ahten kan.
wich von im, schande, swa er hinnen kere.

Solche wunderlichen Wortspiele mit Namen sind der Technik des Lobspruches, als welchen man vielleicht auch Beheims Gedicht betrachten kann, durchaus eigentümlich (Roethe, Reinmar von Zweter S. 228 u. A. 287).

heit. Im Anfange seiner Chronik des Pfalzgrafen Friedrich besingt er die Stadt Heidelberg, rühmt ihre schöne Lage, die Universität und kommt u. a. dann auch auf den Namen der Stadt zu sprechen:

dyse hyeig statt ist nach aim
perlin eines gewechst vil claim
heydelberg nach hyeiger sprach
von uns tutschen geheißen. ach
etlich sagen und iehen,
es sy also beschehen,
sie werd von inwonern ettwo
der heydenischen diet also
ungleubig heydenberg genand[1]).

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wendet sich Beheim der eigentlichen Aufgabe zu. Er teilt zunächst genau die Zeit der Geburt und die astronomische Konstellation zu dieser Stunde mit:

an freitag funczen tag decemper in der stunt
sehs zeit nach mittags er geporen warte,
als man von gocz gepurt zelen begunt
daussent virhundert sibn und virczig iar.
am himel ist uffgangen zu der friste
der ffunft staffel des lewen, daz ist war.
die stund ist auch saturnus der planet
und der saturnus in dem lewen ist.

Im folgenden geht dann Beheim die einzelnen Tierbilder oder *häuser* — der ganze Tierkreis wurde in zwölf solcher Häuser eingeteilt — der Reihe nach durch und zieht aus der Stellung der Planeten in ihnen seine Schlüsse auf das künftige Leben des Neugeborenen. Dieser Teil des Gedichtes ist historisch vollkommen wertlos.

Den Beheimschen Ausführungen liegt die Anschauung zu Grunde, die schon im Altertum und dann noch weiter

1) Christ, Das erste Heidelberger Faß und die damit zusammenhängenden Bauten. Nebst einem Anhang: Des Meistersängers Michel Beheim Lob auf Heidelberg. Heidelberg 1886, S. 4, v. 466 ff.

im Mittelalter ausgebildet war, daß ebenso wie Sonne und Mond auch alle Planeten einen Einfluß auf die Natur und auf die Geschicke der Menschen haben [1]). Diese Einwirkungen wurden als verschieden gedacht je nach der Stellung der Planeten im Tierkreise und zu einander. Weiter wurde angenommen, daß jedes Tierbild (oder Haus) einen Planeten als seinen Herrn habe. Der Gebieter der Geburtsstunde eines Menschen und damit seines Lebens war nun derjenige Planet, in dessen Hause sich das Horoskop zu der betr. Zeit befand; mit Horoskop bezeichnete man dabei denjenigen Punkt der Ekliptik, der gerade in einer bestimmten Stunde aufgegangen war. Das Horoskop des jungen Prinzen Albrecht, das oben mitgeteilt war, befindet sich im Tierkreise des Löwen; also ist die Sonne, die Herrin dieses Hauses, auch die Herrin über das Leben des Neugeborenen.

Die Prophezeiungen auf die Zukunft des jungen Prinzen, die weitaus den größten Teil des Gedichtes ausmachen, sind nicht durchweg so günstig gehalten, wie man zunächst wohl annehmen würde. Danach wird aus dem Kinde einst ein mannhafter Ritter, der die Bösen besiegt und mit tüchtigen Soldaten sich Ruhm, Reichtum, Burgen und Länder gewinnt; er wird die Gerechtigkeit lieben, große lärmvolle Feste verschmähen, vielmehr danach trachten, seinen Ruhm zu vermehren; sein eheliches Weib wird er lieb und wert halten. Doch auch die Kehrseite des Lebens soll er kennen lernen. An *malern, schreibern und steinmeczen* wird er keine Freude erleben, Krankheit wird ihn befallen, sein Vieh, *sweinn und schauff*, geht ihm verloren, einige Untertanen empören sich und führen gegen ihn Krieg, man trachtet ihm nach seinem Leben und selbst von Wassersnot bleibt er nicht verschont.

Diese Zukunftsbilder sind sicher nicht willkürliche Einfälle des Dichters. Er hat sich wohl dabei an be-

---

1) Ernst Mayer, Handbuch der Astrologie (Berlin 1891).

stimmte Vorlagen gehalten. Als *meister der astronomey* nennt er *hely* (= Hali), *ermess* (l. *hermes* wie in cgm. 291) *der künstig man*, *abenasgell* (l. *abenragell* = Aben Ragel; dies [der andere Name für Hali), *alkindus* (= Alchindi), *tolomeus* (= Ptolemäus), *akubikins (?)*; außerdem erwähnt er noch das *buch allmagesty* des Ptolemäus [1]).

Allzu tief scheint Beheim jedoch in die Weisheit der Astronomie nicht eingedrungen zu sein. Bei seiner Übersicht über den Tierkreis vergißt er zwei Häuser zu nennen, die des Schützen und des Krebses, während er dafür, um die Zahl zwölf voll zu machen, die Häuser des Löwen und des Wassermannes je zweimal aufführt. Dann ist auch seine Darstellung schon in sich widerspruchsvoll; er läßt den Jupiter, der seinen Platz im vierten Hause (Wage), und die Sonne, die ihn im sechsten Hause (Steinbock) hatte, vom fünften (Skorpion) und siebenten (Wassermann) Hause aus nach dem zweiten (Löwen) hinblicken. Beheim ist sich seiner Unwissenheit in diesen Dingen wohl bewußt gewesen:

nun byn ich der zwölff heüser kummen hie zu ent.
so mit des heilgen geistes hilff und steüre
hon ich sie außgeleget und penent
genczlichen uff das best, als ver ich mich verston.
wann mir der weissheit leider ist zu teüre
und ich der künst nit vil gelernet hon.

3) *von den, die sich der alten maister getícht annemen* [2]).

Dieses Gedicht, schon früher berührt (S. 150) verdient eine nähere Untersuchung, da es von Bedeutung

1) In anderen Gedichten werden noch genannt: *merlin der pritaner prophete* (Pal. 312, Bl. 73v) oder *merlein der praffet pei kunig artus zeit* (Bl. 248r), *alpumasar der weiß* (= Abumaschar) (Bl. 247v), *hali* (Bl. 248r), *ptholemeus (puch almeigeste)* (Bl. 248v), *arnoldus (buch des ends der welt)* (Bl. 248r).

2) Pal. 334, Bl. 107c.

ist nicht nur für die Kenntnis der Persönlichkeit des Dichters, sondern durch die Erwähnung einiger Namen auch für diesen ganzen Abschnitt unserer Literaturgeschichte überhaupt.

Chronologisch kann es nicht genau bestimmt werden. Es muß nach 1458 entstanden sein, da der Dichter sich als *ains romischen kaiser poet* bezeichnet[1]). Den terminus ad quem bildet das Jahr 1466; wäre das Gedicht jünger, so würde Beheim, der von 1467 ab im Dienste des Pfalzgrafen Friedrich stand, diesen bei der Aufzählung seiner Herren nicht vergessen haben.

Die Klage Beheims über den Betrug seiner Berufsgenossen, der Sänger, die die Gedichte längst verstorbener *maister* als ihre eigenen ausgeben, ist schon an anderer Stelle wiedergegeben. Er vergleicht die Betrüger mit *galienus*, der sich die Kunst seines Meisters *avecenna* aneignete und diesen dann mit seinen eigenen Waffen vernichtete. Neben andern Meistern, die schon vor 100 Jahren lebten, ist es besonders Heinrich von Mügeln, der von unfähigen Sängern ausgebeutet wird. Beheim schätzt ihn sehr hoch:

. . . maister hainrich
von müglingen der lobelich,
des hercz in starken prünsten
mit kunst prann als ain zunder.
er waz ain doctor hochgelart
in dreien künsten wal pewart.
darümb sa ist nit wunder,
ob sein geticht die warheit trifft.
wann er des grundes der geschrifft
ain doctar ist gewesen
und aller maisterschafft erczni
und ach der kunst astronomi:
daz hat er als durchlesen.

Beheim verachtet die betrügerische Konkurrenz. Gegen

1) Vgl. oben S. 66.



diese ärmlichen Gesellen empört sich sein ganzes Selbstgefühl:

fürwar ich michel pehen
pin ains romischen kaiser und
fürsten von pairn, herczog sigmund
teutscher poet und tichter.
mich deüht: genug kunt ich als vil
als sein mynster schuler. . . .

Der bairische Fürst, als dessen Dichter sich Beheim hier bezeichnet, ist Albrecht III. von Baiern; vermutlich hat er in den 40ger Jahren bei ihm geweilt. Es ist derselbe Herzog Albrecht, an dessen Hofe wir den Dichter Neujahr 1448 fanden (S. 167 ff.). Herzog Sigmund ist der Vetter Kaiser Friedrichs III., der Herzog von Tirol. Nur aus dieser Stelle erkennen wir mit Deutlichkeit, daß Beheim auch diesem Fürsten gedient hat. Diese Episode in Beheims Leben fällt wahrscheinlich auch in die Monate von 1454—1455, in denen wir den Dichter somit im Dienste von vier Fürsten sehen: Markgraf Albrechts von Brandenburg, Herzog Albrechts von Baiern, Herzog Albrechts von Österreich und Herzog Sigmunds von Tirol. In dieser Reihenfolge, die freilich nicht sicher steht, mir aber als die natürlichste erscheint, wird Beheim den Fürsten gedient haben. Von Markgraf Albrecht kam er leicht nach Baiern, von dort zu Herzog Albrecht von Österreich, der im Südwesten Deutschlands die habsburgischen Vorlande verwaltete, und von hier weiter nach Osten vorgehend, nach Tirol zu Herzog Sigmund, zu dem Herzog Albrecht von Österreich vielfache, freilich nicht immer freundliche Beziehungen unterhielt (S. 131); 1455 finden wir den Dichter dann schon am Hofe Ladislaus (S. 120).

Im weiteren Verlaufe des Gedichtes wendet sich Beheim wieder den betrügerischen Sängern zu. Sie wollen sich mit den Werken anderer Ruhm erwerben. Doch das kann ihnen nur bei unkundigen Hörern ge-

lingen; kämen sie zu Männern, die die alte Kunst noch pflegen, so würden sie nur Schande ernten:

kem er mit den getihten da
nur für den eltern von gerau,
her hainrichen genennet,
und für den von tautenpurg hern
purkart schenken, dise künst wern
auch pald von jn erkennet,
oder für den canczlere
herczog wilhelms in sahsenlant,
der iahann seifrit ist genant,
und für etliche mere:
den künstreichen iacab pütrich
von reichershausen, so dünkt mich
er würd zu schand und spate.
wann sy all dise kunst verstan
und grasse puch haben davon.

Heinrich der Ältere von Gera stammte aus dem Geschlechte derer von Reuß und war Vogt von Weida. Urkundlich ist er von 1402—1452 nachzuweisen [1]). Man nimmt an, daß er schon vor dem 3. Juni 1454 gestorben ist [2]). Beheim, dessen Gedicht erst nach 1458 entstanden sein kann, scheint dem zu widersprechen; sicher ist dem Dichter bei Abfassung seines Gedichtes vom Tode Heinrichs des Älteren nichts bekannt gewesen. — Burkard, Schenk von Tautenburg, ist von 1438—1471 oft bezeugt [3]). Er stand bei Herzog Wilhelm von Sachsen in hohem Ansehen, hielt auch im sächsischen Bruderkriege im Gegensatz zu seinen Brüdern zu Wilhelm und starb 1471 als *hoffemeister* der Gemahlin Herzog Wilhelms. — Einen Kanzler Herzog Wilhelms, Johann Seifrit, kann ich nirgends nachweisen. — Jakob Pütrich von Reichardtshausen

1) Berthold Schmidt, Die Reußen, Schleiz 1903, Tafel 3.

2) Schmidt S. 24.

3) Friderici, Historia pincernarum Varila-Tautenburgicorum (Jena 1722), S. 30 ff.

ist sicher der bekannte Dichter, der von 1400—1469 lebte[1]). Er war herzoglicher Beamter und erscheint 1441 als bairischer Rat, 1442 als Stadtrichter von Landshut und 1450 als herzoglicher Landrichter. Auf ihn beziehen sich offenbar in besonderem Maße die zuletzt genannten Worte Beheims. Pütrich ist der Verfasser des berühmten Ehrenbriefes für die Herzogin Mathilde von Österreich, in dem er die Ritterbücher der Herzogin und seine eigenen aufzählt. Die vornehmen Herren, deren Beheim hier so rühmend gedenkt — er hatte sonst nur immer über Vernachlässigung der edlen Sangeskunst von Seiten des Adels zu klagen[2]) — hat der Dichter sicher persönlich gekannt. Aus der Erwähnung der drei thüringischen Adligen dürfen wir auf einen Aufenthalt Beheims in Thüringen schließen; vermutlich hat er auf seiner Rückreise von Norwegen (1450) diese Landschaft berührt. Das Zusammentreffen mit Pütrich ist dagegen in die Zeit zu verlegen, die Beheim in Baiern verbrachte, entweder in den Dezember 1447 oder in das Jahr 1454. Die Bekanntschaft Beheims mit dem gelehrten oberbairischen Ritter ist wohl nicht ohne Einfluß auf seine Bildung geblieben. Beheim hat sicher, bildungsdurstig wie er war, von diesem Kenner der älteren Dichtung gelernt, und wir dürfen die gelegentlichen, freilich sehr seltenen Hinweise auf frühere Dichter und Dichtwerke[3]) wohl z. T. auf Anregungen Pütrichs zurückführen.

Zum Schluß faßt Beheim noch einmal seine Ansichten über die Stellung des Dichters zu den Werken anderer zusammen. Ein Dichter soll überhaupt keine fremden, sondern nur eigene Gedichte vortragen:

---

1) Oberbairisches Archiv 36, 158 und 41, 72 ff.

2) Vgl. S. 148 und Beilage No. 2, Anm. 19—23.

3) Beheim erwähnt *wolffram und clingesore* (Bl. 59v), *biterolf* (Bl. 171v), Dietrich von Bern und *fraw rucze* (Bl. 244v), den *wirt von glocken* (Kar. No. 9, v. 650; S. 54).

wer sich der kunst verpflihte,
der nem alte getiht nit her.
ainem tihter gepürt, daz er
nur hab aigene tihte.

4) *von der hohen schul zu wien*[1]).

Die Wiener Universität[2]), mit der sich Beheim in diesem Gedichte beschäftigt, war 1365 durch Herzog Rudolf IV. gegründet worden. Sie nahm bald einen bedeutenden Aufschwung, und ihr Ansehen war schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts derart gestiegen, daß sie zu allen Conzilien der Zeit offiziell hinzugezogen wurde. In der Mitte des Jahrhunderts war sie eine der besuchtesten Hochschulen; unter der Regierung König Ladislaus erreichte die Frequenz eine Höhe von 5—7000. Das Verhältnis der Universität zu den Landesherrn war durchweg gut; oft bedienten sich die Fürsten des Rates der Professoren, übertrugen ihnen wohl auch wichtige diplomatische Vertretungen. Erst unter Friedrich III. änderten sich diese Beziehungen. Der nüchterne Mann hatte kein Verständnis für akademische Freiheit; in den häufigen Streitigkeiten zwischen Universität und Stadt stellte er sich immer auf die Seite der Bürger; er machte sogar Miene, die Privilegien anzutasten, worauf man dann von akademischer Seite mit der Drohung der Auflösung und des Auszuges von Professoren und Studenten aus der Stadt antwortete (1440 und 1453). Das Recht der freien Meinung ließen sich die Professoren nicht verkümmern; so griff die Universität in den Streit zwischen Kaiser Friedrich und seinem Bruder Albrecht ein und mahnte zum inneren Frieden, und freimütig kritisierte Professor Ebendorfer auf dem Landtage von Wien (1460) die Mißstände der Regierung. Besonders unerquicklich war aber das Verhältnis der Universität zur Stadt selbst;

1) Karajan No. 2.
2) Aschbach, Geschichte der Universität Wien (Wien 1865), Bd. I.

den Bürgern war das ganze akademische Treiben zuwider, sie beklagten sich mit Recht über die häufigen Excesse der Studenten, von deren Rauflust auch zeitgenössische Schriftsteller wie Bonfinius berichten, und forderten strenge Maßregeln von den Fürsten.

Über die Vorgeschichte der Universität ist Beheim ziemlich gut unterrichtet. Er erwähnt verschiedene Ereignisse, aber leider aus der jüngsten Zeit, in der er selbst in Wien war, keines, das uns einen chronologischen Anhalt für die Entstehung unseres Gedichtes gewährte. Aschbach[1]) ist allerdings der Ansicht, daß das Gedicht im Anschluß an den großen Streit des Jahres 1451 zwischen Stadt und Bürgerschaft entstanden ist. Nun ist soviel zuzugeben, daß das Gedicht an bestimmte aktuelle Ereignisse anknüpft. Beheim verteidigt hier die Universität gegen gewisse Angriffe und setzt ihren Gegnern, dem Kaiser und den Bürgern, die großen Vorteile auseinander, die ihnen aus dem Bestehen einer solchen Anstalt erwachsen. Doch 1451 kann das Gedicht nicht entstanden sein; Beheim war damals noch gar nicht in Österreich, und dann bezeichnet er hier, worauf schon Seemüller[2]) hinwies, Friedrich III. als Kaiser (v. 23), während die Krönung erst am 15. März 1452 in Rom stattfand. Aus diesem Grunde möchte nun Seemüller, der mit Aschbach das Gedicht auf den Streit des Jahres 1451 bezog, seine Entstehung um einige Monate hinausschieben und etwa in das Jahr 1452 verlegen. Auch das ist nicht wahrscheinlich, da Beheim vor 1455 kaum nach Wien gekommen ist (S. 95 u. 120). Doch davon abgesehen ist es garnicht notwendig, das Gedicht an den Streit von 1451 anzuknüpfen. Das Verhältnis zwischen der Universität und den Bürgern war eigentlich immer gespannt: so wird uns 1455 von einer großen Rauferei

1) Aschbach S. 215, Anm. 1.
2) Geschichte der Stadt Wien III, 1, S. 77, Anm. 1.

zwischen Studenten und Bürgern berichtet[1]), und 1464 fordert Friedrich III. in einem ungnädigen Schreiben die Professoren auf, die Studenten zu einem besseren Betragen anzuhalten[2]). So kann sich das Gedicht wohl auf uns unbekannte Vorgänge beziehen. — Beheim stand von 1455—1457 im Dienste König Ladislaus, der damals die Herrschaft über Österreich und damit auch Wien hatte. Der Dichter ruft hier den Kaiser Friedrich zum Beschützer der Universität auf, er ist jetzt der Herr Österreichs; wir gewinnen als terminus a quo für die Entstehung des Gedichtes den 23. Nov. 1457, den Todestag Ladislaus. Anderseits meine ich nun, daß das Gedicht in die Zeit nach dem großen Wiener Aufstand (1462) auch nicht mehr gut hineinpassen würde. Wir kennen aus dem Buche von den Wienern den großen Haß Beheims gegen die Wiener und dürfen wohl annehmen, daß er ihm hier bei Erwähnung der Bürger, seiner und der Universität gemeinsamen Feinde, sicher Ausdruck gegeben hätte. So möchte ich das Gedicht ganz allgemein in die Zeit von 1458—1462 setzen.

Der Dichter wirft sich hier zum Verteidiger der Universität auf, deren Wirken er ins hellste Licht zu setzen bestrebt ist. In fünf Abschnitten faßt er alles zusammen, was ihm für die *nuczung* der Hochschule zu sprechen scheint.

In der Einleitung vergleicht Beheim die Universität mit einem edlen Baume, den der Gärtner, Herzog Rudolf, einst *gepelczet* hat. Dann wendet er sich an den Kaiser, dessen Gegnerschaft gegen die Hochschule ihm sicher bekannt gewesen ist:

lass den pom verderben nicht,
seit er ain klainet reiche
ist über all dein schecze.

1) Aschbach S. 221.
2) Aschbach S. 241.



Als ersten *nucz* der Hochschule hebt er die Anwesenheit so vieler gelehrter Leute hervor. Er will dabei offenbar eine Aufzählung der Fakultäten geben und nennt *theologas*, *artistn*, *pucharczt und maister der sieben künst* (v. 34 ff.) Wir vermissen hier die Juristen, während wir der artistischen Fakultät zweimal begegnen. das ist um so auffälliger, als wir wissen, daß Beheim sich gerade mit juristischen Dingen viel abgegeben hat [1]). Ein ähnliches Versehen ist ihm später in der Pfälzer Reimchronik, in der auch die Organisation der Heidelberger Universität besprochen wird [2]), zugestoßen; hier hat er die Theologen übergangen.

der ander nucz ist das große Verdienst, das sich die Universität um die Hebung des religiösen Lebens erworben hat. Rechte Auslegung der Schrift tut da das meiste, und diese Fähigkeit erwirbt man sich nur auf *hohen schuln* (v. 61—70). Beheim schildert dann den Unterrichtsbetrieb (v. 71—77); augenscheinlich hat er selbst öffentlichen Disputationen beigewohnt, die die theologische Fakultät in den Kirchen veranstaltete und in denen die Studenten bestimmte Lehrsätze verteidigen mußten [3]). Die Folge dieses eifrigen Studiums der Gottesgelahrtheit ist ein großer Aufschwung des kirchlichen Lebens (v. 78—86). *teglich wirt erzält*, wie viele die irdischen Güter aufgaben und ins Kloster gingen: *kanleüt, witwen, juncfro und sunder studenten* (v. 88—94). Hiermit wird vielleicht auf die große religiöse Bewegung angespielt, die Johannes von Capistrano als begeisterter Prediger eines neuen Kreuzzuges gegen die Türken 1451 und später noch in Wien angefacht hatte [4]). Damals trat eine große Anzahl Studenten dem Franziskaner-

1) Vgl. S. 152 u. Ged.: *von des adels gerehtikeit* (Pal. 312, Bl. 299r).

2) Christ, Das erste Heidelberger Faß u. s. w. Nebst einem Anhang: Des Meistersängers Beheim Lob auf Heidelberg, S. 6.

3) Aschbach S. 250.

4) Geschichte der Stadt Wien II, 2, S. 885.

orden bei[1]). Nach Beheim hatten sich besonders die Karthäuser[2]) studentischen Zuzuges zu erfreuen (v. 94). — Aber das ganze Land genießt Vorteil von dem Bestehen der Universität; denn die Studenten kehren in ihre Heimat zurück und versehen *ir pfarrleüt mit predig und ler* (v. 95—100). Auch andere Länder nehmen Anteil an dem Segen, der von ihr ausströmt; *von manchen enden der verren land senden vil grossmehtig leut ir kind zu schul* (v. 101—110). Diese Bemerkung erinnert an den überaus starken Besuch der Wiener Universität in den 50ger Jahren des 15. Jahrhunderts; besonders zahlreich war auch dabei der deutsche Adel vertreten, wie die noch erhaltenen Matrikelbücher bezeugen[3]).

Im dritten Abschnitt seines Gedichtes zeigt Beheim an einigen Beispielen, wie wertvoll und unentbehrlich für die Fürsten des Landes schon der Rat der gelehrten *man der schul* gewesen ist. Briefe vom Papste oder von anderen Fürsten verstand kein Laie zu lesen: *die maister musten sy studirn* (v. 111—120). — Die Wiener Professoren sind von den österreichischen Herzögen oft zu politischen Geschäften herangezogen worden. Unter Friedrich III. war es besonders der als Historiker bekanntere Theologe Thomas Ebendorfer von Haselbach, der oft diplomatische Aufträge erhielt. So vertrat er den König auf den Reichstagen der Jahre 1440 - 1444 und wurde 1451 in einer wichtigen politischen Mission nach Italien gesandt[4]). Zwei andere Professoren wurden 1442 nach Preßburg geschickt, um die Ansprüche Wladislaws von Polen zurückzuweisen[5]). — Weiter erwähnt Beheim die Entlarvung eines gefälschten heiligen Kreuzes, das aus Rom stammte und offenbar in Wien

1) Aschbach S. 50.

2) Eine Niederlassung dieses Ordens in Wien kann ich nicht nachweisen.

3) Aschbach S. 107.

4) Aschbach S. 503 ff.

5) Aschbach S. 107.

für 1000 Gulden als Reliquie angeboten worden ist; *dy maister* erkannten aber die *falschen prieff*, und so blieb das Land vor großen Schaden bewahrt. Dieses Ereignis vermag ich nicht nachzuweisen, halte aber für unwahrscheinlich, daß es in die Regierungszeit Herzog Rudolfs IV., des Gründers der Universität, gehört, aus der uns zufällig von solchen Fälschungen berichtet wird[1]). Soweit braucht man nicht zurückzugehen; der Handel mit gefälschten Reliquien war zu allen Zeiten ein einträgliches Geschäft, und Beheim klagt auch selbst noch an anderer Stelle[2]), fast mit denselben Worten, über geistlichen Betrug. — Noch einmal erwähnt Beheim dann die politische Tätigkeit der Professoren und erinnert an die Sendung von Professoren zum Constanzer Conzil durch Herzog Albrecht, den späteren König Albrecht II.; durch ihr Mitwirken wurde *dise irrekait zwischen der päbst* beseitigt (v. 151—160). Als Vertreter des Herzogs waren in Constanz die Professoren Nikolaus von Dinkelspühel und Heinrich von Kitzbühel; außerdem hatten die Universität und die artistische Fakultät noch ihre eigenen Gesandten zum Konzil geschickt[3]).

Der vierte Teil dieser Beheimschen Apologie beschäftigt sich mit dem Kampfe der Universität gegen die Ketzer: *hussen und wiclefisten* sind nur durch die *hohe maisterschaft*, nicht aber durch *slehte priester* zu überwinden. Der Kampf gegen hussitische Einflüsse hatte der Wiener theologischen Fakultät namentlich im dritten und vierten Dezennium des 15. Jahrhunderts viel zu schaffen gemacht[4]). Sie hatte die Pflicht, gegen ketzerische Richtungen aufzutreten, und übte so ein Aufsichtsrecht über alle in Wien gehaltenen Predigten aus. Schon 1410 forderte man von ihr ein Gutachten, wie

1) Karajan (S. 4) ist dieser Ansicht.
2) Vgl. Beilage No. 2, Anm. 10.
3) Aschbach S. 254.
4) Aschbach S. 302.

gegen die „Verbreiter der wiklefitischen Lehren zu verfahren sei“ [1]). 1452 wurde ihr vom Papste das Recht verliehen, alle „Lehrer und Prediger in Wien für verfängliche und irrige Lehren zur Strafe zu ziehen“ [2]). — Auch den Anteil der Universität an der inneren Reform des Priestertums berührt Beheim (v. 181—186). Davon ist uns manches bekannt. Schon den Abgeordneten zum Constanzer Conzil wurde aufgetragen, gegen Simonie und mißbräuchliche Verleihung geistlicher Pfründen an Unwürdige zu kämpfen [3]), und aus Anlaß eines 1418 in Salzburg abgehaltenen Provinzialkonzils verfaßte die Universität eine Schrift über die Belehrung der Pfarrgeistlichkeit [4]). — Auch in den Kampf gegen die Juden soll die Universität mit eingegriffen haben: *wer wolt der iuden maister übertisputiret han,* wenn nicht die Schule? (v. 187—190). Wahrscheinlich wird hiermit auf eine öffentliche Disputation zwischen Theologen der Universität und jüdischen Gelehrten angespielt, die zu Beheims Zeiten abgehalten wurde und von der wir nichts Näheres wissen. — Die Universität bekämpft überhaupt den Unglauben in jeder Form. Beheim deutet auch auf eine bestimmte Art christlichen Unglaubens hin (v. 191—200): *sy glaupten, daz got hett rat geben, dy im geben ret, wez er da solt pegynnen. slehte priester* ließen das hingehen, doch *dy schul* hat es *ausgereütet.* Auch hierin wird die Hindeutung auf ein bestimmtes Ereignis liegen — vielleicht die Unterdrückung einer christlichen Sekte innerhalb der Gemeinde —, dessen Einzelheiten wir nicht kennen. Beheim rühmt dann noch einmal die großen Verdienste der *schul* um die Reinerhaltung der christlichen Lehre; die Ketzerei ist zurückgegangen, *dy hailig schrift wart nie so gruntlich aussgelet alz ich ez*

---

1) Aschbach S. 299.
2) Aschbach S. 281.
3) Aschbach S. 253.
4) Aschbach S. 259.

teglichen ful (v. 211—216). Das ist allein der Universität zu danken; denn hier ist der einzige Ort, wo die Bücher der *hohen maister geronimus, augustinus und ambrosius und gregorius* recht studiert werden.

Im letzten Abschnitt wendet sich dann Beheim an die Wiener, er schildert den großen materiellen Gewinn, den die Handwerker aus dem Aufenthalte so vieler Studenten ziehen (v. 217—223); fast 3000 Pfund verzehren sie jährlich. Aber die Schule bringt überhaupt *nuczung vil*. Man soll zu Gott bitten, daß sie noch lange *well pleiben* (v. 224—230).

Der Schluß des Gedichtes beschäftigt sich dann besonders mit den Studenten. Beheim will ihr Treiben den Bürgern in einem besseren Lichte zeigen, als sie es sonst zu sehen gewohnt sind. Zunächst bittet er um nachsichtige Beurteilung etwaiger Ausschreitungen (v. 231—250); das sind nur Ausnahmen. Dagegen werden Fleiß und Armut der meisten Studenten hervorgehoben; sie denken Tag und Nacht nur daran, *daz gocz er wirt gemeret und gemainer nucz gefurdert* (v. 251—270). Der Dichter wundert sich, daß es ihnen bei ihrer fleißigen Arbeit schlechter als einem *werkman* geht (v. 271—276). Darum soll man keinen Haß gegen sie hegen, man handele sonst an ihnen wie die Juden an Christus (v. 277—303). Die letzten Verse enthalten dann die Widmung [1]; sie geben auch deutlich zu erkennen, daß Beheim mit seinem Gedichte der Universität einen Dienst erweisen wollte.

Bei der Betrachtung des Ganzen darf die Tendenz, mit der dieses Gedicht verfaßt ist, nicht übersehen werden. Beheim will hier die großen Vorteile, die aus der Existenz einer Universität für Kirche, Staat und Stadt hervorgehen, auseinander setzen, um Kaiser und Bürger von ihrer feindseligen Haltung gegen die Hochschule abzubringen. Alles, was für sie spricht, wird daher ausführlich hervorgehoben, die Excesse der Stu-

1) Karajan S. 5.

denten werden nach Möglichkeit entschuldigt, dagegen ihr Fleiß und ihre Armut und die wirtschaftliche Bedeutung ihres Aufenthaltes in der Stadt betont. Beheim schreibt der Universität sogar Verdienste zu, die ihr garnicht zukommen, so wenn er sie für den großen religiösen Aufschwung (v. 91 ff.) oder für die Beseitigung des Schismas (v. 151 ff.) allein verantwortlich macht.

Im Einzelnen muß es dann auffallen, daß so viel von der theologischeu Fakultät und ihrem Wirken die Rede ist, während die andern Fakultäten nur unvollständig genannt werden und von ihren Aufgaben kein Wort gesagt wird. In der Anschaunng Beheims überwiegt der kirchliche Zweck der Universität vollkommen als einer Pflanzschule für den priesterlichen Nachwuchs und einer Anstalt, die besonders für Reinhaltung der Lehre zu sorgen hat.

Bezeichnend ist dabei der Gegensatz, in den Beheim das Wirken der Universität oder vielmehr der theologischen Fakultät zu dem der *slehten priester* stellt; ihre Unwissenheit (v. 59 u. 145), ihre Unfähigkeit im Kampfe gegen die Hussiten (v. 171) und gegen den Unglauben (v. 148) hebt er mehrfach hervor und spielt auch auf ihren *müssiggang und wolleben* an (v. 67). Nun sind uns diese Vorwürfe gegen die Geistlichkeit nichts Neues (S. 154 ff.); aber hier spielt doch wohl ein anderes Moment mit. Beheim kontrastiert hier deutlich die *maister der schul*, die die Bücher der heiligen Väter auslegen, und die *slehten priester*, deren mehr praktische Tätigkeit gemessen an der rein gelehrten ihm offenbar niedriger erschien. Es ist „der Respekt des Meistersingers vor dem gelehrten Wissen“ (Seemüller), der hier wie überall in dem Gedichte hervorbricht. Unser Dichter hat offenbar vor der rein wissenschaftlichen Arbeit, wie sie auf der Universität geleistet wurde, eine ungemeine Achtung. Das zeigt sich auch in anderen Gedichten; wenn er schlechthin Orte nennen will, wo man menschliche Weis-

heit κατ' ἐξοχήν erlangen kann, so weist er auf die *schuln von bareis oder wien* [1]).

5) *dis ist von dem pom von ostereich* [2]).

Beheim hat hier den Stammbaum des habsburgischen Geschlechtes in Verse geschlagen. Das Gedicht gehört in die österreichische Zeit des Dichters, da Beheim sich als *diener* (v. 92) Kaisers Friedrich bezeichnet, und zwar kann es nicht vor 1459 verfaßt sein, da Maximilian, der zweite Sohn des Kaisers, der am 22. März 1459 geboren wurde, schon genannt wird (v. 107). Die Entstehung des Gedichtes fällt also in die Jahre 1459—1466. Die Anregung dazu hat Beheim zweifellos von seinem Herrn, Kaiser Friedrich selbst erhalten, der ja ausgeprägte genealogische Neigungen besaß und auch die fabelhafte Hagensche Geschlechtsreihe in der Wiener-Neustädter Burgkirche bildlich darstellen ließ [3]). Der Kaiser hat auch sicher dem Dichter selbst Angaben über sein Geschlecht gemacht.

Beheim beginnt zunächst mit einem bekannten Bilde: er vergleicht das Land Österreich mit einem Garten, durch den ein *waisser pach*, die Donau fließt, und in dem ein schöner Baum steht, der *des lands reiirnde fürsten* bedeutet. Dann wird die Geschlechtsfolge des habsburgischen Hauses mitgeteilt, die sich nach Beheim folgendermaßen darstellt [4]):

---

1) Mones Anzeiger 1839, Sp. 560 u. Pal. 312, Bl. 163v (vgl. S. 149).

2) Karajan No. 1.

3) Seemüller in Gesch. der Stadt Wien III, 1, S. 73.

4) Vgl. dazu besonders die ausführlichen Geschlechtsregister bei Lichnowsky, Gesch. des Hauses Habsburg, Bd. 1—4.

Rudolf I. † 1291.

Albrecht I. † 1308. Hartmann † 1281. Rudolf II. † 1290.

Friedrich d. Schöne † 1330. Rudolf III. † 1307. Leopold † 1326. Heinrich † 1327. Otto † 1339. Albrecht II. † 1358. Johann † 1313. Parrizida.

Rudolf IV. † 1365. Leopold † 1386. Friedrich III. † 1362. Albrecht III. † 1395.

Wilhelm † 1406. Leopold † 1411. Ernst † 1424. Friedrich IV. † 1436. Albrecht IV. † 1404.

Friedrich V. (III. als Kaiser) † 1493. Albrecht VI. † 1463. Ernst † 1432. Wolfgang Jakob † 1426. Sigmund † 1496. Albrecht V. † 1439.

Christoph. Maximilian † 1519. Georg † 1435. Ladislaus † 1457.

Dieser Stammbaum ist merkwürdig vollständig. Die Frauen sind allerdings übergangen, obwohl sie oft durch ihre Heiraten von großer Bedeutung für die Geschichte eines aufsteigenden Geschlechtes sind; aber die männlichen Mitglieder des Geschlechtes sind mit einer Vollzähligkeit genannt, die nur auf ausgebreiteten Kenntnissen beruhen kann. Beheim hat offenbar nach Vollständigkeit gestrebt; deshalb zählt er auch die Söhne des Geschlechts auf, die, obwohl erwachsen, nie eine selbständige Rolle als Fürst gespielt haben, wie Hartmann, der Sohn Rudolfs I., der 1281 ertrank, oder Heinrich, der Bruder Friedrichs des Schönen, und die, die schon als Kinder starben wie Ernst, der Bruder Kaiser Friedrichs, Wolfgang Jakob, sein Vetter, oder Georg, der Bruder Ladislaus Posthumus. Lückenhaft ist Beheims Liste nur für die ältere Zeit, wo wir Mainhard, den Sohn Rudolfs I., und die Söhne Ottos, des Bruders Friedrichs des Schönen, vermissen; für die übrige spätere Zeit aber, über die der Kaiser z. T. aus eigener Erfahrung selbst Auskunft geben konnte, nennt sie bezeichnenderweise alle in Betracht kommenden Namen, sogar einen so seltenen wie den des ersten Sohnes Albrechts V., Georg, der 1435 im Alter von vier Jahren starb und dem Karajan (S. 29, Anm.) überhaupt die Daseinsberechtigung absprechen wollte.

An die einzelnen Namen knüpft nun Beheim oft noch Bemerkungen an, die z. T. der Erklärung bedürfen. Die Wahl Rudolfs von Habsburg verlegt er in das Jahr 1272 (v. 32), was unrichtig ist, da Rudolf erst am 1. Oktober 1273 gewählt wurde. — Unter Schwaben, das von Rudolf I. nebst Österreich an seine Söhne gegeben wurde (v. 34 ff.), sind die habsburgischen Eigengüter in der Schweiz, im Klettgau, Sundgau, Schwarzwald und Elsaß zu verstehen. Rudolf I. verband sie mit Österreich und betraute mit ihrer Verwaltung 1283 seinen Sohn Rudolf, während er in demselben Jahre Albrecht,

den späteren König, mit Österreich belehnte[1]). Hartmann, den Beheim auch an dieser Vergebung der Landschaften teilhaben läßt, war schon 1281 gestorben. — Die Bemerkung über Rudolf, den Sohn Albrechts I.: *waz küng in peham gwaltiglich* (v. 54) bezieht sich darauf, daß Rudolf 1306 nach dem Tode Wenzels III. als König von seinem Vater in Böhmen eingesetzt wurde. Lange konnte er sich dieser Stellung nicht erfreuen; er starb schon 1307. Bei der Erwähnung Herzog Albrechts, des Bruders Kaiser Friedrichs, unterläßt es Beheim nicht, darauf hinzuweisen, daß er einst in seinen Diensten stand (v. 95/6)[2]). Auf den Aufenthalt Beheims bei Herzog Sigmund von Tirol, der in das Jahr 1454 fällt, beziehen sich die Worte: *herczag sigmut von dem ich daz lebin hane.* Diese Stelle ist schon Karajan (S. 29, Anm.) dunkel geblieben, und es ist auch kaum möglich, ihr einen bestimmten Sinn zu geben. Vielleicht kann man daraus entnehmen, daß der Herzog den Dichter irgend wo einmal aus einer Lebensgefahr befreit hat.

Schluss.

I. Beheims dichterische Eigenart.

Unter den Dichtungen Beheims bilden die historischen und politischen Gedichte nur den kleineren Teil. Aus ihnen allein kann man kein vollständiges Bild der dichterischen Eigenart Beheims gewinnen; zahlreiche Fragen können nur auf Grund einer zusammenfassenden Untersuchung der gesamten dichterischen Leistung Beheims beantwortet werden. Es kann sich also in dieser kurzen Schlußbetrachtung nur darum handeln, Beheim als den Verfasser historischer und politischer Gedichte zu charakterisieren.

1) Huber, Geschichte Österreichs II, 7 ff.

2) Vgl. S. 110 u. 175.

Die Zahl der **rein historischen Gedichte** ist nicht allzu groß. Die sechs, die uns aber erhalten sind, überragen die Gedichte anderer Gattungen nicht nur beträchtlich an Umfang, sie haben auch die besondere künstlerische Sorgfalt des Dichters genossen. Dabei sind diese Werke sämtlich in Österreich entstanden. Diese Erscheinung ist nicht zufällig und hat ihren Grund in den besonderen Lebensverhältnissen des Dichters. Beheim hatte, ehe er in die Dienste Kaiser Friedrichs trat, ein ununterbrochenes Wanderleben geführt, das der Produktion größerer Dichtungen natürlich nicht günstig war. Die Muße dazu fand er aber am kaiserlichen Hofe, wo bei aller Ruhe des äußeren Lebens die Ereignisse der Welt doch ihren besonders lebhaften Widerhall finden mußten. Die österreichische Zeit, der wir auch das umfangreiche Buch von den Wienern verdanken, hat die Entwicklung der historischen Dichtung Beheims mächtig gefördert.

In der Wahl seiner Stoffe ist Beheim wenig bedenklich. Er nimmt sie, wo er sie findet, und es ist ihm gleich, ob er aus vorhandenen Quellen schöpft (vgl. die Gedichte über Drakul und über die von Teinitz), ob er sich auf Augenzeugen stützt (No. 5, 6, 7)[1]) oder auch Selbsterlebtes erzählt (No. 9). — Für die Entstehung der Gedichte sind immer äußere Rücksichten entscheidend gewesen, so z. B. die Aussicht, von vornehmen Herren belohnt zu werden, deren Vorfahren er besingt (Ged. über die von Teinitz) oder deren Siege er feiert (No. 6 u. 7). Zuweilen verfolgt er auch politische Zwecke, so wenn er mit der Erzählung der Türkenzüge König Wladislaus den Fürsten seiner Zeit ein Vorbild aufrichtet (S. 11) oder durch den Bericht von Cillis Ermordung den Haß gegen die Ungarn schürt (S. 64). Auch die Versifizie-

1) Unter den Gedichten, die so ohne nähere Angabe mit arab. Ziffern bezeichnet werden, sind die von Karajan abgedruckten zu verstehen.

rung jenes Flugblattes ist auf das Interesse weniger an den historischen Vorgängen als an den unerhörten Greueln Drakuls zurückzuführen, die Beheim aus Sensationslust weiter kolportierte und in seiner Art noch greller herausbrachte (S. 79). Kann dem gegenüber von einem rein historischen Interesse bei Beheim keine Rede sein, so muß doch andererseits wieder hervorgehoben werden, daß er mit seiner Vorliebe für weit zurückliegende Ereignisse (vgl. No. 5, 6 und das Ged. über die von Teinitz), an denen er persönlich nicht interessiert war, eine ungewöhnliche Erscheinung in seiner Zeit darstellt. Die meisten historischen Lieder — das lehrt ein Blick in Liliencrons Sammlung — sind unter dem Eindrucke der Ereignisse selbst entstanden. Nun fehlt es an solchen Gedichten ja auch bei Beheim nicht (No. 7, 9 und Ged. über Drakul), aber es ist doch bemerkenswert, daß sich die Hälfte seiner historischen Gedichte mit z. T. so ferner Vergangenheit beschäftigt. Beheim besaß offenbar einen für seine Bildung ungewöhnlich entwickelten Sinn für die Bedeutung geschichtlicher Aufzeichnungen, wie er ja selbst zwei große historische Werke (BW. und Pfälzer Reimchronik) verfaßt hat; charakteristisch ist auch der Rat, den er No. 4, v. 47/8 den Wienern erteilt:

sie sollen es lan schreiben,
daz ez in irer cronig sei.

Neben Beheim kann in dieser Beziehung nur noch Suchenwirt genannt werden, der in seinen historischen Gedichten ausschließlich vergangene Dinge behandelt hat und auch, wie unser Dichter, durch das Interesse an den dabei beteiligten Persönlichkeiten bestimmt wurde.

In den Mittelpunkt der Ereignisse stellt Beheim immer eine Persönlichkeit. Diese Tatsache wird meist durch äußere Gründe erklärt. In 6 und 7 sollen die siegreichen Feldherren Giskra und Bösing verherrlicht werden; Drakul war schon durch die Vorlage in die Mitte der Erzählung gerückt, und in 9 mußten mit Rücksicht auf das höfische Publikum der König und

Cilli in den Vordergrund treten. Doch diese äußerliche Erklärung reicht für 5 nicht ganz aus. Hier wird Wladislaus ungebührlich herausgestellt, obwohl Hunyady der eigentliche Held war. Beheim hatte sich an der Gestalt des jungen Polenkönigs begeistert, er erschien ihm als das Ideal eines christlichen Herrschers (S. 11) und geriet so unwillkürlich in das Centrum seiner Dichtung.

Der Meinung, daß Männer die Helden der Geschichte und auch seiner Gedichte sind, gibt Beheim meist schon zu Anfang klaren Ausdruck. Er liebt es, die Neugier der Hörer dadurch zu erregen, daß er ihnen die Hauptpersonen als das Extrem irgend einer Richtung vorstellt. So ist Wladislaus das Ideal eines christlichen Königs (5, 1 ff.), Giskra das wahre Muster der *riterschaft und hofweis* (6, 1 ff.) und Drakul der schlimmste aller Tyrannen, die es je gab. Wichtig ist dabei, daß der Name dessen, auf den mit so viel Kraft hingewiesen wird, möglichst lange verschwiegen bleibt. Diese Art des Eingangs ist für unsern Dichter besonders charakteristisch (vgl. die Anfänge von 5 und 6, die z. T. wörtlich übereinstimmen); sie ist sonst der Technik des Lobspruchs, dem sich freilich solche historischen Gedichte wie die Beheimschen nähern, eigentümlich (Roethe, Reinmar von Zweter, S. 227, Anm. 284 u. 285). — In 7 führt uns Beheim sogleich in medias res: *an einem samstag daz peschach.* Hier mag es dem Dichter ungerecht erschienen sein, durch die andere Form des Eingangs Bösing als den alleinigen Helden hinzustellen (S. 68), und so wählte er diesen sehr wirksamen Anfang, mit dem gerade historische Lieder, in denen wie in 7 jüngst Vergangenes geschildert werden soll, oft eröffnet worden sind (vgl. Liliencron I, No. 73, 76, 77, 118, 124). — No. 9 wird mit einem langen Gebete eingeleitet. Unter den historischen Gedichten Beheims nimmt dieses Werk eine besondere Stellung ein, da es einen stark politischen Charakter trägt (S. 52). Nun ist diese einleitende Wendung zu Gott typisch für die Praxis des Beheimschen politischen

Liedes; lebhafter gehaltene Gedichte dieser Art werden immer mit Gebeten eröffnet [1]). Beheim entspricht damit durchaus seiner eigenen geistigen Richtung (S. 379 ff,), steht aber zugleich auch im Einklang mit der Übung anderer politischer Dichter der Zeit, besonders Hans Rosenplüts (vgl. Liliencron I, No. 57, 58, 61, 63, 68, 75, 89, 93, 100, 101, 106, 107).

Der eigentlichen Schilderung der Ereignisse läßt Beheim zuweilen noch eine historische Einleitung vorausgehen, die zur Orientierung für die Hörer bestimmt ist. So wird in 5 kurz die Vorgeschichte der Wladislawschen Türkenzüge auseinandergesetzt (S. 11), in 6 wird mit wenigen Bemerkungen (v. 11—14) Giskras Bedeutung geschildert, und auch in 9 verzichtet der Dichter, bevor er zum Hauptteile seines Gedichtes kommt (v. 448 ff.), nicht darauf, seinen Hörern, die doch alles selbst mit erlebt hatten, einige Haupttatsachen ins Gedächtnis zu rufen.

Seinen Stoff bietet Beheim in chronologischer Reihenfolge dar, und er ist dann auch streng bemüht, sie innezuhalten. Nur 5, 151 ff. nimmt er Ereignisse voraus, die erst später zu erzähen waren (S. 17 ff.). — Wird so in der Regel die Zeitfolge innegehalten, so erhält Beheim andererseits durch Rückweise den Zusammenhang des Ganzen aufrecht (5, 100. 6, 49. 9, 217. 711. 961. 1033 u. ö.). Nie erlaubt er es sich aber, auf Späteres hinzudeuten und sich so der wertvollen Wirkung der Spannung zu berauben. Nur in No. 9, deren Sonderstellung schon hervorgehoben wurde, nimmt er sich diese Freiheit. Da er die Hörer mit den Ereignissen vertraut weiß, fühlt er sich von der Fessel der streng chronologischen Erzählung entbunden und berichtet nur so, wie ihn die große Er-

1) Vgl. die Gedichte: *dis . . . sagt von den türcken und straüfft die fürsten . . .* (Bl. 67^b ff.), *ein straff von den geistlichen* (Bl. 73^r ff.), *dis ist ein strauff von dem aldel* (Bl. 73^v ff.). — Es wird immer aus der Heidelberger Hs. 312 zitiert, wenn nichts anderes bemerkt wird.

regung reden läßt, in die ihn auch noch die Erinnerung an das Erlebte versetzt. Hier werden spätere Ereignisse vorausgenommen (v. 501. 671. 926), manche nur angedeutet (v. 518, vgl. S. 51 und v. 568, vgl. S. 53) oder gar zweimal erzählt (v. 899 u. 945); ganz fern Zurückliegendes wird dann auch bei passender Gelegenheit herangezogen (v. 587—625).

Einen Unterschied zwischen Wichtigem und Unwichtigen macht Beheim nicht; er berichtet mit größter Ausführlichkeit, ohne zu bedenken, ob nicht aus künstlerischen Rücksichten eine Zurückdrängung der Nebensachen geboten wäre. So werden in 5 mehrere hundert Verse der Beschreibung des Weges gewidmet, wobei alle Details mitgeteilt werden (v. 291—607). Anekdoten werden gern eingeflochten (5, 192 ff.. 6, 126 ff.). Nur selten kommt dem Dichter zum Bewußtsein, daß seine Darstellung Gefahr läuft, sich in Einzelheiten zu verlieren; er bricht dann kurz mit dem Bedauern ab, auf so interessante Dinge nicht eingehen zu können (6, 129 ff.. 9, 1061 ff.).

Der glatte Fluß der historischen Erzählung wird wenig durch subjektive Betrachtungen des Dichters aufgehalten; nur am Ende von 5 begegnet eine Reflexion über die Schuld Venedigs an der Niederlage von Varna (v. 937—940). Auch hier macht No. 9 eine Ausnahme. Es ist förmlich gespickt mit Räsonnements und Reflexionen, die die Erregung des Parteimannes klar zum Ausdruck bringen. Vor allem wendet sich Beheim gegen den Mörder Cillis (v. 502 ff.. 610 ff.. 711 ff.); daran schließen sich Betrachtungen über die Rache Gottes (v. 927 ff.); vgl. ferner v. 578 ff.. 907 ff.. 400 ff. Solche Exkurse sind immer mit Rücksicht auf das Publikum eingeschoben; sie belebten den Vortrag ungemein und mußten in den Zuhörern verwandte Saiten anschlagen.

Am Schluß seiner Erzählung bricht Beheim selten so kurz ab wie in 9. Er hat sonst immer das Bedürfnis,

mit einer wirksamen Schlußbemerkung abzutreten. Diese enthält zuweilen die Widmung wie in 7 und in dem Ged. über die v. Teinitz oder eine Angabe über die Quelle, zugleich nach der Sitte der Zeit mit dem Namen des Dichters, wie in 5 und dem Teinitzged. Zuweilen setzt sich der Dichter auch noch einmal mit den Hörern in Verbindung und sucht sie mit dem Vorgetragenen in Beziehung zu bringen (No. 6 u. 7).

Schon früher war einmal darauf hingewiesen worden, wie groß in Beheims Geschichtsbetrachtung die Bedeutung der Persönlichkeit ist. Diese Neigung, auf einzelne Männer das Interesse zu konzentrieren, ist zur bewußten künstlerischen Absicht ausgebildet worden. Neben den Personen, auf die schon zu Anfang hingewiesen wird, läßt er auch die Führer der Gegenpartei sich klar abheben. So tritt in 5 auf türkischer Seite Sultan Murad mit seinem Schwager Halil hervor (v. 71ff.), und er wird auch bei Varna wieder in den Vordergrund geschoben (v. 717 ff.). Ebenso werden in 6 (v. 74) dem Giskra der Gubernator Hunyady und sein Hauptmann, in 7 (v. 67) den österreichischen Feldherrn der Ungar Nagy Simon und in 9 (v. 296) dem Mönche Capistrano Sultan Murad gegenübergestellt. Beheim verwendet hierbei zuweilen ein Motiv, das nur bei ihm sich findet: er fingiert ein Gespräch der feindlichen Feldherren vor der Schlacht, durch das wir dann zugleich auch über alles Wissenswerte auf ihrer Seite belehrt werden (vgl. 5, 71 ff. und 6, 74 ff.).

Dieses selbe Motiv des Gesprächs, das als wertvolles Mittel zur Exposition diente, wird dann weiter dazu benutzt, um eine bestimmte Tendenz zum Ausdruck zu bringen. In 5 wie in 6 tritt uns aus dieser Unterhaltung eine prahlerische Überhebung der Feinde entgegen, die sich auf ihre numerische Überlegenheit gründet. Es ist deutlich, daß uns Beheim auf diese Weise die Feinde als hochmütig und ihre spätere Niederlage als verdiente Strafe dafür hinstellen will. — Im allgemeinen steht Be-

heim seinen Stoffen mit großer Objektivität gegenüber (No. 9 ausgenommen); wir begegnen nie einem Ausdruck des *wol* oder *we*, der auf unmittelbaren inneren Anteil des Dichters schließen könnte. Dazu lagen ihm auch die Ereignisse meist zu fern. Immerhin weiß er seine Berichte im ganzen so zu färben, daß er uns keinen Zweifel über seine eigene Stellung läßt. Wie er in 5, 71 ff. und 6, 74 ff. (vgl. S. 196) den Dünkel der Feinde hervorhebt, ebenso auch in 9, 222 ff., wo die Prahlerei des Sultans recht wirkungsvoll vor der großen Niederlage erwähnt wird. Andererseits wird der Türkenherrscher bei Varna wieder als vorsichtig und ängstlich hingestellt; er flieht aus Furcht vor den Feinden in ein befestigtes Tal hinter die Scharen der Janitscharen zurück (5, 706 u. 717—830) und kann nur durch unfaire Mittel (v. 734 ff.) zum Siege gelangen. — Siegeszuversicht vor der Schlacht steht denen, die nachher geschlagen werden, übel an. Doch den künftigen Sieger kann die gleiche Eigenschaft nur erhöhen. Bösing, der Held von Körmönd, spottet seiner Gegner vor dem Kampfe und bestimmt Birkenreisig als Erkennungszeichen: *damit man schuler streichet* (7, 36 ff.); so soll uns der siegreiche Feldherr in seiner ganzen Stärke gezeigt werden. — Beheims tendenziöse Haltung zeigt sich sonst nur in kleinen Zügen. Die Zahlen der Gegner werden oft ins Groteske vergrößert. Türkische Heere treten in der stereotypen Stärke von 200000 oder 300000 Mann auf (5, 68. 635. 9, 231). Beheims Freunde kämpfen immer gegen ungeheure Übermacht: *ir worn wol zwölff an einen* (6, 136); vgl. auch 9, 333 u. 407, sie sind auch die tapfersten Helden von der Welt: Giskra erschlägt 30 Ungarn für einen Toten auf seiner Seite (6, 167); vgl. auch 5, 693 u. die Angaben über die Verluste bei Varna S. 34. — Tritt somit Beheims Standpunkt deutlich genug hervor, so vermeidet er doch sorgfältig jede ausdrückliche Bezeugung seiner Teilnahme. Es ist bezeichnend, daß sich kein einziges grobes Wort findet, das etwa auf Türken oder Ungarn gemünzt wäre. Frei-

lich alles dies gilt nicht für No. 9. Hier werden Türken wie Ungarn beschimpft, wo sich die Gelegenheit bietet. Der Sultan ist ein *arger valant* (v. 109), *ein snöder, tauber und wutendiger hund* (v. 125), ebs. v. 294. Ladislaus Hunyady heißt *der morder schendig* (v. 502), *ein schaucher in eim pusch ist nit so valsch und öde* (v. 507), ebs. v. 907 ff.

Zwischen historischen und **politischen Gedichten** ist die Grenze nicht immer leicht zu finden. Zu den politischen Gedichten im weiteren Sinne gehören alle diejenigen, die von Ereignissen der Gegenwart ausgehen und das Publikum in irgend einer Weise zu beeinflussen streben. Obwohl nun in 9 deutlich gegen die Ungarn polemisiert wird, wird man doch dieses Gedicht noch zu der ersten Gruppe zählen; in der Hauptsache kommt es doch auf die Erzählung der Ereignisse an.

Die **rein politischen Gedichte** sind meist — acht von zwölf — in der Form des *beispels* abgefaßt. Beheim benutzt es in der mannigfachsten Weise: um zu aktuellen Ereignissen Stellung zu nehmen (S. 91 u. 112), um Zustände zu charakterisieren (S. 93, 94, 109 und 111) oder um Angriffe gegen Personen zu richten (S. 105 und 107).

Das *beispel* gliedert sich in der Regel in die Fabel und in die Ausdeutung. Z. T. hat Beheim hier alte Stoffe aufgegriffen wie die Fabeln vom Esel in der Löwenhaut (S. 91) und vom alten und jungen Löwen (S. 117). Eigener Erfindung entstammen vielleicht die Parabeln vom Königtum der Krähe (S. 93 u. 95) und vom Kampfe der beiden Löwen auf dem Anger (S. 110), wobei zu beachten ist, daß bestimmte Eigenschaften der Tiere ein für allemal gegeben waren. Oft hat das *beispel* vom alten *bîspel* nur die Form bewahrt und ist in Wahrheit nichts als ein langer ausgeführter Vergleich (*von den ungetrewen amptleuten* S. 154 und *exempel von herczog albreht* S. 218). — Zuweilen verzichtet Beheim auf die Deutung und läßt die Fabel nur für sich wirken; ohne

die Überschrift (S. 112) wäre die Erklärung eines solchen Gedichtes überhaupt unmöglich. Auf diesen erläuternden Abschnitt verzichtete Beheim z. T. aus Vorsicht: *wann ich nit öffenlich vor in törst singen* (vgl. S. 105), ein Motiv, das wir auch bei einem andern Gedichte (S. 107) voraussetzen dürfen. Doch diese Erklärung reicht nicht aus für die deutungslosen *beispel* der österreichischen Zeit, von denen das eine (S. 112) ein ausgesprochenes Lobgedicht ist, das andere (S. 111) zwar in seiner Mahnung zur Einigkeit einen Tadel enthält, aber einen Tadel, den Beheim an anderer Stelle (3, 61 ff.) unverhüllt ausdrückt. Die einzige konkrete Andeutung, die sich Beheim hier erlaubt, ist die Vertretung der Fürsten durch ihre Wappentiere, ein Zug, der auch sonst Beheim nicht fremd und der Praxis des historischen Liedes durchaus gemäß ist. Wenn er auch bei einem harmlosen Stoffe zum *beispel* griff, so versprach er sich von seiner knapp andeutenden und doch verständlichen Art mit Recht eine besondere Wirkung.

Nur selten läßt sich Beheim ohne die Einkleidung des *beispels* über politische Fragen aus, wie in 4 und 8. Das erste Gedicht ist ein Lobspruch auf die Wiener und kann deshalb in gewisser Weise zu 5 und 6 gestellt werden. Mit ihnen teilt es die Art des Eingangs: ein allgemeiner Gedanke beginnt, dann wird auf die besonderen Verhältnisse übergeleitet. — No. 8 ist ganz persönlich gehalten (S. 100) und apostrophierend an den jungen König Ladislaus gerichtet. Beheim verherrlicht die Böhmen auf Kosten der Ungarn, und sein politischer Sinn äußert sich besonders lebhaft, wenn er zum Schluß dem mächtigen Gubernator Podiebrad bestimmte Aufgaben zuweist.

Im allgemeinen sind die politischen Stoffe bei Beheim mit großem Ernst behandelt; so entsprach es seiner im ganzen doch nüchternen und lehrhaften Natur, der auch die trockene und klare Ausdeutung des *beispels* am besten lag. Um so überraschender hebt sich dem gegenüber

eine Dichtgattung ab, der es auf Parodie ankam und in der sich Beheim mit merkwürdigem Geschick bewegt hat: das *widereffen* (... *von den türcken* ... *ein widereffen* Bl. 71ᵛ ff., *widereffen von den keczern zu beham* S. 102). Diese Gattung hatte die feste Technik des Lügenspruches, von der nicht abgewichen werden durfte; das zeigt besonders auch ein Vergleich mit dem Muskatblütschen *widereffen* (ed. Grote 1852, No. 62)[1]. Die Pointe des Ganzen beruht darauf, daß in grellem Gegensatz zur Wirklichkeit alles als in bester Ordnung befindlich hingestellt wird. Diese effektvolle Ironie wird bis zum Schluß beibehalten. Da wird dann freilich durch unmögliche Behauptungen wie „*des hört man iren breiß zu pfingsten auff dem eise*" deutlich zu erkennen gegeben, wie Alles gemeint sei. Dieser Schluß entspricht durchaus der üblichen Praxis der Gattung. Auch das andere Beheimsche *widereffen* schließt ähnlich:

auch sollend ir verhören me:
zu kostencz ist der bodemse
enzwei gebrunnen, auß dem we
sein alle visch enpflogen ...
ir hern, verzeihent mir, wann ich
hon euch ser angelogen;

ebenso auch Muskatblüt: *wi sehr hastu gelogen.*

Nicht überall bezieht sich Beheims politische Absicht auf die von ihm erwähnten Ereignisse; sie dienen ihm zuweilen nur als Punkte einer Beweisführung, die ganz andere Ziele verfolgt. In dieser Weise sind alle Gedichte abgefaßt, die die türkische Frage behandeln. Immer wieder geht Beheim von der großen Türkennot aus und sucht die Gleichgültigkeit der Christenheit zu bekämpfen; im Dienste dieser Anschauung werden dann oft politische Ereignisse erwähnt, was uns den Wert dieser Gedichte noch erhöht. Besonders charakteristisch ist *eins von den türcken* (S. 120). Die Fürsten der Zeit

---

1) Vgl. auch Roethe, Reinmar von Zweter S. 250.

werden hier der Reihe nach angeredet und unter Hinweis auf ihre Taten zum Frieden ermahnt. Es handelt sich hier offenbar um eine ganz bestimmte Gattung des politischen Liedes, der wir auch sonst begegnen (Liliencron I, No. 30, 57, 100).

Auch die **kulturhistorischen Gedichte** verfolgen ein politisches Ziel; sie wenden sich gegen Mißstände der Gegenwart, und wollen Besserung schaffen. Wie bei den rein politischen Gedichten hat auch hier das *beispel* reichliche Anwendung gefunden. Die Deutung fehlt hier niemals; bei dem allgemeinen Charakter dieser Gedichte war Beheim der Befürchtung anzustoßen enthoben. Unter den Tierfabeln begegnen uns alte Motive wie Wolf und Lämmlein am Bach (Bl. 221r), der Wolf als Mönch (Bl. 40v u. 41r), der Krebs, der seinen Jungen das Vorwärtsgehen befiehlt (Bl. 221r), die Versammlung der Tiere am Hofe des Löwen (*peispel von den vederclaubern* Bl. 25v) oder beim *planet iupiter* (Bl. 222v ... *exempel von vogeln*). Auch der Gedanke, Mensch und Tier als gleichstehend mit einander verkehren zu lassen (*beispel von wolffen*, Bl. 41v), war nicht originell. Beheims eigener Erfindung verdanken wir vielleicht die Fabel von dem Esel, der sich die Herrschaft anmaßt und dafür vom Löwen getötet wird (Bl. 42v), ferner das Tiergericht, das, bestehend aus Marder, Iltis und Wolf, den Fuchs trotz der erwiesenen Ermordung dreier Gänse freispricht (Bl. 43v). Daß die Tierfabel nicht unbedingt zum Begriff des *beispel* gehört, zeigt das *peispel von einer eptissin* (Bl. 181r), dem Boccaccios Novelle (Dekameron 9, 2) zu Grunde liegt (S. 157).

Die Schilderung kulturhistorischer Verhältnisse tritt dann oft in Zusammenhang mit einer brennenden politischen Frage. Wie bei den politischen Gedichten, so nimmt Beheim auch hier mehrere Male die Türkengefahr zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen, um sich dann aber eingehend über die Verderbtheit der Christenheit als die wahre Ursache dieser politischen Schwierigkeiten zu ver-

breiten (vgl. *dis getiht' sagt von den türcken und straüfft die fürsten* ... Bl. 67^{v} ff. und ... *von den türcken* ... *ein widereffen* Bl. 71^{v} ff.). Ein andermal beschäftigt ihn die sittliche Verwahrlosung der Christenheit; er schildert dann aber das böse Treiben der Geistlichkeit, auf das jene Zustände zuletzt zurückzuführen sind (*straff von den geistlichen* Bl. 73^{r}). — Die enge Verknüpfung kulturhistorischer Schilderung mit politischen Fragen ist diesen Gedichten nur günstig gewesen. Sie heben sich durch die besondere Wärme, mit der Beheim sein Thema behandelt, z. B. vorteilhaft von denen ab, die systematisch die Sünden der einzelnen Stände aufzählen. Bezeichnend dafür sind schon die Anrufungen Gottes am Anfang und Schluß (vgl. oben S. 193/4).

Für den Kulturhistoriker sind nun jene Gedichte, in denen eine systematische Schilderung der Zeitverhältnisse gegeben wird, besonders ergiebig. Wie die Überschriften in der Hs. zeigen, sind sie später zu großen Cyklen vereinigt worden. So heißt es Bl. 103^{v}: *also haben die geticht von den syben totsunden ein end*; sie beginnen Bl. 76^{v} und handeln ausführlich über Wucher, Neid, Totschlag u. s. w. Von Bl. 274^{v}—281^{v} finden wir eine Reihe von Gedichten vereinigt, die abwechselnd Vorwürfe und Ratschläge an die *kinder*, *jungfrawen*, *alten man* u. s. w. erteilen. Daneben werden in einzelnen Gedichten umfassende Schilderungen der sittlichen Zustände gegeben wie in dem *getiht* ... *von der welt ungerehtikeit* (Bl. 302^{r} ff.), wo die Verderbnis des *geistlichen* und des *weltlichen swerts* breit dargetan wird, oder in dem Gedicht *von dez teüfelz töhtern* (Bl. 300^{v} ff.). In dieser Gruppe tritt sehr stark der lehrhafte Ton hervor, während wir die Zeichen persönlichen Anteils vermissen. Charakteristisch ist dabei der beständige Hinweis auf biblische Beispiele und auf göttliche Bestrafung.

Wir sahen schon öfter, wie sehr sich Beheims ganzes Denken von kirchlichen und religiösen Vorstellungen be-

herrscht zeigt. Er kehrt überall den **kirchlichen Standpunkt** heraus; es wirkt oft wunderlich, wenn er bei prosaischen Kleinigkeiten die Person Gottes heranzieht. Der Grund ist klar: Beheim konnte eine Sache nicht schärfer tadeln, nicht wärmer loben, als wenn er sie Gott mißfallen oder zusagen ließ. Politische Not oder Unglück im Lande erscheint immer als Strafe Gottes für menschliche Vergehen: die großen Erfolge der Türken beruhen auf der Verderbtheit der Christenheit [1]). Das *ubel reiament* der Fürsten ist wider Gottes Gebot und ruft seinen Zorn hervor (*strauff von dem adel* Bl. 73v, Str. 2), die Übelstände unter der Geistlichkeit veranlassen himmlische Strafen wie die Hussitenplage (S. 103, Anm. 1. — Ähnlich in der Judenfrage. Die Juden gelten durchweg als Feinde der Kirche (S. 162 ff.). Wer sie unterstützt, ist selbst Christi Feind (*straff auff die fürsten* Str. 1, Bl. 121r). — Umgekehrt ist auch der Gott verhaßt, der seine Diener verfolgt. Deshalb sollen sich die Wiener Bürger der Universität freundlich zeigen (2, 41 ff.). Auch studentische Ausschreitungen sollen sie nachsichtig beurteilen: schon Jesus hatte unter seinen zwölf Jüngern einen Verräter, wie kann da der Rektor alle 2—3000 Studenten überwachen? (2, 237—241).

In den rein kulturhistorischen Gedichten tritt dieser Standpunkt nicht minder scharf hervor. Ein langes Gedicht über allerlei Aberglauben wird mit dem Hinweis auf die höllischen Strafen geschlossen, die den Anhängern solches Teufelswerkes in Aussicht stehen (Wackernagel, Altd. Leseb. [5], S. 1409). In einer Betrachtung über die *hoffart der man* (Bl. 78v, Str. 4) wettert er gegen den üppigen Kopfputz der Männer; Gott ist erzürnt darüber, denn er trug nur eine Dornenkrone (Beilage No. 2, Anm. 5). In derselben Richtung bewegen sich auch seine Vorschriften für einzelne Stände. Von einem Könige verlangt er zunächst *gotez vorcht* und *gotez liebe* (*wie ein kunig reigirn*

1) Vgl. *von den türken ein widereffen* (Bl. 71b).

sol, Str. 2, Bl. 212v), vom Adel *milte,* wobei er auf Gottes *milte* hinweist: er hat sich selbst am Kreuze dahingegeben (*von V stucken, dapei man den adel sol kennen,* Str. 1 u. 2, Bl. 80v).

In den historischen Gedichten, wo Beheim mit seiner Überzeugung zurückhält, tritt das religiöse Element gar nicht hervor; nur No. 9 steht auch hier wieder allein. Gott wird zu Anfang angerufen, durch Jesu Eingreifen wird die Rettung Belgrads erklärt (v. 400 ff.), auf Gottes Rache wird nach Cillis Ermordung hingewiesen (v. 927 ff.) und mitten in der Erzählung wird St. Georg um Schutz für Ladislaus angefleht (v. 950), wobei allen Zuhörern der gute Ausgang schon bekannt war. — Dieses Hereinziehen religiöser Elemente ist eine Eigentümlichkeit des politisierenden historischen Liedes. Anrufungen Gottes oder Marias zu Anfang oder zum Schluß sind sehr häufig (vgl. S. 193/4), ebenso auch Gebete zu Gott oder den Heiligen um Schutz für einen Helden (Liliencron I, No. 69, Str. 19; No. 81, Str. 5; No. 83, Str. 12; No. 107, Str. 3).

Noch ein anderer Zug tritt neben der Verquickung religiöser und weltlicher Dinge in Beheims Dichtung deutlich hervor: die Neigung, alles vom einseitig **ritterlichen Standpunkte** anzusehen. Zweifellos hängt diese Erscheinung mit dem Lebensgange des Dichters zusammen, der in der Umgebung der Fürsten und des Adels auch ihre Anschauungen angenommen hatte (S. 91 ff.). Beheim kämpft — hierin wohl auch von literarischer Tradition abhängig —, für die alten Ideale des Rittertums, für *milte*, *manheit*, *ere* (S. 154), und führt bittere Klage darüber, daß *zuht* und *ere* so tief gesunken seien (S. 145). Charakteristisch sind die Argumente, mit denen er dem Adel die Notwendigkeit des Kampfes gegen die Türken beweist: er erinnert weniger an die großen politischen Gefahren als an den Ruhm, der jedem Ritter in Aussicht steht (10, 46. 9, 120 u. *ein strauff von dem adel* Str. 2, Bl. 73v). Ferner sucht er das Ehrgefühl der Ritterschaft zu wecken und weist auf die Begeisterung

hin, mit der sich Kürschner und Schneider das Kreuz anheften, während die Ritter sich an gebundenen Kränzlein erfreuen (S. 128). Bei einem Vergleich der ritterlichen und bürgerlichen Kampfesweise geht er nicht von realpolitischen Gesichtspunkten, sondern von dem des ritterlichen Ehrbegriffes aus und schilt die Städter, daß sie sich unfairer Kampfmittel bedienen (S. 93). Auch seine Haltung den hoffärtigen Bauern gegenüber ist bezeichnend (Beilage No. 2, A. 86).

Besonders klar wird Beheims ritterliche Anschauungsweise aber an seinen Schlachtschilderungen. Obwohl im 15. Jahrhd. schon durchaus das Söldnerwesen herrschte, gebraucht doch Beheim hier nach der Sitte der Zeit Ausdrücke, die nur den kleinen Reiterkämpfen aus der Blütezeit des Rittertums angemessen waren. Giskra wird als ein Muster von *riterschaft und hofweis* vorgestellt (6, 1—2), als ob es sich um den Helden eines Artusromanes und nicht um einen Haudegen der Türkenkämpfe handelte. Die Kämpfer in der Schlacht werden als *hofleute* bezeichnet (6, 111. 7, 80. 89; ebenso auch Liliencron I, 99, Str. 20), die sich immer *riterlich* betragen (5, 107. 6, 119. 7, 57).

Erwähnt sei auch, daß von den wenigen Bildern, die nicht dem Gebiete der Natur entnommen sind, zwei aus der ritterlichen Sphäre stammen. Er vergleicht die Priester mit ihrem wenig vorbildlichen Wandel dem Hauptmanne, der in der Schlacht die Flucht ergreift und dadurch allgemeine Verwirrung schafft (*exempel von einem crebs* Str. 5, Bl. 221r), und stellt die gänzlich verkommenen Zustände Österreichs unter dem Bilde der Umkehr ritterlicher Verhältnisse dar: *wann der kneht zu roß reiten wil, der herr muß gen zu fuße* (v. d. Hagens Sammlg. S. 42, Str. 2). — Auch das Verhältnis des Menschen zu Gott versinnbildlicht er — hierin wohl sicher abhängig — durch ritterliche Vorstellungen. Er vergleicht den Menschen mit einem Ritter, der von seiner Dame (der Gottheit) einen edlen Falken (das irdische Glück) erhält.

Doch darüber vergißt er seinen Dienst und kehrt erst dann dazu wieder zurück, als ihm der Falke entflogen ist (*gleichnis von einer hohen frawen*, Bl. 183ᵛ).

---

2. Bemerkungen über Stil und poetische Technik.

Die Wahl der stilistischen Mittel wird immer durch die Gattung bestimmt. Es ist deutlich, daß historische Gedichte, in denen referierend über vergangene Ereignisse berichtet wird, stilistisch anders behandelt werden müssen, als politische Lieder, die unmittelbar die Zeitgenossen beeinflussen wollen. Dennoch sollen die beiden Gattungen hier nicht geschieden werden, da sie sich doch wiederum auch sehr nahe stehen.

Bei der politischen Art der meisten Gedichte ist es nur zu erwarten, daß die **Persönlichkeit des Dichters** kräftig hervortritt. Meist gibt Beheim seiner Verwunderung Ausdruck und knüpft seine Betrachtungen daran: *mich wundert, ob ir euch nit schampt* (Bl. 70ʳ), *mich dünket wunder, wie daz kumm* (Bl. 71ʳ) u. s. f.; oft genügt auch ein ruhiges „*mich dünket*": *so dünket mich, wir varen vel* (Bl. 67ᵛ), *mich dunket aber pei mein ait* (Bl. 164ᵛ). In der ersten Person redet der Dichter ferner, wenn er sein Thema verkündigt: *mit singen ich den adel strauff* (Bl. 69ʳ), *mit singen ich euch hie beteut* (Bl. 91ʳ), ebenso 6, 19. 8, 3 u. ö. Auch wenn die Art der Quelle bezeichnet werden soll, tritt er selbst hervor: *als ich vernym* (Bl. 42ᵛ), ebenso 5, 60. 430. 6, 202. Gern weist er auch selbst auf früher Erzähltes hin (S. 194). Er fingiert wohl auch seine Mitwirkung bei erdichteten Vorgängen wie Fabeln, um das Publikum besonders anzuregen: *ich kam ains mal czu ainem tag* (Bl. 45ʳ), ebenso 3, 1 und im *beispel von wolffen* (Bl. 41ʳ).

Sehr wirksam ist es, wenn Dichter und Publikum in einer Einheit erscheinen. Wir begegnen dem „*wir*"



besonders in Gedichten, die von gemeinsamer Not erzählen, in der sich Beheim eins mit den Hörern weiß. So stellt er die Gemeinschaft der Christen den ungläubigen Türken gegenüber: *wie daz kumm, daz wir kristen sein also tumm* (Bl. 71 r), *sölch übel, die sie uns herschein* (Bl. 67 v). Bei der Schilderung des *ubeln reiaments* der Fürsten vereinigt er alle Untertanen: *her got, lass dir sein gekleit unser ubel grosse leit* (Bl. 73 v) oder er faßt die Laien im Gegensatz zu den sündigen Priestern zusammen: *daz tut uns armen weisen not* (Bl. 73 r), *wann unser fürer gen uns vor* (Bl. 73 r). Oft wird unter dem „*wir*“ nur vage die Allgemeinheit der Menschen ohne Gegenüberstellung einer andern Gruppe verstanden: *dez haben wir vil manch urkund* (Bl. 86 v), *alz uns beweiset seneca* (Bl. 80 v).

Mit dem **Publikum** selbst steht Beheim immer in enger Verbindung. Seine Hörer werden ununterbrochen zur Aufmerksamkeit ermahnt und auf Wichtiges hingewiesen: *merkend, wy sy* (Bl. 24 r), ebenso 9, 309. 5, 91. 1, 64 u. o. Diese Anreden sind namentlich zu Beginn der kulturhistorischen Gedichte stereotyp: *merkend ich tun euch offenbar* (Bl. 90 r), *hört ich wil euch machen kund* (Bl. 116 r), *hört ich wil euch offenbern* (Bl. 122 v). — Auf seine vornehmen Hörer nimmt Beheim zuweilen (nicht immer, vgl. S. 97) Rücksicht: *edler fürst . . so welt ich sie wol baz berihten, törst ich die warheit tihten, daz du niht zornig uff mich würst* (Bl. 302 v) und er entschuldigt sich wohl wegen zu freier Ansichten (Bl. 164v, S. 137). Es mußte andererseits die Eindringlichkeit seiner Darstellung erhöhen, wenn er erklärt, ohne Rücksicht die nackte Wahrheit zu verkünden: *ir fürsten, ich welt euch straffen gern, west ich, daz ich nit salte gewynnen ungenad dovon. doch wil ich sein darumb nit lon* (Bl. 121 r). — Zuweilen werden die Hörer zu dem Vorgetragenen noch in nähere Beziehung gesetzt und zu eigener Prüfung aufgefordert: *nu sehend an, wie es bestat* (Bl. 67 v), *nun seht, ob ich gelogen hab* (Bl. 164 v). — Andeutungen über die Zusammen-

setzung des Publikums begegnen wir nur in politischen Gedichten, wo hin und wieder die jeweiligen Herren des Dichters angerufen werden: *hör, hochgeporner fürst* (Bl. 182 r), *merck edler fürst* (Bl. 302 v), *durchleütigester kung* (Bl. 216 r), ebenso 8, 1.

Im engen Zusammenhang mit der Anrede an das anwesende Publikum steht die **Apostrophe.** Beheim verwendet sie nur in politischen Gedichten. Eines seiner bedeutendsten politischen Lieder beruht ganz auf diesem Kunstmittel (vgl. S. 120 ff. u. S. 200/1). Hier wie auch sonst sehr häufig werden die Fürsten angeredet, wobei an Stelle der Namen gern die Wappentiere treten: *o swarzer adler, her weiser lew* (Bl. 69 r), *her adler und her pfawenschwanz* (v. d. Hagens Sammlg. S. 42, Str. 3). — Sehr oft findet sich die Apostrophe einzelner Stände: *ir keiser, kung, fürsten, herren* (Bl. 80 v), *ir herren rihter und amptleut* (Bl. 91 r), *ir herren rihter, schöffen, schultheissen, purgermeister* (Bl. 195 r) u. a. Noch größere Einheiten faßt Beheim zusammen, wenn er die Laien im Gegensatz zu den Priestern oder alle Christen mit Gegenüberstellung der Türken apostrophiert: *ir laien, volgt irn worten* (Bl. 181 r), *ir werden cristen, newe mer* (Bl. 71 v).

Gern wird die Apostrophe mit der Personifikation verbunden. Ebenso häufig wie das langatmige: *ir keiser, kunig, fürsten, hern* ist das abstrakte *adel: her adel, nun pfei dich der schand* (Bl. 165 r und oft) oder *du edle riterschefte, hie lob ich deinen werden nam* (Bl. 179 v). Auch ganze Länder werden so angerufen: *o braunsweig edler stame* (Bl. 69 v), vgl. auch S. 127. — Sehr wirksam sind ferner Abstraktionen wie *gesanges kunst, wie gar bistu verschmeht* (Bl. 23 r), *wanckelmut, des seiestu verfluchet* (Bl. 24 v); ebenso v. d. Hagens Sammlg. S. 42, Str. 1. — Gern werden auch himmlische Personen apostrophiert, eine Eigentümlichkeit, die Beheim mit anderen politischen Dichtern gemein hat (Liliencron I, No. 64, v. 50 u. 63, u. No. 89, Str. 7): *gnediger barmherziger crist* (Bl. 73 r), *her got, sih an den kumber* (Bl. 182 r); ebenso 9, 1. 167. 950.

Dem engen Verhältnis zwischen Dichter und Publikum entspringt auch die **Beteuerung**. Beheim macht von ihr wenig Gebrauch. Meist fordert er mit einem *glaupt* die Hörer auf, seinen Worten Glauben zu schenken (2, 133. 5, 876. 9, 769), er fügt wohl auch ein *sicherlich* hinzu (8, 64). Daneben finden sich noch *fur war* (5, 22) und *daz ist war* (Bl. 181 r). Sehr wirksam ist es, wenn die Zuhörer zur Nachprüfung aufgerufen werden: *nun seht, ob ich gelogen hab* (Bl. 164 v), wogegen man zweifeln kann, ob die eidliche Versicherung noch dieselbe Wirkung erzielte: *mich duncket aber, pei mein ait* (Bl. 164 v).

Die Vorliebe für die **direkte Rede** teilt Beheim mit allen älteren Historikern, die ihre Helden gern redend einführen; sie entspricht auch durchaus der Technik des historischen Liedes, wie ein Blick in Liliencrons Sammlung erkennen läßt. Bei allen Schlachten vernehmen wir die eigenen Worte der Feldherren, wie sie Befehle erteilen (5, 514. 7, 35. 9, 345), sich über die Chancen der Schlacht unterhalten (5, 78. 6, 76; vgl. dazu S. 196) und wichtige Entscheidungen treffen. — Als Erzählungen selbständiger Ereignisse gelten auch Tierfabeln und alle fingierten Vorgänge; deshalb treten auch die Tiere oder allegorische Personen wie *fraw singenskunst*, sogar *trumet* und *leir* (Bl. 45 r) immer als redend auf. — Doch es ist nicht immer notwendig, daß sich Rede und Gegenrede abwechseln. Überlegungen und Gedankengänge kleidet Beheim mit Vorliebe in die Form der direkten Rede: *er denkt in seinem mut*: *„und tet ich dir . .“* (Bl. 43 r), *sein hercz war frödenber, er sprach:* (Bl. 222 r), ebenso 9, 650 u. s. f. Auch die Stimmungen großer Massen, die gleichsam als große Individuen gefaßt sind, werden in direkter Rede zum Ausdruck gebracht (5, 199 ff.. 9, 371 ff.. 9, 861 ff.), ebenso der Inhalt eines Briefes (5, 381), der im Drakulged. v. 1003 freilich durch indirekte Rede wiedergegeben wird.

Viel seltener bedient sich Beheim der indirekten Rede, die freilich auch syntaktisch viel größeres Ge-

schick erforderte. Sie begegnet uns nur da häufiger, wo es sich um Befehle an Abwesende handelt (6, 35. 5, 614. 9, 686. 891). Sind aber mehrere Personen bei einander, so wird sie nur dann verwandt, wenn Bericht erstattet (5, 640) oder Rat erteilt wird (9, 555); eine Erwiderung wird in beiden Fällen nicht erwartet.

In den rein historischen und politischen Gedichten ist für die **Personifikation** wenig Platz; sie begegnet uns auch nur in den kulturhistorischen Partieen. *fraw er* und *fraw schande*, seit langem in der Spruchdichtung heimisch, treten auch bei Beheim auf, wo das Sinken der guten Sitten beklagt wird (Bl. 45v). In dem Gedichte *von des teüfelz töhtern* (Bl. 300v ff.) werden *fraw symonei, gleissnerei* u. s. w. als Töchter des Teufels und der *fraw bossheit* vorgeführt, die vorteilhaft an die einzelnen Stände vermählt werden. Als Töchter einer Mutter, der Philosophie, werden auch *fraw astronomei, geometrei* u. s. f. aufgefaßt (*von den siben freien kunsten,* Bl. 283v). Auf dem Kunstmittel der Personifikation beruht dann ganz ein Gedicht (Bl. 45r ff.), in dem über die Begünstigung der Instrumentalmusik Klage geführt wird. Selbst die Tiere und die Instrumente treten redend gegen die neue Kunst auf. — Schon früher beliebt und von Beheim wieder aufgenommen ist die Darstellung verwahrloster Verhältnisse durch die Figur eines Kranken: *cristen gelab wil crencken . ., man siht in schwechlich wencken* (Bl. 182r), *cristen gelab der wil off stelczen gon, man siht in schwechlich leczen* (Bl. 279v), *gerehtikeit het nit furganck* (vgl. Beilage No. 2, Anm. 38 u. 41).

Der Reichtum Beheims an **Bildern** ist nicht sehr groß. Er gebraucht sie meist als gelegentliche Metaphern; das gilt durchweg für die rasche historische Erzählung (s. unten S. 211) und für das lebhafte politische Gedicht. Ausgeführte Gleichnisse finden sich charakteristischer Weise nur in didaktischen Partieen (s. S. 211) — sicher sollte die größere bildliche Ausführlichkeit der Deutlichkeit seiner Lehren zu Gute kommen — und an

solchen Stellen, die den Dichter innerlich weniger erregten und ihm Gelegenheit gaben, seiner Neigung zur behaglichen Ausdeutung ungestört nachzugehen (vgl. 1, 11. 2, 14. Bl. 74 v; vgl. S. 112).

Bei dem wechselreichen Lebensgange Beheims fällt es auf, wie wenig Gebiete es doch eigentlich sind, aus denen er den Aufwand an Bildern bestreitet. Charakteristisch ist es, daß die meisten Vergleiche der Natur und Verhältnissen entnommen sind, die wie die bäurischen auf der engen Beziehung zur Natur beruhen. Wie jedem Menschen haben sich auch unserem Dichter die Eindrücke der Jugend besonders fest eingeprägt, sie bieten ihm die nächsten Vergleichsobjekte dar: *die heiden vielen hin als ob sie slüg der schaure* (9, 328), *die sper erkrachten alz ain walt zeriss und ach zercloben* (7, 42), *von den speren wart ein gestech, alz ob ain ganczer walt zebrech, van pagen ain geschncter, alz ob all störch in aller welt pei ain weren in ainem veldt, ez waz alz ain sturmweter. dy pfeil fliegen pegunden alz dy haschreken von dem gras, dez tagez schein ez vinstern waz, alz der nebel dy sunnen* (5, 681—690), *dy* (Pfeile) *sach man fliegen in dem streit alz es von himel het gesneit* (6, 145), *sy* (Tote) *lagen in dem veld zustrat als in der ern dy fruhte* (6, 196), *tot lagen sy zestrot als sament in dem snit* (9, 442), *pfeil sach man liegen do zustrewet als ein stro* (9, 307), *wann sie* (die Fürsten) *laussen dem reich die spreure, den kern sein sie verzern* (Bl. 280 r), *daz verveht nit ain wiken* (Bl. 171 r. 5, 805. 9, 332), der reiche Geizhals soll sein Geld den Armen leihen: denn *man siht, daz, wu ein wasser rint, wann es ein lere grüben vint, so fleusst es nit furpasser, es füll si dann mit wasser* (Bl. 90 r).

Hierher gehören auch die herkömmlichen Vergleiche aus dem Gebiete des Obst- und Gartenbaues, die Beheim mit besonderer Vorliebe heranzieht. So wird das Land Österreich dreimal mit einem Garten verglichen (1, 1 ff.. 2, 11 ff.. Bl. 74 v), sein Gärtner ist der jeweilige Herzog (2, 14. Bl. 74 v): der edle Baum des Gartens wird dann einmal als das habsburgische Herrschergeschlecht (1, 25),

ein andermal als die Wiener Universität gedeutet (2, 19). Dazu kämen etwa noch: Ermahnung an Ladislaus: *lass dein hochgebelczten stam mit tornen nit verwahsen* (Bl. 69 ᵛ), an die Fürsten: *die* (Räuber) *sollend ir aussieten* (Bl. 73 ᵛ), *die* (treulose Adlige) *an den nöten lissen alz huldrein wid und seil von past* (4, 37).

Auffällig gering ist die Zahl der Bilder, die aus der ritterlichen Sphäre stammen; sie wurden schon früher (S. 205) erwähnt. Auch andere Stände haben unserm Dichter nur wenig hergegeben. Der Teufel wird mit einem Gläubiger verglichen: *wann sie* (die Sünde) *der eüfel ausser mossen hart schreibt in sein reiister, darinn stet sie mit grosser schult* (Bl. 181 ᵛ). Sein eigenes Verhältnis zu einem hohen Herrn stellt Beheim (Bl. 24 ʳ) dem zwischen einem Jäger und einem Hunde gleich. Überkupfertes Gold ist ein Sinnbild für das Sinken des Adels: *ir riter ir habt ewer sporn mit kupfer uberrötet, ir kneht habt uberlötet auch ewer sporn mit zin und bley* (Bl. 70 ᵛ); ähnlich Bl. 222 ʳ, wo die Haltlosigkeit der städtischen Ansprüche so gezeigt wird: *für war es zümb nit wol, daz man mit kupfer gülte und übersilbern sülte mit grobem wasserplay.* Dem Diebshandwerk entstammt: *heimlichen als die diep* (9, 662). Hierher gehört wohl auch die Redensart: *welcher den ander ubermagk, der stiess in geren in den sagk* (Bl. 69 ʳ u. 164 ᵛ), durch die das räuberische Treiben des Adels gekennzeichnet wird.

Ausgiebig hat Beheim zu seinen Vergleichen die Tierwelt herangezogen. Immer eignen den Tieren bestimmte Züge. Der Löwe ist mutig: *nemt lewenmut* (Bl. 68 ʳ). Er ist der König der Tiere und vertritt immer im *beispel* die Fürsten (vgl. No. 3, S. 93 u. S. 107). Für die Maus ist ihre Kleinheit charakteristisch: *ain mus nit moht sein komen* (6, 27). Das Schnattern der Störche wird mit dem Geräusche der fliegenden Pfeile verglichen. (5, 683). Die gefräßigen Geier werden den habgierigen Amtleuten gleichgestellt (Bl. 171 ᵛ). Als ein edles Tier gilt auch der Adler, mit dem oft der Fürstenstand ver-

glichen wird; er ist zur Weihe geworden, und streicht über den Dörfern dahin, um nach Hühnern auszuspähen (vgl. S. 119 u. Beilage No. 2, Anm. 49). Dem Hund fehlen besondere Eigentümlichkeiten; Beheim vergleicht sich selbst (Bl. 183r) mit einem Hündlein, das von seinem Herrn geliebt wird, den untätigen Rittern ruft er zu: *ir ligt alz die verlegen hund* (Bl. 70v). In geringem Ansehen steht die Krähe; sie nimmt im *beispel* immer die Stelle der Städter ein (S. 93 ff.). In der letzten Reihe rangiert aber der Esel, der immer im äußersten Gegensatz zum Löwen erscheint (v. d. Hagens Sammlg. S. 42, Str. 2); im *gleichnis* (S. 160) stellt der Esel die übermütigen Bauern dar.

An der Ausbildung der Charakterzüge der einzelnen Tiere hatte besonders die Tierdichtung gearbeitet. Wir finden auch bei Beheim Spuren, die wohl auf bestimmten literarischen Einfluß zurückgehen. Er hebt die Schlauheit des Fuchses hervor, der die Hunde betrügt (9, 581), er vergleicht die eitlen Frauen mit dem Raben, der sich mit Pfauenfedern schmückt (Bl. 80r) und zeigt im *beispel* den Wolf als Mönch (Bl. 40v).

Neben Bildern und Vergleichen dient besonders die Heranziehung **konkreter Einzelzüge** dazu, um den Stoff recht anschaulich darzubieten. Schon durch die besondere Art der meisten Gedichte wurde das Eingehen auf das Einzelne geboten. So wird der Hochmut der Bauern durch Beschreibung ihrer Kleidung erwiesen (Beilage No. 2, Anm. 85), die Unsittlichkeit der Klostergeistlichkeit wird durch bestimmte Namen veranschaulicht: *so get denn pruder heincz zu swester ieut* (Bl. 279v); soll dem räuberischen Adel ins Gewissen geredet werden, so wird die Lage der Ausgeplünderten geschildert (Beilage No. 2, Anm. 33) u. s. f.

Diese Ausschmückung mit Einzelangaben, bei den kulturhistorischen Gedichten schon durch ihre Bestimmung gegeben, wird in den historischen zum bewußt angewandten Kunstmittel. Beheim erzählt im allgemeinen

sachlich, ohne besondere Neigung abzuschweifen oder auszuschmücken. Aber bei Schlachtbeschreibungen wird seine Schilderung lebhaft (vgl. 5, 671 ff.. 6, 141 ff.. 7, 41 ff.. 9, 280 ff.). Es ist, als ob er, losgelöst vom streng historischen Faden seiner Erzählung, die Gelegenheit benutzen wollte, der Phantasie freien Lauf zu lassen. Beheim gibt uns wirklich ein anschauliches Bild des Kampfgetümmels, freilich mit ganz stereotypen Zügen, wie ein Vergleich der vier Schlachtschilderungen lehrt. Überall wird der Schall der Schlachtmusik hervorgehoben, das Krachen der Speere, das Klirren der Bogen. Überall kehren auch dieselben Vergleiche wieder, die sich bemerkenswerter Weise gerade an diesen Stellen häufen (vgl. namentlich 5, 681—690). Der Kampf verursacht einen *schal, der wol ain halbe meil erhal* (6, 155 u. 7, 49), die Toten liegen zerstreut: *als in der ern die fruhte* (6, 196), *als sament in dem snit* (9, 442), die Pfeile *als ein stro* (9, 307).

Die Lebhaftigkeit einer Darstellung wird besonders durch **Fragen** und Ausrufe erhöht. In den historischen Gedichten, die sich (No. 9 ausgenommen) durch volle Objektivität des Dichters auszeichnen, finden sich gar keine Fragen, desto häufiger aber begegnen sie in den politischen. Meist werden sie durch Pronomina eingeleitet: *wu sein die, die ir sel verlon und seczen für ir underton?* (Bl. 67 v), *so nun die heibter wellen nit, waz magen denn tun die gelit?* (Bl. 71 r), *wu vint man freien die als furnem sein . . . als der genedig herre mein?* (Bl. 283 v), ebenso 3, 64 und besonders häufig in No. 2, das in dieser eindringlichen Form die Wiener von den Vorzügen der Universität überzeugen soll (v. 141. 161. 188. 191. 201). — Zuweilen werden die Fragen auch beantwortet: *ob ich nun gern suchet: wu sein die yeczund? sie sein wild* (Bl. 67 v), *wer mag denn wider euch? nieman!* Bl. 71 v).

Selten erscheinen Fragen ohne Pronomina und dann nur rhetorisch: *ist daz nit grasse büberey?* (Bl. 71 r), ebenso 9, 756.

Auch die **Ausrufe** treffen wir nur in politischen Gedichten. Die Interjektionen sind wenig mannigfaltig. Häufig sind in den lebhafter gehaltenen Stücken die groben *pfey* und *pfach*: *schamdt euch der grossen schanden, pfey!* (Bl. 68[r]), *pfei euch der grossen sund und schandt!* (Bl. 164[v]), *pfach, dein adel ist nur ein mist!* (Bl. 80[r]), ebenso 3, 20. 4, 34. — Sonst wird noch *ey* öfter gebraucht, so um die Verwunderung auszudrücken: *ey warumb volgt er in* (9, 577), um eine Bitte an Gott einzuleiten: *ey des lass dich erparmen gott* (Bl. 74[v]) oder um ganz allgemein einen Ausruf zu begleiten: *ey, waz hilffet sie, daz du* (Bl. 69[r]). Mit *ach* und *we* werden Klagen eröffnet: *we der zwitrehtikeit* (8, 98), *ach wanckelmut des seiestu verfluchet* (Bl. 25[r]), ebenso 2, 141.

Ausrufe, die ganze Sätze füllen, sind selten. Die guten Wünsche werden gänzlich von den christlichen bestritten: *got hab ir aller sel in hut* (1, 109), ebenso 1, 16. 8, 46 u. ö. Verwünschungen finden sich kaum: *daz er uns paz het geben, wie wol het ichs im gunt* (9, 717), *ach wanckelmut, des seiestu verfluchet* (Bl. 25[r]). — Oft werden Ausrufe mit dem Pronomen eingeleitet; das entspricht Beheims Neigung zum Rhetorischen, wie sie schon im starken Gebrauch der Frage zu Tage trat: *gesanges kunst, wie gar bistu worden verschmeht*, ebenso 9, 514. 577. 717.

Für freien unbefangenen **Humor** hat Beheim offenbar keinen Sinn. Das ist um so auffälliger, als die politische Dichtung dazu doch reichliche Gelegenheit bot, wie die vielen humoristischen Gedichte bei Liliencron beweisen. Freilich ist es auch leichter, seinen Spott an bestimmten Persönlichkeiten auszulassen, wie es meist in den historischen Volksliedern geschieht, als etwa die Schilderung der Zeitverhältnisse, die doch Beheim beabsichtigt, geistreich durchzuführen. — Sehr gequält ist der Scherz, mit dem Beheim am Schlusse von 6 abtritt[1]). Wird er sonst

1) Er erzählt hier von der reichen Beute der Sieger und bricht dann kurz ab: *von dem wil ich nit singen mer, daz euch daz nit ver-*



humoristisch, so geschieht es immer in der Absicht, die gegnerische Sache lächerlich zu machen. So sind Bösings Worte (7, 35; vgl. S. 67) aufzufassen, und ebenso liegt es Bl. 80 r, wo Beheim, um den unbegründeten Stolz des Adels auf Geburt und Wappen der Lächerlichkeit preiszugeben, auch ein Wappen *des kü wadels* mit aufzählt. Durch üble Vergleiche wird die Eitelkeit der Männer verspottet: ihr Haar ist so eingefettet, *alz ob ein iunges kindelein darein geteckelt habe* (Bl. 78 v) und ihr Haupt so mit Blumen geschmückt, *alz het ein ku daroff gesprenezt* (Bl. 78 v). — Mit entschiedenem Witz verwendet Beheim einmal die Antithese: Hunyadys Prahlerei (6, 74 ff.) *sy sind uns kamen ain früstüke* erwidert der Hauptmann schlagfertig mit der Befürchtung, es könnten ihrer noch zum *nahtmal* genug sein. Geistreich wird auch die Anapher verwertet: *her niclas waida wart habtmann in der nachhut alaine . . der redniczer ain hauptmann waz im nachrennen* (5, 222 ff.); ähnlich auch 7, 67: *notschisimon* war der *unger habetman* und ergriff darum auch *von erste* die Flucht.

Besser als der einfache Humor liegt unserem Dichter die **Ironie**, deren er sich vortrefflich zu bedienen weiß (S. 200). So wird die Unsittlichkeit in den Klöstern folgendermaßen gegeißelt: *der pruder zu der swester got und hilfft meren geistlichen stat. wann dy nun siben kinder hot, eptissin man sy wellet* (Bl. 73 r). Doch solche drastischen Bemerkungen begegnen uns selten; Beheim ist meist zu ernst und faßt seine Aufgabe als Sittenprediger zu schwer, um nach tiefster sittlicher Entrüstung einen leichten ironischen Ton anzuschlagen.

Hyperbeln verwendet Beheim nur bei der Schilderung von Kämpfen, sie dienen ihm immer zur Veranschaulichung einer Situation. Es handelt sich meist um alte Wendungen der Heldendichtung: *kainer maht auff dy erde*

---

driesse; er spielt damit auf den Neid der Zuhörer ihren glücklichen Kameraden gegenüber an.



kain fuss gesezen plasse, er tret auff tot leüt, wu er ging (5, 416 ff.), *mit irn verlipten pfeilen so mahten sie die glinster des lichten tages vinster* (9, 304 ff.); der Belagerungsgürtel war so eng, *daz von derselben vesten ain muss nit moht sein komen* (6, 26 ff.); Prahlerei der feindlichen Führer vor der Schlacht: *ich han in meinem her alhy pei zwaincz tausend mannen, sy sind uns kamen ain früstüke* (6, 84), und *ich han in meiner herschaft mer puffel ligen an ainem ker wann dises valkes iste* (5, 81 ff.).

Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen. Die Untersuchung hat gezeigt, daß Beheim sich neben der bisher fast allein beachteten historischen Dichtung auch politisch umfassend betätigt hat. Seine historischen Gedichte, als Quellen von ungleichem Wert, verraten eine besondere künstlerische Sorgfalt und gehören zu dem wertvollsten, was er geschaffen hat. Weit zahlreicher sind seine politischen Lieder. Beheim, der uns als einer der letzten Ausläufer des höfischen Gesanges gilt, kämpft auch als Politiker für die alten Ideale des Rittertums; schon daraus allein begreift sich seine Stellung in vielen Fragen. Seine politische Haltung wird ferner durch die Rücksicht auf seine Herren bestimmt, die aber seinen Angriffen nur die Richtung wiesen, nicht seine Überzeugung ändern konnten; denn für die Fehler der eigenen Partei ist er keineswegs blind, und sein Tadel trifft in gleicher Weise — nicht immer zu seinem Vorteil — Freund wie Feind.



Die Vielseitigkeit des Dichters, dessen lebhafter politischer Sinn ihn zu allen Fragen der Zeit Stellung zu nehmen zwang, nötigt uns Anerkennung ab. An Reichhaltigkeit werden seine historisch-politischen Werke nicht leicht übertroffen. Sie nehmen in seiner gesamten Produktion nur den kleineren, aber den interessanteren Teil ein, und sie sichern ihm in der Geschichte unserer historischen Dichtung einen hervorragenden Platz.

I. Beilage (zu S. 82).

dises ist von der von teincz herkummen[1]).

Hie wil ich offenpörn
von den vil ausserkornen
und edlen wol gepornen
herren von massena
5 Und den van teints, dy da
zu merhern sein gesessen,
van den ich mich vermessen
etwaz czu tichten hon
An irem adel schan,
10 wy sy sein kummen her,
als ich es dann in der
kroniken hon vernummen.
aim strengen riter frummen
hon ichs zu dienst geton.

15 Der haist her iedegon,
aber nach seinem vater
von iugend auff so hat er
den nam her ian von teincz.
Von irem alter seints
20 von frankenreich herkummen,
als ich es han vernummen,
dy hern von massena.
Da man peschraib alsa

1) cod. Pal. germ. 312, Bl. 242v.

von cristi gocz gepürt
25 ailffhundert iar und fürt
siben und zwainczig iare,
des geslechtcz, alz ich vare
aben vermeldet hab,

Die zeit sich daz pegab,
30 daz ainer dises namen,
des geslöhtes und stamen,
ain riter lobeleich
Wanet in frankenreich:
der was her tschan genennet.
35 sein nam was weit herkennet,
wann er was grosser krafft,
Hafft, streng in riterschafft.
davan sein lob erhal
in dem land uberal
40 und wuchs ye mer und vester.
der selbig hat ain swester.
dy was also gewant,

Daz man kain solche vant.
an schän, zuhten und zirde
45 und adelicher wirde,
so was nicht irn geleich.
Ain küng sas in frankreich
und in denselben kraissen,
der was ludweig gehaissen.
50 ainen iungling het er,
Der was sein pruder, ser
stalt er der iuncfra nach,
dy man preiset so hach.
dy selben magt vil schönen
55 waz er notzagn und hönen,
perauben irer ern.

Dis ding von disen mern

kam an zu tschan alsamet,
wy er dy magt peschamet
60 vnd genotzaget het.
Her tschan petrachtet stet
dy schand und gross verschmeht,
so im dann was peschehen
und allen seim gesleht.
65 Reht aines tages seht
der küng zu tische sass,
sein pruder mit im ass.
her tschan was snell und frische
und gahet pald zum tische
70 und stach den iungen tot.

Er reschlich pald und drat
zum kung springen pegunde
und sprach: „swer mir zu stunde,
daß mir nihcz fugest zu.
75 Eil reschlich oder du
ach yecz van mir verdirbe“.
der kung gdaht: „ee ich stirbe,
ich tun ee dein peger“.
Er swur im furpaz mer
80 und tet im sicherhait.
her tsan pald dannen rait
und het al sach geslihtet,
sich var darauff gerihtet
und all sein ding verkafft.

85 Van dannen er sich zaufft
gen pehem zu dem lande,
da er wunen pegande
und sich ach nider slug,
Sich neret und petrug,
90 er und dy sein allsamen,
waz ir dann von im kamen.
daz stund so lang furpaz,

Das römscher kaiser waz
herczog von swabenlant,
95 der was fridrich genant.
der mit kriegen so harten
urlaget auff lamparten,
und er pesass mailan.

Gross hilff er da gewan,
100 vil fursten im da kamen.
der herczog van pehamen
kam ach under der schar.
In seim vermugen dar
er praht nit mer volks danne
105 aht zehen hundert manne.
mit im was ainer ia
Da her von massena.
der herczog von pehem
liess do fragen von dem,
110 wa er hin slahen solte
sein huten und gezelte,
da er het sein herperg.

Der kaiser im auss erg
und ach auss grossem spote
115 antwirtet und enpote,
daz er sich auff dem markt
Bei dem pranger herparkt.
den herczog daz verschmahte.
mit allen seiner mahte
120 er auffprechen pegund,
Und auff derselben stund
schikt er sich da zu sturn.
etlich teutsch mit im wurn.
in der stat sagt man mere,
125 wy daz ain volk da were
kaiser fridreich zu steür,

Dy wern so ungeheur,
daz sy essen dy leute
mit flaisch, har und ach heute.
130 der herczog von peham
Den list an sich genam:
ainn taik liess er im pachen
und menschen pild drauss machen
und sein peham liess er
135 Der pilder hin und her
ümb tragen pei dem sturm.
sy diser pilder furm
assen auss ratem weine;
daz waz in solchem scheine,
140 als ab es menschen wern.

Die peham und dy hern,
dy in kamen zu staten,
an disen sturm hintraten
mit allem irem her.
145 Sie stalten sich zu wer,
dy stat wart da gewunnen,
dy inwuner endrunnen,
all ir wer sie verlurn.
Turn, lecz und mauren wurn
150 verlaren allesam.
der herczog von peham
slug sich nyder peym pranger
und paitet da nit langer,
zum kaiser er da sant:

155 „Kumment pald und zu hant,
das ir dy stat nempt eine.
ich hons gwunnen und meine
her glegt zum pranger hy".
Der kaiser solches ny
160 gelaupt und hecz für spote
und liess den slahen tote,

der im saget dy sach.
Nach dem der pehem ach
schikt ainen andern hin.
165 da er ach disen sin
dem kaiser het pewisen,
den liess er ach als disen
kopfen und toten schir.

Der pehem schiket vir,
170 zwen teutsch hern und zwen pehem,
dy dem kaiser veriehen
dy rehten warhait gar.
Dy selben kamen dar
und sagten im das rehte,
175 daz er nirgen gedehte,
daz er wer ain getent.
Phent ersten er erkent,
daz da dy marhait schein,
und dy stat nam er ein.
180 pehem, franken und swaben
yeden waz er pegauben
nach dem, als er pegieng.

Was wer yeder gevieng,
da man zu sturm waz zihen,
185 dy selb wart im verlihen
in seinem schilt zu fürn.
Ainn haken was perürn
und pegreiffen der voder
genant van massna oder
190 von teincz des namen hach.
Nach dem füren sy ach
nach heut dis tags durch preis
drey haken, dy sein weiss,
in ainem roten schilte,

176 er] *l.* es?
178 *l.* warhait.

195 damit sy dann der milte
edel und erentreich

Fürst kaiser fridereich
waz pegaben und eren
und ir lob damit meren.
200 ich michahel peham
Sing dises liedlein, sam
ich es dann zu den stunden
in den püchern han funden.
damit pin ich pegern
205 Hern ian von teinz zu ern
und alles sein gesleht.
ir strengen vesten, seht,
dis liet sey euch geschenket,
dapei man eür gedenket
210 pis zu dem end der welt.

---

2. Beilage.

Auszüge aus den kulturhsitorischen Gedichten.

1) Bl. 303ʳ: wer üpikeit und bossheit vil kan treiben, dem wirt nun lob und er geseit. man helt in wert, er mag wol bleiben bei mannen unde weiben. wer zuht und frümkeit an im treit, der ist nun worden gar verschmehte. schand, laster ist nun worden er, zuht, er ist worden schande. es wil sich niemen schemen mer. wu ich ker in dem lande, so hör ich nihten mer wann büberei. wu einer kummen mag hinbei zu eins weib oder swester oder tohter, daz er sie lester, der selb hat er und wirdikeit.

2) 303ʳ: wie ez beste ümb unkeusch und eprechen? man helt es für kein sünd nit me!

3) 77ᵛ: hofart ist si genennet, ein muter aller missetat, di iren samen hat gesprat, vil iunger ausgezogen hat.

4) 78ᵛ: mit dem har wil ich heben an: wi si daz zopfen, fleien, stossen, crummen und dreien, wi si eier slahen dareyn, daz ist zu sehen in dem schein, alz ob ein iunges kindelein darein geteckelt habe.

5) 78ᵛ: ich euch von iren hüten sing: etlich sein preit alz pfifferling, ein teil spiczig, schmal umb di ring, und ir gugeln und kapen mjt frensen, zoten, lapen und vil varwen geschecket sein .... mjt solchem tun si wider got, wann er durch unser missetat uff seinem haupt getragen hat ein kron von dornen ressen. auch ist hoffart an dem gewand: röck und mentel sein aller hand



in hafart nach dem newen stand geschnitten und verschroten mjt varw grün, plaw und raten, mit manchen velten weit und eng, geschniten nach der kürcz und leng. in iopen, hosen si mit zweng sich inbinden und pressen, alz het man si geslagn in stöck: darauz sehen si alz di pöck. auch ist ir gwant, mentel und röck . . . von purpurpfell und samit reich, damast, zendel und seiden weich, scharlach lundisch, pernisch köstleich, von fridperg und von mecheln.

6) 79ʳ: ir hofart di ist mancher hand. ir pegird ist zu solchem stand, wi si sich eben pflenczen zur kirchen, strassen, tenczen. hört, wi si vor dem spiegel sein, peschawen irs gesihtes schein, wi si plosen vn̄ (in?) das pühslein und die varw streichen ane.

7) 79ʳ: hört, wi si pflenczen, zirn ir köpf, mit fremden har flehten ir zöpf, und affpinden ir löck und schöpf alz an ungrischen rossen, sich zemen als man tut den füln.

8) 79ᵛ: mer furbaz ich euch künde, wi si mit kleidern zirn ir leib . . . . dje si dann sunderlich pegond von vil varwen an dem gewand mit gold und steinen mancher hand zu gevallen den mannen. der sih ich manch in einer wat, daz si daran zu tragen hat, daz ir verr uff der erd nach gat diz geslerf und gescheufel, sjczt alles voller teufel, die uff denselben swenczen varn.

9) 79ᵛ: dje lieb dunckt mich dach schnöd und klein, di nur sol sein durch gold und stein und nit durch zuht und tugend rein. ach ist dez wol zu lachen, daz nur die weib so töreht sein, daz si durch hadern und tüchlein den mannen wellen machen schein.

10) 122ᵛ: ir etlich gen in der welt umb mit valschen prieffen. für heiltumb czeigen sy schelmen peine, fur santa maria gewant zeigen sy alt hadern zertrant, als etlicher selb tut pekant: „heiltum ich machen kane, von welchem heilgen ich dan wil“ . . . darzu so kunnen ach etlich den bilden streichen ane gotez und seiner muter reynn, als ob sy swiczen oder weinn.

11) 123r: hort auch von den weltlichen, wie sie manchen auch betören hy. etlich verstellen sich, sam sy arm und iemerlich sinde, lam, krump, zerprochen, plinde, frat, faul, plutrunig. sy das tun mit crant und schauffplut, daz sy nun in platern heimlich lossen fun iren gelidern traffen. auch pinden etlich, dunket mich, eins toten menschen arm umb sych, der in dürr und ach iemerlich zu dem ermel aushanget als es sein selbes arm sei. zwar, so gend ach etlich affenbar mit perten und mit langem har als die pilgerim tünde und püsser, dy ir sünde wellen püssen in irem stand. und eisnein reiff sie umb sich hand, von in tun sy dy selben pand als offt sie des gelanget. etlich pis zu dem niderkleit sein naket und nicht angeleit, die hand geiseln mit plut bereit und slahen sich mit dene. in wurt aber kein schmercz nit kund.

12) 123r: ach etlich peteln gene in geistlichem gewand und sit und gebaren geistlich damit und haben keinen orden nit.

13) 123r: ach vint man wol der swachen, die sich perhafftig machen. auff dy peuch pinden sy küssein und gen also in solchem schein . . . etlich sprechen: sy sind ercztinn und haben so vil künst und synn; welch magt ir er verlirn begynn, die machens wider maget . . auch so tund etlich offenbern, sy sein lang siech gewesen und sind wider genesen an kirchen und an steten, dy sy dann den leuten zeigen hy. daz tun sy alz darümb, das sy dadurch werden pehaget.

14) 123r: und etlich weln verporgen schecz den leüten zeigen mit geswecz. kunten sy es, ez deuht mich lecz, das sys nit selber nemen.

15) 123v: hort, wy di sterczer und die bubin die welt betriegen und betrubin. etlich die sniczen pild von rubin oder aus andern wurczen, mit erd sy es pesturczen; daryn sy es dann wurczeln lon, bis das es vil vasen wurt hon, den tummen weiben fur alron sy es zu kaffen geben . . . auch kummen sy den weiben pei etlich in weiß der

stummen, so sprechen etlich: „wir soln ia ein ander geistlich nemen da“, und vallen in die sünd alsa.

16) 303r: . . . niemen weiß in aller welt, uff wen er hie sol bawen. zu dem ich hon daz best getrawen, der keret mir dach hinderwertlich seinen nawen.

17) 301v: ungetrewer dynst wart den dienstleuten geben, die man besoldet und verzinst, und ungetreülich leben. wu vint man dienstleüt, die do dienen reht?

18) 72r (widereffen): dienstleut, ret, söldner, dirnen, kneht auch dienen all getreulich reht, ir keiner nummer mer gedeht nach seinem eigennucze. ach wircken alle erbeiter getreulich sunder als gever, auch pfliget keiner untrew mer, bawman noch weingart hacker.

19) 223r: ir fürsten und ir hern, ir riter unde knehte, wie gar ist euch verschmeht geticht und singenskunst.

20) 46r: da sprach dy edel singenskunst . . .: „ez wellen fursten unde hern mein nümer ahten und pegern in kainer handlei weise, sam sy vor czeiten teten hie. wann ich han allweg ye und ye gehabt den höhsten preise. kaiser, küng, fürsten, herren czugen mich vor aln künsten für und gaben mir dy höhsten kür on allez widersperren.“

21) 223r: wann pfeiffen, seitenspile, pusaunen, orgeln clanck cranck ist wider gesanck und ist nur leicherey. da wirt kein fruht nit pey, es ist nur valsch gedöne mit süssen clengen schöne und ist doch ynnen hol.

22) 46r: wer vil unczuht und lasters kan, der ist czu hof ain werder man var herren und ach weiben. gumpler, narren, grab knarczen man vil var rainen frawen siht treiben laster und ungeschiht mit raczen, köpeln, garczen, scheissen, speien.

23) 223v: golt, silber, kleider, pfert im fürsten und herren geben. reht künster sten darneben. der gab ist worden cranck. waz hülff mich mein gesanck, daz ich da pey verdürbe? . . .

24) 223ʳ: wer würffet für die swein muschgot, vnd negelein, den gleich ich einem toren. für war es ist verloren, wer singet oder seit zuht, er und hupschikeit vor manchem groben leffel.

25) 163ᵛ: der esel gleicht den tummen, dy sich selb zu taren machen hy und dach weiss wesen wellen, dy sich var fursten und ach hern mit worten, werken und klaidern gar üpeklich verstellen und all gut sach verspoten.

26) 164ʳ: ob ir aber den geken welt machen weisslicher gemut, slaht im alz man dem esel tut mit knuteln und mit steken.

27) Pal. 334, 107ᵛᵃ: mich verdreüsset und tut mir zorn, daz sich etlich geben und torn wellen gleichen zu tichtern und rehter künst künnen mit neüt . . . nür mit alter maister geticht so wil er sich erheben, daz sein nam werd erkennet.

28) Pal. 334, 107ᵛᵇ: mügling und ander maister, die vor hundert iaren waren hie, den stilt er ir getichte und sprichet: „daz han ich enpart und hab nie bustaben gelart in kainer schul mit nichte." die dann darhinder siczen, haben grasse wunder darab und wenen, daz er sölches hab nur von seinn aigen wiczen.

29) 25ᵛ: der lew beteüt einn fürsten lobesan, daz bantel seinen underton getrewen, der slang geleichet einem valschen man. dem frummen stellet er zu aller zeit, ob er im gen dem herren mög geprewen, daz er in seinen ungenaden sey. hör werder fürst: dis beispel sol dir sein ein ler. du solt dich an kain armen nit vergauhen; ob dir ein claffer saget etwaz mer, des armen teiding solt du auch verhören gar . . . also manch biderman verlogen würt ee, wann die warheit würt geoffenbäret.

30) 73ᵛ: yeglichs leben ist uff possheit, wie er mit crieg und kempel den andern tilket und verret.

31) 68ʳ: welcher kan so vil maht gehan und dem andern mag widerstan, stet, land und slos gwinnt er im an.

32) 67v: mit irem crieg und valschen list vertilken sie zu aller frist die andern, die uns cristen gern schirmten und auch fristen.

33) 68r: dadurch werden die lant versert, mit rauben und auch brand verhert und arm leüt iemerlich versert. ir narung, kü und kelber, ir hausgeret und armen hab nympt man in da mit unreht ab und weißt sie zu dem betelstab und machet witwen weisen.

34) 68r: schamdt euch der großen schanden pfey, seit daz vor mord und röberey ein frumm man nit sol wesen frey in euren besten steten.

35) 302v: keiser, küng, fürsten, herren, keyner ach rehtes wesen hat. die strassen lassen sie versperren und armleüt niderzerren ... darum so tar schir nirn kein bider man uber den nehsten acker gan.

36) 74r: ir keiser, kunig, fursten, hern soltend raubern und dieben wern. die dy lant wider reht versern, die soltend ir ausieten. so haltend ir sy selber auff ... zu obrist an dem tische. daz pest willpret und vische, daz wirt in alz geschoben für, die frummen leßt man vor die tür.

37) 68r: ir fürsten, wie sten eür geriht? ir sehent durch die vinger, daz ir also vil missetot verhengend beide frü und spot.

38) 74r: daz unreht hot keinn zwinger, es get fur mit gewaltez zwanck. gerehtikeit het nit fürganck, wann es ist worden plind und kranck, an allen viren hinckend hinder sich fur sich ungeleich zu peiden seiten, neben seich.

39) 90v: alz ich offt hör von herren vil, daz einer spricht: „ich mag und sil tun mit den meinen wi ich wil, seit sie die meinen seine.“ darwider sprich ich: „neine! welcher sein armen also quelt, dem teufel er sich gleich geselt, der sein diener marters (!) und helt und gibt in iren lone.“

40) 301r: ir armen leüt sein sie peschwern wider gat, er, on alles rehte. mit ungelt, scheczung, zöll und meüt, mit diensten, steür und pete perauben sie ir armen leüt.



41) 300r: secz rehte zimmliche gebot, und wer die ubertrete, den soltu strauffen sunder spot. halt dein rehtikeit stete, daz sie durch miet nur uff kein seiten hinck und hinder sich für sich nit sinck, daz sie nit werd verschmogen durch kunst oder nah zorn gezogen. wann sie sol sten uffrecht, gestrack und ungebogen.

42) 300v: hüt dich vor den lieb kösern, den man zu hof gar wol gehorcht. mit den falschen einpläsern und schmeichlern soltu wesen unverworn.

43) 300v: daz sein die unreht merer, wircker und preüwer, daz ist war, die lasterer und got enterer als die spiler und swerer und ach darzu die wucherar, die man zu hof die liepsten hote.

44) 300r: dez aller ersten soltu got vor allen dingen eren, die gweihten stet und alle heilgen ding. du solt auch eren sunderling daz gotez wort vil schone und unsers herren leichnum frone und priesterliche ordenung vor augen hone, ir gut und hab mit nihten zihen ab, ir gült und zehend, gotes gab soltu in lassen volgen hie. . . . du solt geistlichen state stiften und mern zu aller frist.

45) 213v: wer aber retet hie die ret und ler als wie nach nucz und nit nach ern, dem sol man widerspern. kein fürst sol im nit volgen, wil er nit laster spolgen. wann doch ein guter nam ist im vil baz geczam denn vil köstlicher gute.

46) 214r: Er sey auch sunderbar manhafft an allen dingen, daz reht zu vollen bringen nauch seiner mehtikeit. Beit, frü und spat allzeit soll er auch wesen stet und uff getrewe ret zu aller zeit verflissen und eigentlichen wissen umb seines herren stat, waz gelcz er ierlich hat. . . . da sol er sehen zo des herren kammern do, daz nemlicher gewine ierlichen kumm darine uber sein zerung dauch. auch sol er vor und nauch seins herren landes nat vertreten frü und spot mit worten und auch wercken, wann wu man da ist mercken des fürsten nucz und er.

47) 214r: ein küng sol in seim lande nur solher ret erweln, der vir und zweinczig zeln. . . . daz heisst der eüsser rat. darnauch in sölchem stat sol er zwölff mehtig herren erwelen nach und verren in seinem reich. hort, wie die mit dem künig hie der vir und zweinczig ret gewerb und all ir tet in irm rat wol erkennen. die selben sol man nennen den rehten rat mit nam. bey disen allen sam der künig nür sol hören und doch nit offenbören sein willen gancz dabey. mehtiger herren drey soll er darnach erwellen . . . . da soll der küng allein geben rat mit den drein . . . . der kung die drey sol halten in moss und auch gestalten, als er sich selb ist han. on rat der dreier man sol er nihts namhafftz tun . . . sie soln auch sein als mehtig, daz si dem küng also mit wercken helffen da volbringen die getaten, die sie mit worten raten.

48) 302v: in fremde lant zu reisen sie sich nit solten lan betaurn, wu man umb cristen glauben crenget. so reisen sie nun vor der tür uff arm leüt, die sie neren, und helffen den poswihten für, den sie nun solten weren.

49) 302v waz wil der adler preuwen? er ist worden zu einem weüwen. vor zeiten lebet er nah adelichen treuwen. er sich nit schmog und in der wiltnis flog: den wilden vogeln gab er aug. so wil er fürbaz seinen sin in fremder art erneüwen. er fleüg nun ob den dorffern hin und neret sich der hanen und der hennen. der adel lept unadelich. (vgl. Karajan No. 10, v. 66 ff.):

50) 80r: dadurch der adel hoffart treibt, sich hoh uffwiget unde scheibt. wann sich einer nennet und schreibt durchleüchtig, aussherkoren, der ander hochgeboren, der trit nent sich sant grix geslechcz, der vird von der art sant gumprechcz, der funfft ist adel hers yemechcz, der sechsst ist des kü wadels. mich wundert, daz mit der gepürt so vil hoffart getriben würt, und wir allsamment sein doch nürt von zweier handlei stammens. man hört von keinem adam lesen und der da gulden sei gewesen, von

dem herkumm des adels zesen. man liset nur von eime, den machet got von leime, von dem wir alle kummen sein.

51) 80r: der adel von gepurt nit kompt, nur von der tugent, di man frompt . . . her saul, der waz von pauren art, der durch sein tugent künig wart . . . david dez erst ein herter waz, der auch der iuden reich besass. Vgl. auch S. 137.

52) 80r: pfach! dein adel ist nur ein mist und ringer wann der hunde. wann hund gewiss urkunde und zeichen hand, die edel sein, der du dach mensch hast aller kein. in der krufft schaw die totenpein, zeig mir adelz genossen.

53) 171r: und sy vergunnen yedach gar noturfftikait und leibez nar armer riter und knehte.

54) 171r: und sy mussen doch han in hut dez fursten leben, er und gut . . . . wann in der nat muss er sie han und miten czwuschen inen stan alz der temant im golde.

55) 171r: da wer ach bilich sunder schmeht, daz er sy für seh und bedeht in irer aller hande naturfft an manchem ende mit rassen, harnusch, czerung reich, reilichen gaben willigleich, mit milter freier hande.

56) 179v: ein riter der soll wesen mennlich, vest und streng mit worten unde wercken. an eren und an frümmikeit er mit verligen sol . . . er wart, daz er kein zackeit nit verheng in seines herczen pforten.

57) 179v: er sol auch sein gar milde, senfftmütig und darzu gar tugenthafft. sunder gen frawenpilde sol er sich halten uff der pan, daz in die fräwlein preisen. mit türniren und stechen sol er crafft und manheit wol beweisen . . . . dez ist in kempfen, stürmen, streiten, wu man sein pegert: da sol er sein gerust, sein schwert gar riterlich erswingen.

58) 179r: es ist ein hoher orden ümb riterschaft, wer den namen behebt, und ist ein swindes harden, wer es nit helt nach rechter weiss. wann ob ein küner riter

manch iar in hohen eren hat gelept so gar an allen ziter und hat beiaget grossen preiss, ein erenval penympt im seinen namen rein .... ein riter sol von eren wegen gemach vermeiden, daz sol sicher sein, und ungemaches pflegen.

59) 302v: böbst, cardinel, pischoff und ebt ... yeglicher wil der höhst an eren sein, an in so ist groplichen schein haffart und ubermute. sie stellen geitiglich nach gute, ir einer uff den andern grossen schaden tute. sie machen crant und stifften raub und prant, sie criegen umb pistum und lant.

69) 67v: zu hoffart und auch geitikeit hand sie gancz all ir sinn geleit. yeglicher stelt in sunderheit, wie er der wirdigst seye. auch ist ir geitikeit so gross, breit, weyt und darzu bodemloss. die grosten stet und pesten slöss sie alle haben wellen. Ebenso Bll. 71v, 72r.

61) 71v: (widereffen): her kardinal, bischoff und probst, eür leben ist andehtig. ir stellend nit nach hohem stand, wann hoffart wart eüch nie bekand, als man wol spürt an eürem gwand: daz ist als nach dem slehten.

62) 73r: und darzu mit der symonei erdencken sy vil püberei. wer gelt hat, der wirt sünden frei ... pistum und gute pfründe der werden luczel künde, dy man durch gotez willen leih.

63) 223r: von solhem (von geistlichem Betrug vgl. S. 147) velt manch tummer lei zu keczerlichen sünden.

64) 73r: als die schefflin, di in der virr der wilden wustung laffen irr on irn hirten, in solcher wirr sein wir weisen und armen. wann unser fürer gen uns vor und furen uns unrehte spor uff die strossen der wustung zwor.

65) 221r: wann sie uns leien füren mit iren wercken zwor gar böse bilde vor ... es wer gar wol geton, daz wir nach iren reten, nit nach den wercken teten ...

66) 302v: sie sprechen, übel zorn und hess, di sollen wir vermeiden, und haben sie doch teglich mess in zorniglichen neiden. sie widerraten uns auch fresserei und



sein doch selber gern dabei zu ligen in der preüsche. sie weisen uns ach von unkeusche. damit so treiben sie doch also grass geteusche, daz seltn ein man seim weib vor wesen kan, sie würt von in gevohten an. zu gotez dienst sie uns auch larn, da sein sie selb nit reüsche, wann sie sich vast darane sparn.

67) 73ᵛ: und des almusens gut siht man so upiglichen legen an. mit luderspil würt es vertan und ach mit swachen weiben. hort van dez pferrez (l. pferren) opferstock. der ist geziret alz ein tock, pecleit mit einem scharlach rock. der sach mag man wol spoten. dy regel der zwölff poten sy nite halten und sprechen, wy sy dach ir stot pesiczen hy.

68) 302ᵛ: sie ahten nit, waz sie uffwüllen, daz sie sich do verquüllen, daz in an gut würt zugeleit, es wer gestoln oder geraubet.

69) 73ʳ: wer gelt hat, der wirt sünden frei, den aplos sy verkauffen. auch haben sy geseczet rent uff gocz leichnum, all sacrament, auf crisem, virm, wie man die nent.

70) 73ʳ: hafart und ubermute und sunderlich die geitekeit hat sy gar upiclich becleit. wann einer zehen pfrünt peieit, der eilfften er pegeret.

71) 41ʳ: manch münch und pfaff die leien plent und und leichet sie mit seinem valschen claff. sie claffen wol, daz in würt vol seck und taschen.

72) 301ʳ: fraw gleissnerei . . . pegharten munchen nunnen und den pegeinen gab er die, allen geistlichen religosen (l. religiosen). geistlichen schein sie vor den leüten tragen, wann sie ausswendig scheffin sein . . . .

73) 73ʳ: wann grosser neid ist an in schein und darzu dy unkeusche. sy treiben gros geteusche: der pruder zu der swester got und hilfft meren geistlichen stat; wann dy nun siben kinder hot, eptissin man sy wellet.

74) 43ʳ: daz doch der reich dem armen schir kein reht gen lat, es ist gar ungeleich.

75) 91ʳ: ir herren rihter und amptleüt, mit singen ich eüch hie beteüt von gab und miet, die man eüch peüt, waz schaden davon kummen. ich euch daz geren widerriet, wann euch machet des volkes diet mit solcher schnöden gaub und miet zu stummen und zu plinden.

76) 185ᵛ: wenn sie zu urtel siczen, so wurt erzeiget gunst und has. ir einer wil sich rechen. er hat ein zungen zwiveltig verkert. wann er ein reht sol sprechen, daz seinem veind zu pusset stat, so schneiden seine worte. sein zung ist scherpfer vil wann ye kein swert gesliffen umb die orte. sie get vil schnell und so gedrot. moht er in da vertilken gar, daz tet er gern, er liess in nit geristen. in seinem herczen süchet er vil mangen fremden funt. er grept im nach den ern . . . aber ist er behuldet, hot er gestifftet diepstal, rab und mort, waz sach er hot verschuldet, so vint man im wol gute weg. sein zung wirt da verwendet, senfft als ein pfaun (l. pflaum) werden im seine wort, kein straff wurt da volendet.

77) 281ᵛ: es get manch man daran, der spricht mit zweien zungen. die ein ist gar unrein mit biterlichem grein, sie ist reüher wann ein mülstein und auch vil vester wann der eisenzein. die ander ist milt senfft da gein, süss als daz hünigsein . . .

78) 281ᵛ: amptleüt die nemen meüt. wer sich erzeigt mit eüt, dem würt sein ding dest baz gepreüt. . . . mit gaub so uberwindet es der reich. domit würt es dem armen gemessen also ungeleich, daz es möht got erparmen.

79) 171ʳ: . . . etlich amptleut, die niemens nichten ader neut geluks wellen nach gunnen, nur inen selber alles sant. wann iren bademlasen slant (= slunt) sy nit erseten künnen ... solch valsch amptleut, dy mit unreht jn argen untrewen und schmeht euch daz eur reissen abe und wenden in ir nücze, solt ir reschlichen widerstan . . . die ungetrewen allsampt solt ir leiden in kainem ampt.

80) 280ʳ: es wurt erdaht vol praht vil possheit in den steten. sie treiben hoffart, hohen übermut, daran



leit in kein zadel. reilichen schallen sie mit gut. sie gleichen sich dem adel an allerhand gewand, berlin, crencz, silbrin ketten. gross er ist ir beger, daz man in sprech: „gnad her“ und sein doch von baurem geper. leüt uff dem land verschmehen sie gar ser. mit einem edlenfürsten wer zu reden pesser mer wann mit eim schmerschneider.

81) 280^{r}: darzu die frassheit in auch hanget an, sie sein gar ungemessen. ir etlich werden nummer wan mit trincken, über essen.

82) 301^{v}: daz sein die vortelsucher, die burger, die da mussig gen . . . . wann burgersleut die wuchern unverborgen, vil possheit wurt van in gebreüt, sie haben nihten zu besorgen. den abent und den morgen betrahten sie dach anders neüt wann wie sie solchen vorteil treiben mit uffsacz, wucher und fürkauff. schiessen mit dem hantbogen ist in den steten gar der laff. sie sein sa ser petrogen uff all vörtel, die man erdencken mag. ir kerrlin daz get naht und tag. zu dem wolveilsten stande kaffen sie wein, fruht allerhande, zu dem teürsten verborgen sie daz alles sande. hört, waz sie meinn: von zehen güldin einn, daz heissen sie einn zins vil cleinn.

83) 301^{v}: nun ist die funfft (Tochter des Teufels) geheissen triegerei . . . er gab sie in der kaffleut zunfft, den rossteüschern, gremplern und cremern. wann uff dem placz mit den messen und wagen und aller anderr kauffmanschacz so ist die welt gar ser betragen. wann da wurt vil gelogen, vil valscher wurt und sussen swacz hört man von solchen ubernemern.

84) 280^{r}: wann es ist als mit leichtem slaug gepflanczet nach dem aug in valschem zaug vil traug und selten zu dem stergsten.

85) 42^{v}: der esel knaur beteut die paur die sich uffsperren dem adel gleich. . . . der baur bedunckt sich gut: er tregt rot schuch und mechelsch tuch, zuschniczelt kapen, vil weiter gern in den cleidern mit langen lapen.

86) 42^{v}: gwint er mit fug einen zuspruch zu seinem hern, so lafft er von dem pflug, ein lenges schwert, ein



hohes pfert wil er dann haben. uff siczet er und wil den mer criegen und raben ... darumb so zich yeglicher sich nach seim genossen.

87) 302r: die haben die nataur, daz sie einander tag und naht abziehen, stelen uff dem velde. dreit oder wein würt selten reht beheiet, einer dem andern stilt daz sein. uff dem velt er in ubermeiet und schneit, daz er nit seiet. . . . an ackern, wisen und weingart criegen sie ümb die erden . . . . eynr spricht den andern ümb ein wisen an, zu seinem hof wil er sie hon, der ander umb einn acker. der bawer ist zu bossheit wacker. horent, wie er den marcksteinn tut, so er get zacker: ist er alein, er seczt einn andern stein oder verzeuht den underrein.

88) 121v: darumb solt man vermeiden ser ir gesellschafft und geheim ... davon kein krist mit in hab pflicht mit bad, mit essen, trinken nicht. wann wer ir speis und trank nympt icht, so wissent, daz er danne ist in des babstes banne. ir ercznei nem ach nymen hie.

89) 121v: auch sagt daz reht und ach dy pul, das keynr keins amptes pflegen sul noch nit machen kein newe schul noch dy alten nit ziren; sa dy iutscheit nach solhem streb, das sy dem landesherren geb e funffczig pfunt von golde. ir keiner ach nit solde, als bald die marterwach gieng an, für sein haus an die strossen gan noch an dem karfreitag nit stan in kein sein venster niren.

90) 121r: ach sol kein cristenweib noch man in iren heusern dienen. wann wer den keczern dient, do van kümpt er ach in des babstes ban. die iuden under uns soln han underscheidung der kleider.

91) 121v: auch sol kein cristen, wer der sei, ein munich, ein pfaff odr ein lei sich kern an der iuden gespei noch tisputirn mit yne ... wann der glab wird davon vergifft, verspotet und verkorte.

92) 121v: wil sich ein iud lan tauffen gern, des selben sol man ym nit wern. ob er hernach wil wider-



kern, so sol man in verprennen. ob ein iud ab wil trennen einn cristen von der cristenheit, daz er in iutschet und pesneit, den sol man töten, das ist zeit.

93) 121^{v}: hort mer von irer keczerei: sie sprechen, das es nüczer sei, daz der pest crist wird lebens frei dann ein slang oder nater.

94) 122^{r}: und wann sie einn verkeren, den senden sie in fremde lant, da er dann nymen ist bekant und machen in trunken zuhant. wirt er von in besniten und nach iudischen siten, so geben sy im einen nam und ach ein weib von irem stam und samen vil pfenning zusam, damit sy in dann eren. und sie machen in gutes reich darumb, daz er nit von in weich.

95) 182^{r}: sie sein gefreit durch fürsten, herren und auch stet vil vester wann dy cristen, daz man in triegerey und schalkeit übersehen muß.

96) 182^{r}: daz tut mich ser pecrengen, wie ir fürsten und herren, stetleüt in mogent so vil verhengen, und ir nit welt erkennen, wie sie frummen eüch mit neüten. daz sie euch geben, daz ist kein gewin, es kümpt von armen leüten, die cristen müssen neren sie. mich wundert, daz dy keczer haben dy getürst, wy sy törren herleben, daz sy vor eines fürsten tisch gen im so zu gesiht.

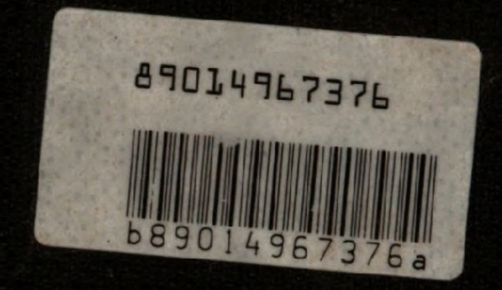
97) 182^{v}: doch slah ich sie nit abe. wann einem yeden fürsten zimet wol, daz er pestell und habe allerlei leüt in seinem land . . . ein fürst sol haben allerhand, doch sol er yegliches halten als es wirdig ist. ein hunt hört zu den rüden. auch sol kein schwein vor eines edlen fürsten tisch nit wüln, es höret in den mist.

Berichtigungen:

S. 36, Z. 15 v. u. lies: „untergeordneten“ statt „ungeordneten“.
S. 63, Z. 7 v. u. lies: „Partie“ statt „Partei“.






89014967376
b89014967376a